This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 408897

1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

GR
167
.S9
B61

Alemannische

Volkssagen, Geschichten

und

Mährchen.

Erster Band.

Alemannische

Volkssagen, Geschichten

und

Mährchen.

Gesammelt und neu erzählt

von

Dr. W. Binder.

Stuttgart.
Verlag der J. F. Cast'schen Buchhandlung.
1842.

Alemannische

Volkssagen, Geschichten

und

Mährchen.

Gesammelt und neu erzählt

von

Dr. W. Binder.

Stuttgart.
Verlag der J. F. Cast'schen Buchhandlung.
1842.

Alemannische

Volkssagen, Geschichten

und

Mährchen.

Gesammelt und neu erzählt

von

Dr. W. Binder.

Stuttgart.
Verlag der J. F. Cast'schen Buchhandlung.
1842.

Gedruckt bei K. F. Hering & Comp.

Falk-Lore
Hahn
6-14-29
19614

1-28-33 AEN

Inhalt.

		Seite
I.	Das Mädchen vom See	1
II.	Der schwarze Brunnen	51
III.	Bruder Eckhardt	81
IV.	Der Todtenkopf	111
V.	Das Nebelmännlein	158
VI.	Die Gründung des Klosters Schönthal	182
VII.	Das Grabmal auf Castell	251

Vorwort.

Da die Einleitung sich bereits über die Art und Weise der Behandlung vorliegender Erzählungen genügend ausspricht, so sind hier blos noch einige Worte über die Veranlassung zu deren Herausgabe beizusetzen.

Gegen das Ende des verflossenen Jahres hatte die Verlagshandlung ihr Vorhaben gegen mich ausgesprochen, gleich den Sagensammlungen anderer Theile unseres Vaterlandes auch eine ähnliche von oberdeutschen oder alemannischen Sagen zu veranstalten und mich zur Besorgung dieser Arbeit eingeladen.

Nicht ohne Schüchternheit nahm ich diesen Auftrag entgegen, denn wohl war ich mir bewußt, daß ich mich hier auf ein mir noch ziemlich unbekanntes Feld wagen würde. Es entging mir nicht, daß hiezu zwei Eigenschaften erforderlich wären, deren vereinten Besitzes sich nur Wenige rühmen dürfen, nämlich großer Forscherfleiß und eine glückliche Gabe der Darstellung, und daß selbst da, wo diese beiden sich wirklich finden, der Schriftsteller noch der Klippen genug zu überwinden habe, indem es gerade in diesem Zweige der Literatur mehr als in jedem andern schwierig ist, die richtige Mitte zwischen Geschichte und Roman zu treffen, welche Lücke nun einmal die Volkssage nach den Forderungen unserer Zeit auszufüllen bestimmt ist.

Bei diesen Schwierigkeiten, die sich mir von Tage zu Tage lebhafter vergegenwärtigten, war ich schon entschlossen,

das Ganze wieder aufzugeben, als ein Beſuch meines vieljährigen Freundes, des Pfarrers Schönhuth in Wachbach, meinen Entſchluß plötzlich wieder änderte. Ich theilte ihm, dem unermüdlichen Forſcher in dem Gebiete des Mittelalters, den Plan mit und erfuhr zu meiner nicht geringen Freude, daß, was ich ſelbſt aufzutreiben mir nicht getraut hatte, nämlich der Stoff ſelbſt, in ſeinen reichhaltigen Sammlungen ſchon beinahe ganz vorräthig da liege. Nunmehr war meine Aufgabe eine völlig veränderte, unendlich leichtere geworden.

Wir theilten uns in die Arbeit, ſo, daß der Stoff, mit wenigen Ausnahmen, Eigenthum meines Freundes iſt, die Auswahl und Darſtellung dagegen, ſowie die theilweiſe Berichtigung einzelner Parthieen, mir angehört. Ueber die getroffene Wahl werden meine Leſer wohl nicht mit mir rechten wollen: ich nahm aus der überreichen Maſſe zunächſt das heraus, was mich theils um ſeiner hiſtoriſchen Wichtigkeit, theils um ſeines praktiſchen Werthes willen vorzüglich anſprach. Auch die Aufnahme der ſechsten Erzählung dürfte, obgleich der Titel des Buches hiezu nicht berechtigt, in dem Intereſſe, das ſie gewiß allen unſern württembergiſchen Landsleuten gewährt, ihre hinreichende Entſchuldigung finden.

Der Verfaſſer.

Einleitung.

Das Reich der Moden genügte uns Deutschen längst nicht mehr, um das Ausland zu bewundern und nachzuäffen, wir haben dieß leidige Vorrecht unserer Nation auch auf die Werke des Geistes übergetragen. Wie seit vierzig Jahren keine andere Nadel, als eine englische, auf dem Arbeitstische deutscher Damen Gnade fand, eben so werden jetzt auch nur Romane à la Bulwer, Marryat, Boz u. A. im Boudoir zugelassen, und es gehört zum guten Tone, genau zu kennen, was eine George Sand, dieses Mittelding zwischen Mann und Weib, geschrieben hat, wenn gleich die Erzeugnisse ihrer Feder meist von der Art sind, daß man sie zuvor einer strengen Censur unterwerfen sollte, bevor sie in die Hände sittsamer Frauen gegeben werden. Kein Wunder, daß über diesem Haschen nach Fremdem und Ausländischem der deutsche Roman je mehr und mehr in Verfall gerieth und nur selten Etwas zu Tage kam, was gut und preiswürdig erfunden wurde. Dafür hat sich unsere schöne Literatur einem Felde zugewendet, auf dem wir Deutsche ungleich reicher sind, als Engländer und Franzosen, das uns, wir möchten es behaupten, fast eigenthümlich zugehört, wir meinen die Volkssagen und sogenannte Geschichten der Vorzeit, ein unerschöpflicher Schacht, der von Tage zu Tage neue Ausbeute darbietet.

Es gibt keine Provinz unſeres gemeinſamen Vaterlandes, keinen Gau, ja faſt keine nur einigermaßen bedeutende Stadt, die nicht ihre eigenen Sagen hätte; von vielen derſelben ſind ſie bereits geſammelt, wir beſitzen Sagenbücher vom Rheinlande, vom Elſaß, aus Schwaben, Thüringen, dem Harze und andern Gegenden, deren jedes durch ſeine Oertlichkeiten ein eigenthümliches Intereſſe darbietet. Man hat aber dieſe Sagen geſammelt, nicht blos, weil man darin einen trefflichen Stoff zur Unterhaltung fand, ſondern namentlich auch, um ihnen ihre verdienten und lange verkannten Rechte einzuräumen. Man hat einſehen gelernt, daß ſie mehr ſeien, als bloße Mährchen, die ihre Entſtehung blos der Phantaſie verdanken, daß ſie vielmehr, nach ihrer wahren Bedeutung aufgefaßt, nicht ſelten Lücken in der Geſchichte ausfüllen, wo aller Fleiß und Scharfſinn des Hiſtorikers kein verbindendes Glied aufzufinden vermag; oder wichtige Data enthalten, die dem umſichtigen Forſcher auch aus dem phantaſtiſchen Gewande der Sage nicht undeutlich entgegenleuchten. Einen ſprechenden Beweis hiefür liefert die deutſche Heldenſage, die, gleich den Saga's der Nordländer, die Heroengeſchichte einer in Dunkel gehüllten Vorzeit unſeres Volkes aufbewahrt hat und ſich, trotz alles Strebens der Anhänger einer mythiſchen Erklärungsweiſe, doch nie in reine Mythe auflöſen laſſen wird.

Wenn übrigens von deutſchen Sagenbüchern die Rede war, ſo meinten wir damit nicht Sammlungen ſolcher Sagen, die — wie die ebengenannte Heldenſage — ſo ſehr das phantaſtiſche Gewand an ſich tragen, daß der hiſtoriſche Kern nur ſchwach und unkenntlich daraus hervorblickt; ſondern hauptſächlich ſolche, die nur deßhalb in das Gebiet der Mährchen verwieſen wurden, weil ſie, zwar mit mehrerer oder minderer Abänderung ihrer Form, aber ſtets denſelben

Hauptgedanken verfolgend, ſich da und dort in mündlicher oder ſchriftlicher Ueberlieferung wiederholen. So ſind Geſchichten, wie die vom Wilhelm Tell, der Weibertreue in Weinsberg u. A. einzig aus dem Grunde von den Hiſtorikern angefochten worden, weil mehrere ähnliche Erzählungen von ganz verſchiedenen Orten überliefert ſind.

Aber ſelbſt um der bloßen Verſchiedenheit in der Darſtellung willen iſt ſchon manche Geſchichte zur Sage geworden. Von dem einen Berichterſtatter kommt ſie auf den andern; was der Eine geleſen oder gehört, ſtellt er auf ſeine eigenthümliche Weiſe wieder dar, und läßt weg oder fügt hinzu nach Gutdünken, ſo daß wir bei dem Letzten, in deſſen Hand eine ſolche Geſchichte gekommen, oft ganz neue Züge finden, die in der urſprünglichen Erzählung gar nicht enthalten waren. Und dieß iſt nicht ſelten in einem ſo hohen Grade der Fall, daß Geſchichten, die eine und dieſelbe Quelle haben, zuletzt, wenn ſie mehrere Jahrhunderte hindurch von Verſchiedenen erzählt und bearbeitet wurden, ſo abweichend von dem Urtypus erfunden werden, daß man nur allzuleicht verſucht wird, alle und jede Verbindung zwiſchen ihnen zu bezweifeln. Solche Darſtellungen verhalten ſich dann zur urſprünglichen Erzählung des Ereigniſſes etwa wie die Variationen in der Muſik zum Thema, wo oft nur noch der Grundgedanke des letztern, und dieſer auch nicht immer ohne große Mühe, herauszufinden iſt. So z. B. mit der Sage von Erbauung der Habsburg, die nur durch die Mannigfaltigkeit ſpäterer Darſtellungen aus der Geſchichte verdrängt worden iſt.

Uebrigens berührt uns das, wie der Hiſtoriker die Sagen ſammelt und ſie für die Geſchichte benützt, hier weniger; unſerm Zwecke liegt es näher, darüber verſtändigt zu werden, auf welche Weiſe die deutſche

Es gibt keine Provinz unseres gemeinsamen Vaterlandes, keinen Gau, ja fast keine nur einigermaßen bedeutende Stadt, die nicht ihre eigenen Sagen hätte; von vielen derselben sind sie bereits gesammelt, wir besitzen Sagenbücher vom Rheinlande, vom Elsaß, aus Schwaben, Thüringen, dem Harze und andern Gegenden, deren jedes durch seine Oertlichkeiten ein eigenthümliches Interesse darbietet. Man hat aber diese Sagen gesammelt, nicht blos, weil man darin einen trefflichen Stoff zur Unterhaltung fand, sondern namentlich auch, um ihnen ihre verdienten und lange verkannten Rechte einzuräumen. Man hat einsehen gelernt, daß sie mehr seien, als bloße Mährchen, die ihre Entstehung blos der Phantasie verdanken, daß sie vielmehr, nach ihrer wahren Bedeutung aufgefaßt, nicht selten Lücken in der Geschichte ausfüllen, wo aller Fleiß und Scharfsinn des Historikers kein verbindendes Glied aufzufinden vermag; oder wichtige Data enthalten, die dem umsichtigen Forscher auch aus dem phantastischen Gewande der Sage nicht undeutlich entgegenleuchten. Einen sprechenden Beweis hiefür liefert die deutsche Heldensage, die, gleich den Saga's der Nordländer, die Heroengeschichte einer in Dunkel gehüllten Vorzeit unseres Volkes aufbewahrt hat und sich, trotz alles Strebens der Anhänger einer mythischen Erklärungsweise, doch nie in reine Mythe auflösen lassen wird.

Wenn übrigens von deutschen Sagenbüchern die Rede war, so meinten wir damit nicht Sammlungen solcher Sagen, die — wie die ebengenannte Heldensage — so sehr das phantastische Gewand an sich tragen, daß der historische Kern nur schwach und unkenntlich daraus hervorblickt; sondern hauptsächlich solche, die nur deßhalb in das Gebiet der Mährchen verwiesen wurden, weil sie, zwar mit mehrerer oder minderer Abänderung ihrer Form, aber stets denselben

Hauptgedanken verfolgend, ſich da und dort in mündlicher oder ſchriftlicher Ueberlieferung wiederholen. So ſind Geſchichten, wie die vom Wilhelm Tell, der Weibertreue in Weinsberg u. A. einzig aus dem Grunde von den Hiſtorikern angefochten worden, weil mehrere ähnliche Erzählungen von ganz verſchiedenen Orten überliefert ſind.

Aber ſelbſt um der bloßen Verſchiedenheit in der Darſtellung willen iſt ſchon manche Geſchichte zur Sage geworden. Von dem einen Berichterſtatter kommt ſie auf den andern; was der Eine geleſen oder gehört, ſtellt er auf ſeine eigenthümliche Weiſe wieder dar, und läßt weg oder fügt hinzu nach Gutdünken, ſo daß wir bei dem Letzten, in deſſen Hand eine ſolche Geſchichte gekommen, oft ganz neue Züge finden, die in der urſprünglichen Erzählung gar nicht enthalten waren. Und dieß iſt nicht ſelten in einem ſo hohen Grade der Fall, daß Geſchichten, die eine und dieſelbe Quelle haben, zuletzt, wenn ſie mehrere Jahrhunderte hindurch von Verſchiedenen erzählt und bearbeitet wurden, ſo abweichend von dem Urtypus erfunden werden, daß man nur allzuleicht verſucht wird, alle und jede Verbindung zwiſchen ihnen zu bezweifeln. Solche Darſtellungen verhalten ſich dann zur urſprünglichen Erzählung des Ereigniſſes etwa wie die Variationen in der Muſik zum Thema, wo oft nur noch der Grundgedanke des letztern, und dieſer auch nicht immer ohne große Mühe, herauszufinden iſt. So z. B. mit der Sage von Erbauung der Habsburg, die nur durch die Mannigfaltigkeit ſpäterer Darſtellungen aus der Geſchichte verdrängt worden iſt.

Uebrigens berührt uns das, wie der Hiſtoriker die Sagen ſammelt und ſie für die Geſchichte benützt, hier weniger; unſerm Zwecke liegt es näher, darüber verſtändigt zu werden, auf welche Weiſe die deutſche

das Ganze wieder aufzugeben, als ein Beſuch meines vieljährigen Freundes, des Pfarrers Schönhuth in Wachbach, meinen Entſchluß plötzlich wieder änderte. Ich theilte ihm, dem unermüdlichen Forſcher in dem Gebiete des Mittelalters, den Plan mit und erfuhr zu meiner nicht geringen Freude, daß, was ich ſelbſt aufzutreiben mir nicht getraut hatte, nämlich der Stoff ſelbſt, in ſeinen reichhaltigen Sammlungen ſchon beinahe ganz vorräthig da liege. Nunmehr war meine Aufgabe eine völlig veränderte, unendlich leichtere geworden.

Wir theilten uns in die Arbeit, ſo, daß der Stoff, mit wenigen Ausnahmen, Eigenthum meines Freundes iſt, die Auswahl und Darſtellung dagegen, ſowie die theilweiſe Berichtigung einzelner Parthieen, mir angehört. Ueber die getroffene Wahl werden meine Leſer wohl nicht mit mir rechten wollen: ich nahm aus der überreichen Maſſe zunächſt das heraus, was mich theils um ſeiner hiſtoriſchen Wichtigkeit, theils um ſeines praktiſchen Werthes willen vorzüglich anſprach. Auch die Aufnahme der ſechsten Erzählung dürfte, obgleich der Titel des Buches hiezu nicht berechtigt, in dem Intereſſe, das ſie gewiß allen unſern württembergiſchen Landsleuten gewährt, ihre hinreichende Entſchuldigung finden.

Der Verfaſſer.

Einleitung.

Das Reich der Moden genügte uns Deutſchen längſt nicht mehr, um das Ausland zu bewundern und nachzuäffen, wir haben dieß leidige Vorrecht unſerer Nation auch auf die Werke des Geiſtes übergetragen. Wie ſeit vierzig Jahren keine andere Nadel, als eine engliſche, auf dem Arbeitstiſche deutſcher Damen Gnade fand, eben ſo werden jetzt auch nur Romane à la Bulwer, Marryat, Boz u. A. im Boudoir zugelaſſen, und es gehört zum guten Tone, genau zu kennen, was eine George Sand, dieſes Mittelding zwiſchen Mann und Weib, geſchrieben hat, wenn gleich die Erzeugniſſe ihrer Feder meiſt von der Art ſind, daß man ſie zuvor einer ſtrengen Cenſur unterwerfen ſollte, bevor ſie in die Hände ſittſamer Frauen gegeben werden. Kein Wunder, daß über dieſem Haſchen nach Frembem und Ausländiſchem der deutſche Roman je mehr und mehr in Verfall gerieth und nur ſelten Etwas zu Tage kam, was gut und preiswürdig erfunden wurde. Dafür hat ſich unſere ſchöne Literatur einem Felde zugewendet, auf dem wir Deutſche ungleich reicher ſind, als Engländer und Franzoſen, das uns, wir möchten es behaupten, faſt eigenthümlich zugehört, wir meinen die Volksſagen und ſogenannte Geſchichten der Vorzeit, ein unerſchöpflicher Schacht, der von Tage zu Tage neue Ausbeute darbietet.

nunmehrigen Bestimmung zu begeben. „Liebe Marie,“ begann der Alte, nachdem sie etwa eine Stunde Weges zurückgelegt hatten, zu seiner Gefährtin, „du hast mich schon oft um Aufschluß über deine Lebensverhältnisse gebeten; jetzt, da diese eine ganz andere Richtung nehmen werden, als bisher, und wir uns, vielleicht auf immer, trennen müssen, ist es meine Pflicht, dir diese Bitte zu gewähren, obgleich mit schwerem Herzen. Deine Geschichte ist so enge verflochten mit meiner eigenen, die ersten schweren Stunden deines irdischen Daseyns gränzen so nahe an die seligste Zeit meines Lebens, welche begann, um schnell wieder zu verschwinden, daß diese Erzählung nothwendig Erinnerungen in meine Seele zurückrufen muß, die ich so gerne auf ewig daraus verbannt hätte. Gleichwohl will ich es thun, um dich mit den Namen bekannt zu machen, die dir, nächst Gott, von nun an für dein ganzes Leben die theuersten bleiben sollen.“

Die Stadt Mergentheim ist mein Geburtsort; das kleine Häuschen am Edelfinger Thore, worin du die Tage deiner Kindheit und Jugend verlebtest, vererbte sich von Voreltern her bis auf meinen Vater, Johannes Wunderlich, den seine Mitbürger wegen seiner Fertigkeit im Lautenspiele nur den Lautenhans nannten. Vermöge dieser Geschicklichkeit hatte er sich ein kleines Dienstlein als Lautenist der Stadt Mergentheim erworben, dem er viele Jahre lang getreulich abwartete. Er würde indessen mit dem, was der Magistrat ihm reichte, sein Leben nur knapp durchgeschlagen haben, wär' ihm nicht von dem damaligen Commenthur im

Schlosse, der ein großer Liebhaber von Musik war, noch mancher Goldgulden nebenher zugeflossen, wenn er ihm die Zeit mit Spiel und Gesang verkürzte. Ueberdieß gab es auch keine Lustbarkeit in Stadt und Nachbarschaft, wo der Lautenhans nicht seinen schönen Kreuzer verdiente; denn wo sein Spiel erklang, war Leben im geselligen Kreise, und selbst die Herrn im Ordenskleide wanden oft ihre Füße um den Tisch, um nicht auch Lust zu bekommen, sich den Reihen der Tanzlustigen anzuschließen. So ward der alte Lautenhans im kleinen Häuschen nach und nach ein angesehener Mann, den Alt und Jung kannte und lieb gewann. Ich war sein einziger Sohn und Erbe seiner Kunstgabe. Darüber freute sich mein Vater und sah schon im Geiste voraus, wie sein Söhnlein einst nicht nur das Aemtchen eines Stadtlauteniſten zu Mergentheim führen würde, sondern er dachte auch noch weiter; — ich sollte meine Kunst auch über die Markung der Vaterstadt hinaustragen, Reisen zu meiner weitern Ausbildung machen und zuletzt mich an den Höfen der Fürsten und Könige hören lassen. Unter solchen Hoffnungen versäumte er keine Mühe, um in dem kleinen Jungen die Gabe der Kunst so frühe als möglich zu wecken und auszubilden; ich kam auch in Kurzem so weit, daß ich meinen Vater auf seinen musikalischen Wanderungen begleiten konnte; bald wurde derselbe nirgends mehr ohne sein Hänschen gesehen und brachte immer noch einmal so viel Geld nach Hause als vorher.

So trieb ich es bis in mein sechszehntes Jahr,

nunmehrigen Bestimmung zu begeben. „Liebe Marie,“ begann der Alte, nachdem sie etwa eine Stunde Weges zurückgelegt hatten, zu seiner Gefährtin, „du hast mich schon oft um Aufschluß über deine Lebensverhältnisse gebeten; jetzt, da diese eine ganz andere Richtung nehmen werden, als bisher, und wir uns, vielleicht auf immer, trennen müssen, ist es meine Pflicht, dir diese Bitte zu gewähren, obgleich mit schwerem Herzen. Deine Geschichte ist so enge verflochten mit meiner eigenen, die ersten schweren Stunden deines irdischen Daseyns gränzen so nahe an die seligste Zeit meines Lebens, welche begann, um schnell wieder zu verschwinden, daß diese Erzählung nothwendig Erinnerungen in meine Seele zurückrufen muß, die ich so gerne auf ewig daraus verbannt hätte. Gleichwohl will ich es thun, um dich mit den Namen bekannt zu machen, die dir, nächst Gott, von nun an für dein ganzes Leben die theuersten bleiben sollen.“

Die Stadt Mergentheim ist mein Geburtsort; das kleine Häuschen am Edelfinger Thore, worin du die Tage deiner Kindheit und Jugend verlebtest, vererbte sich von Voreltern her bis auf meinen Vater, Johannes Wunderlich, den seine Mitbürger wegen seiner Fertigkeit im Lautenspiele nur den Lautenhans nannten. Vermöge dieser Geschicklichkeit hatte er sich ein kleines Dienstlein als Lauteniſt der Stadt Mergentheim erworben, dem er viele Jahre lang getreulich abwartete. Er würde indessen mit dem, was der Magistrat ihm reichte, sein Leben nur knapp durchgeschlagen haben, wär' ihm nicht von dem damaligen Commenthur im

Schlosse, der ein großer Liebhaber von Musik war, noch mancher Goldgulden nebenher zugeflossen, wenn er ihm die Zeit mit Spiel und Gesang verkürzte. Ueberdieß gab es auch keine Lustbarkeit in Stadt und Nachbarschaft, wo der Lautenhans nicht seinen schönen Kreuzer verdiente; denn wo sein Spiel erklang, war Leben im geselligen Kreise, und selbst die Herrn im Ordenskleide wanden oft ihre Füße um den Tisch, um nicht auch Lust zu bekommen, sich den Reihen der Tanzlustigen anzuschließen. So ward der alte Lautenhans im kleinen Häuschen nach und nach ein angesehener Mann, den Alt und Jung kannte und lieb gewann. Ich war sein einziger Sohn und Erbe seiner Kunstgabe. Darüber freute sich mein Vater und sah schon im Geiste voraus, wie sein Söhnlein einst nicht nur das Aemtchen eines Stadtlauteniſten zu Mergentheim führen würde, sondern er dachte auch noch weiter; — ich sollte meine Kunst auch über die Markung der Vaterstadt hinaustragen, Reisen zu meiner weitern Ausbildung machen und zuletzt mich an den Höfen der Fürsten und Könige hören lassen. Unter solchen Hoffnungen versäumte er keine Mühe, um in dem kleinen Jungen die Gabe der Kunst so frühe als möglich zu wecken und auszubilden; ich kam auch in Kurzem so weit, daß ich meinen Vater auf seinen musikalischen Wanderungen begleiten konnte; bald wurde derselbe nirgends mehr ohne sein Hänschen gesehen und brachte immer noch einmal so viel Geld nach Hause als vorher.

So trieb ich es bis in mein sechszehntes Jahr,

vor dem Hause; freudig empfing er mich, stieg zu Pferde und ritt langsam fürbaß, während ich neben ihm zu Fuße her ging, mein Bündelein unter dem Arme, und über die Schulter meine Laute, der ich immer noch herzlich zugethan war. Am Abende des zweiten Tages kamen wir in Onolzbach an und wurden freundlich empfangen, wie Götz von Berlichingen vorausgesagt hatte. Der Junker trat als Edelknabe in die Dienste des Markgrafen, ich dagegen wurde zum Diener der Frau Markgräfin verordnet, um ihr aufzuwarten und jezuweilen mit Gesang und Saitenspiel die Zeit zu verkürzen. Aber nur wenige Tage sollte dieses frohe, harmlose Leben am Hofe dauern.

Um Fastnacht des Jahres 1499 begann am Bodensee der Schweizerkrieg. Schon mit Anfang dieses Jahres hatte Kaiser Maximilian alle Fürsten und Stände des Reichs gegen die Eidgenossen ermahnt und nach Constanz zusammenberufen. Auch der Markgraf von Onolzbach war dem Aufgebote gefolgt und hatte schon vor unserer Ankunft zwei Fähnlein seines Kriegsvolks an den Bodensee abgesendet. Eine dritte Schaar, an deren Spitze er sich selbst zu stellen Willens war, sollte eben abgehen. Da trat eines Morgens Götz von Berlichingen in mein Gemach mit den Worten: „Was sagst du dazu, Hans, daß ich nächster Tage an den Bodensee ziehe? es geht gegen die Schweizer: willst du mich auch dahin begleiten, oder lieber zu Hause bleiben bei den Frauen und ihnen die Zeit verkürzen?“ „Das eben nicht, wertheſter Junker,“ erwiederte ich, wohl fühl' ich alle Lust, mit

Euch zu ziehen, aber was soll ich unter den Kriegsleuten? dort gibt es ein anderes Spiel, als das, dessen ich pflege, dort bedarf man kräftiger Hände.“ „Wie wenn du keine Kraft hättest,“ fiel mir Götz in die Rede, „daß du so sprechen magst. Wer kräftig, wie du, die Saiten rühret, mag auch den Schwertknauf handhaben und im Streite das Seinige thun. Bin ich nicht auch, wie du, noch ein zarter Jüngling? darum trag ich doch hohen Muth in der Brust und folge unserm gnädigen Herrn wie Einer von denen, die schon ziemlich gebraucht und erprobt sind. Du wirst dich wundern, Hänschen, was das für ein Gelände ist am Bodensee. Als vor drei Jahren der Kaiser zu Lindau einen Reichstag hielt, war ich allda mit meinem seligen Vetter dem Ritter Conrad von Berlichingen, der in der Stadt Lindau starb, von wo aus ich als Bube mit seinen Knechten die Leiche bis herab nach Kloster Schönthal geleitete. Die Stadt aber, die ich dir nannte, liegt gleich einem Eilande im See, der von hier an gemessen bis an seine unterste Bucht neun Meilen lang ist. Darauf gehen Schiffe wie kleine Häuser mit bunten Segeln. Der Stadt zur Linken fließt der gewaltige Rheinstrom in den See und zu beiden Seiten des ausgebreiteten Thales ragen hohe Gebirge empor, deren Haupt mit ewigem Schnee bedeckt ist; zur Rechten aber dehnen sich die schönen Gaue des Schwabenlandes mit ihren gesegneten Gärten und Rebhügeln aus.“ Dieses und noch viel Anlockendes erzählte mir der Junker von der Landschaft am See; ich konnte seiner Rede nicht

widerstehen und zog, nachdem ich zuvor meinen Eltern in einem Brieflein Nachricht von meinem Vorhaben ertheilt hatte, am Morgen des dritten Tages neben dem Junker von Berlichingen aus der Burg Onolzbach.

Durch manches schöne Gelände zogen wir, bis wir die Ufer des Bodensee's erreichten. Die Reichsstadt Ueberlingen war der Ort, wo unser gnädiger Herr sich mit den Kaiserlichen vereinigen sollte. Nach einer Reise von acht Tagen standen wir vor der uralten Stadt und begrüßten ehrerbietig das Riesenbild des heiligen Christoph, das über dem Thore gemalt ist. Wie wunderbar wurde ich ergriffen, als mein Fuß zum ersten Male an dem Ufer des See's stand, als meine Augen über die unendliche Wasserfläche hinüberschweiften! Liebe Tochter, schön und lieblich sind die Thäler, welche der Main, die Tauber und Jart durchschlängeln, manches Plätzchen findet sich darin, das wohlthuend zum Gemüthe spricht und ein Ruheort für das Herz werden kann, wenn es, aus dem Geräusche der Welt sich zurückziehend, in der Stille der Einsamkeit seinen Frieden sucht: — aber, was sind alle diese Thäler, alle diese auserlesenen Plätzchen gegen die Umgebungen des majestätischen Bodensee's, wo die Natur Alles Großartige und Anmuthige zum schönsten Gesammtbilde vereinigt hat, wo Inseln gleich Feengärten aus dem Wasser hervortauchen, von Felsen, deren Fuß die blaue Welle bespült, stattliche Burgen herabblicken; und all diese Schönheiten bekränzt, gleich einem großen Rahmen,

die Masse der Gebirge, deren Schneehäupter im Sonnenlichte golden erglänzen. Ich könnte dir noch Vieles von diesem herrlichen Lande erzählen, liebe Marie, aber wozu Bilder vor meine Seele rufen, welche nur die Sehnsucht nach dem schönen Boden auf's neue in mir wecken würden — nach dem Wunderlande, worin ich nur noch in meinen Träumen wandeln darf!

2.

Nur wenige Tage verweilte unser gnädiger Herr, der Marggraf, in Ueberlingen. Von allen Gegenden Deutschlands her hatten sich Schaaren gesammelt; nur die Reichssturmfahne fehlte noch. In der Nacht erhielten die Hauptleute Befehl, ihre Schaaren zu ordnen; eine große Anzahl Schiffe stand schon bereit, um die Kriegsvölker über den See zu führen. Es war mir ganz sonderbar zu Muthe, als ich, mein Rößlein an der Hand, über das Brett stieg, um die breite Wasserfläche zu durchsegeln. Junker Götz stand neben mir und scherzte nicht wenig, als er sahe, wie ich manchmal ängstliche Blicke auf die Wellen fallen ließ. Wir kamen glücklich in Constanz an, und erst, als wir am Damme ausstiegen und zurückblickten über den See, sahen wir, wie zahlreich die Schaar der Verbündeten war, denn die ganze große Fläche, vom Lughäuslein bis zum Damme, war mit Schiffen und großen Nachen angefüllt. Die ganze Zeit über hielt ich mich nur an den Junker, weil dieser schon längst der Gegend kundig und mit einem großen Theile der

vornehmen Herrn und Kriegsmänner, die hier versammelt waren, vertraut war.

Wie wir eben hinter unserem Gebieter die Marktgasse hinauf ritten, stieß uns aus einem kleinen Nebengäßlein eine Schaar Reisiger entgegen, voran ein Rittersmann auf einem unansehnlichen Rößlein. Er hatte einen ziemlich abgetragenen kurzen grünen Rock an; auf dem Kopfe trug er ein grünes Stutzkäppchen, über welchem noch ein breiter Kremphut von gleicher Farbe saß, der sein Gesicht ziemlich verdeckte. Er ritt zu dem Markgrafen hin und reichte ihm die Hand, worauf unser gnädiger Herr den Handschlag ehrerbietig erwiederte, jedoch ohne laut zu sprechen. Neugierig betrachtete ich den Unbekannten, da stieß mich Junker Götz scherzhaft an die Seite, mit den Worten: „Gelt, Hänschen, du möchtest gerne wissen, wer der Herr in dem alten Röcklein da wäre? Das weiß hier Niemand, als unser gnädiger Herr, der Markgraf und ich, sein wohlbestellter Fahnenträger. Schaue einmal genau unter seine Hutkrempe; erblickst du da nicht eine große Adlersnase, und hast du in der Chronik noch nie gelesen von dem hochseligen Kaiser Rudolph dem Ersten und seiner Nase, gestaltet wie bei den Helden der römischen Zeit? Hieran erkennt man auch die Herrn aus habsburgischem Stamme, und dieser hier, den du da vor dir siehest, ist unser hochberühmter Kaiser, der ritterliche Maximilian, den ich schon auf etlichen Reichstagen gesehen habe, namentlich zu Worms und Lindau, als ich noch Bube war bei meinem seligen Vetter Conrad.“

Der Kaiser und der Markgraf redeten eine Zeit lang mit einander, aber so leise, daß Keiner der Umstehenden ein Wort von ihrer Unterhaltung vernahm. Hierauf trennten sie sich wieder und jeder ritt mit seinem Gefolge der Herberge zu. Wir nahmen unser Nachtlager im Gasthause zum goldenen Schiffe, welches nahe dem Damme liegt. Vor Tagesanbruch ritten wir durch das Thor, welches nach Gottlieben führt, bis an den Ort, wo vor mehr als achtzig Jahren Johannes Huß aus Böhmen wegen ketzerischer Lehre verbrannt worden war. Da stand schon der Kaiser mit allen Haufen zu Roß und zu Fuß und um ihn seine Hauptleute und Kriegsräthe. Dem Markgrafen zur Linken ritt der Junker und ich dicht hinter ihm. Jetzt erst verstand ich, was Götz gestern damit gemeint hatte, als er sich Fahnenträger seiner Gnaden des Markgrafen nannte. Er trug einen langen, weiß und schwarz gemalten Spieß in seiner Rechten, daran war eine große Fahne, ebenfalls weiß und schwarz, auch hatte er auf seinem Helme einen Federbusch von gleicher Farbe, der stand stracks über sich; so stattlich, wie heute, hatte ich meinen Junker noch nie gesehen.

Während der Kaiser sich mit dem Markgrafen unterhielt, blickte er manchmal herüber auf den Berlichingen und seine Fahne. Auf einmal verließ er seine Umgebung und lenkte sein Roß gegen uns her. „Wem stehest du zu?“ fragte er den Junker, der seine Fahne mit dem hohenzollerischen Wappen tief vor ihm neigte. „Meinem gnädigsten Fürsten und

Herrn, dem Marggrafen Friedrich von Onolzbach," erwiederte dieſer mit friſcher Stimme. „Du haſt da einen langen Spieß und eine große Fahne daran," redete der Kaiſer weiter, „reite mir hinüber, dort zu dem Haufen auf den Brühl und warte bis der Reichsadler von Conſtanz herauskommt." Schnell gehorchte der Junker dem Befehle des Kaiſers, und ritt an den bezeichneten Ort, wo der Schenk Chriſtoph von Limpurg mit den Seinigen hielt; neben dieſen ſtellte er ſich hin. „Und wem gehörſt du an," fragte jetzt der Kaiſer mich, indem er mich freundlich anblickte. Da nahm ich all meinen Muth zuſammen und ſprach: „Allergnädigſter Herr, ich bin aus Mergentheim im Tauberthale gebürtig und meines Zeichens ein Spielmann; — die Leute nennen mich deßwegen den Lautenhans; — der Junker dort hat mich beredet, ihm nach Onolzbach an den Hof des Marggrafen zu folgen, und nun habe ich ihn auch hieher begleitet." Der Kaiſer lächelte über meine ehrliche und naive Antwort, die mir etwas ſchwer geworden war; betrachtete mich vom Kopf bis zu den Füßen und redete dann weiter: „Willſt du in meine Dienſte treten, Knabe? du ſollſt immer um mich ſeyn, um mir die Zeit zu verkürzen, denn ich liebe das Saitenſpiel in hohem Maaße, doch für den Augenblick ſollſt du die Laute noch bei Seite laſſen, denn wir ſind der Zeit an einem ernſtern Spiele. Junge, wenn du Eines mit mir biſt, ſo reite herüber zu meinem Haufen und erwarte mich hier. Ein ſolches Anerbieten und von ſolchem Herrn ließ ich mir nicht zweimal machen, ich

wandte mein Rößlein und ritt hinüber zu dem kaiserlichen Kriegsvolke.

Kaum war eine halbe Stunde verflossen, so zog eine neue Schaar aus der Stadt; — aus ihrer Mitte ragte die Reichssturmfahne hervor. Schenk Christoph von Limpurg nahm die Fahne aus der Hand des Trägers und neigte sie dreimal vor dem Kaiser. Eben tauchte die Morgensonne aus den Fluthen des Sees und warf ihre ersten Strahlen auf das flatternde Reichspanier, das der kräftige Limpurger, an Statur über alle Ritter des Heeres ragend, wie eine leichte Lanze in der Hand schwang. Dieß war das erste und letzte Mal, daß ich den Reichsadler so majestätisch fliegen sah, das erste und letzte Mal, daß ich auf ein so stattliches Heer mit blanken Schwertern, strahlenden Helmen und Harnischen hinblickte. Es war ein Heer, so wohl geordnet und zahlreich, wie noch keines am See gestanden hatte. Aber zur Linken auf den Höhen des Thurgau standen die Schweizer, unsre Feinde, in wohl geschlossenen Rotten und gedoppelter Schlachtreihe. Schon war es so helle geworden, daß wir ihre Menge und Ordnung deutlich wahrnehmen konnten.

Als der Reichsadler so in der Hand des Schenken flatterte, wähnte ich, daß es bald gegen den Feind gehen würde; schon waren die Geschütze aufgepflanzt und der Feind nahe genug, um sich mit ihm in ein Treffen einzulassen; aber immer dauerte die Berathung der Herren noch fort. Eine Stunde ging über der andern hin, es wollte zu Nichts gedeihen; ungeduldig

und des langen Hinstehens müde, wieherten unsere Rosse; da erklang endlich die Trompete; aber nicht zum Angriffe, sondern zum Rückzuge in die Stadt.

Der Kaiser hatte zum raschen Angriffe gerathen, aber im Kriegsrathe wurden die Herren über die Art und Weise desselben uneinig, und über dem nutzlosen Hin- und Herrathen verfloß die kostbare Zeit; da wurde der Kaiser unwillig, wandte sein Roß und ritt wieder dem Thore zu. Hinter dem Kaiser ließ ich mein Rößlein traben; da gesellte sich der Berlichingen unterweges wieder zu mir. „Hänschen, Hänschen," — lachte er mir entgegen, — „du hast heute das beste Theil davon getragen, magst es nun leicht weiter bringen als ich, der Fähndrich Seiner Gnaden des Herrn Markgrafen, der beim Fastnachtszuge gegen die Schwetzer die Fahne schwenken mußte; — unsere ganze Sache ist doch Nichts weiter gewesen. Die Schweizer wissen jetzt, daß wir ein stattliches und zahlreiches Heer haben, denn unsere Schlachtreihen waren vollzählig und wohlgeordnet, auch strahlten unsere Waffen einen schönen Glanz aus; aber von unserem Muth und Ritterssinne haben wir ihnen wenig Kunde gegeben. Noch einmal sag' ich dir, Hänschen, du hast heute ein besser Geschäft gemacht, als der Kaiser selbst; der trägt seinen Aerger mit sich nach Hause, weil die Sache nicht nach seinem Kopfe ging: du aber hast ein gutes Aemtlein herausgeschlagen, wozu ich dir nur viel Glück und Verstand wünsche. Lebe wohl, Hänschen, und denke auch manchmal noch an den Berlichingen, deinen Gesellen." Bei diesen

Worten gab mir der Junker einen kräftigen Handschlag, den ich mit aller Herzlichkeit erwiederte, und ritt zurück zu dem Gefolge seines Herrn. Seither habe ich ihn am Bodensee nimmer gesehen, aber ich hörte nachher noch manches brave Stücklein von dem ritterlichen Herrn.

3.

Von nun an war ich ununterbrochen um den Kaiser und fand von Tag zu Tage größere Gnade in seinen Augen. Oft ergötzte ich ihn in Stunden des Mißmuthes durch Gesang und Lautenspiel, denn gar oft lief traurige Kunde ein, wie der Feind da und dort wieder einen Vortheil über das Volk des Kaisers errungen habe, was ihn immer wieder aufs Neue in Unwillen und Trübsinn versetzte. Bei alle dem sah man doch, daß die Anwesenheit des Kaisers am See einigen Eindruck auf die Eidgenossen gemacht hatte; ihre Feindseligkeiten waren bei Weitem nicht mehr dieselben, wie vor seiner Ankunft; es verlautete sogar, daß sie, obgleich bisher meistens im Vortheile, doch erbötig wären, dauernden Frieden mit dem Reiche zu schließen. Es zeigte sich auch bald, daß dieses Gerede nicht ohne Grund war.

Eines Morgens saß ich im Vorgemache des Kaisers und sahe durch eines der Fenster auf den See hin. Die Sonne war eben über dem Wasserspiegel aufgegangen und beleuchtete die stattlichen Bergkegel und Burgen des nahen Höhgau, als ich in der Hausflur, wo die kaiserliche Leibwache stand, ein Geräusch

vernahm, wie wenn einige Personen sich im lebhaften Gespräche befänden, aus dem heraus ich eine zarte weibliche Stimme deutlich unterscheiden konnte. Eben wollte ich der Thüre zugehen, um sie zu öffnen und zu sehen, was es draußen gäbe, als diese aufging und ein Mädchen mit blonden Haaren und blauen Augen mir entgegentrat. „Woher bist du, mein Kind, und zu wem willst du?“ fragte ich die sichtbarlich Erschrockene, die mich vielleicht für den Kaiser selbst halten mochte, denn im Aeußern war zwischen ihm und seiner nächsten Dienerschaft beinahe gar kein Unterschied. „Ich bin eine Thurgäuerin, mein hoher Herr,“ antwortete mir das Mägdlein, „und habe hier ein Schreiben aus dem Lager der Eidgenossen an den Kaiser, das ich aber nur ihm selbst einhändigen darf.“ Mit diesen Worten zog sie aus einem zierlich geflochtenen Strohkörbchen, das an ihrem Arme hing, einen großen Brief hervor und hielt mir denselben entgegen. Als ich den Brief in Empfang genommen hatte, ging ich damit in des Kaisers Gemach und hieß die schöne Botin einstweilen im Vorzimmer warten.

Während der Kaiser das Schreiben durchlas, blieb ich hart an der Thüre stehen und hörte von einem Gespräche, das sich zwischen dem Mädchen und einem der Trabanten, der ins Vorzimmer getreten war, entsponnen hatte, noch Folgendes: „Was treiben die Schweizer da oben in ihrem Lagen?“ „Ihr seht's ja,“ antwortete ganz naiv die Gefragte, sie erwarten Euch.“ „Wie stark sind sie wohl?“ „Stark genug, um Euch noch einmal zu schlagen.“ „Sprich auf

der Stelle, wie viele ſind ihrer?" „Ei nun, Ihr hättet ſie wohl vor den Thoren der Stadt zählen können, wenn ihr Euch auf der Flucht von Schwaderloch nur ein einziges Mal würdet umgeſehen haben." Ueber dieſe Antwort gerieth der Trabant in die äußerſte Wuth, eben wollte er ſeine Hand an das Schwert legen und drohte dem Mädchen den Kopf zu ſpalten, als dieſe ſich ihm unerſchrocken gegenüber ſtellte, ihm mit edler Verachtung ins Geſicht blickte und ſagte: „Mann, du biſt mir ein rechter Held, der einem ſchwachen Mägdlein mit dem Schwerte droht. Warum ſtürmſt du damit nicht lieber gegen die Poſten der Schweizer an? nicht wahr, da antwortet dir ſtatt der Mädchenlippe die Eiſenzunge des Mannes." Noch höre ich dieſe kühne Rede des Mädchens, noch ſehe ich den muthigen Blick, womit ſie dem Söldlinge gegenüber ſtand, dieſen Blick aus den ſeelenvollen, blauen Augen, der indeſſen ſo wenig auf den rohen Trabanten wirkte, daß er bereits im Begriffe ſtand, ſeine Drohung in Erfüllung gehen zu laſſen. Raſch trat ich zwiſchen beide und: „ſchäme dich, alter Graubart," — rief ich jenem zu, — „gegen ein wehrloſes Mägdlein das Schwert zu ziehen." Beſchämt ſteckte der Trabant ſeine Klinge wieder in die Scheide und verließ das Vorgemach. Ich las in den Augen des Mädchens den ſtillen Dank ihres Herzens; weder ſie noch ich ſprachen ein Wort, ſie wohl aus Schüchternheit, ich, weil ich im Anſchauen ihres lieblichen Weſens gleichſam verſunken war. In ſchön geflochtenen Zöpfen hing ihr blondes Haar über den ſchlanken

Oberleib herab, den ein schwarzes Mieder umschloß; ein Goller mit weißer Stickerei zog sich, nach Landessitte, bis herauf an den Hals; kurze Aermel von schneeweißen Linnen, die zur Hälfte den Arm unverhüllt ließen, zeigten dessen schöne Rundung, so wie seine blendende Weiße. Während ich immer noch kein Auge von der Holden verwandte und sie stumm den schüchternen Blick zu Boden senkte, wurde die beneidenswerthe Scene durch das Aufgehen der kaiserlichen Zimmerthüre unterbrochen. Der Kaiser erschien, und rief mich in das Gemach. „Die Schweizer," sagte er, als wir da allein waren, zu mir, „machen mir Friedensvorschläge, die für mich durchaus nicht vortheilhaft sind. Wohl habe ich des Herben genug in diesem Kriege erfahren, dieß soll mich indessen doch nicht bestimmen, in ihre Forderungen zu willigen. Soll die Stadt, worin wir uns dermalen befinden, den Schaden von unserer Uneinigkeit haben und den Blutbann und das Landgericht an den Thurgau abtreten? nein, um solchen schändlichen Preis will ich keinen Frieden haben. Dieß ist mein Entschluß, und den kannst du in meinem Namen den Schweizern melden; du hast Nichts in ihrem Lager zu befürchten, sie sind wohl unsere Feinde, aber sonst immer wackere und biedere Leute." Mit diesen Worten entließ mich der Kaiser.

Mit kaum verhohlener Freude übernahm ich den Auftrag meines allergnädigsten Herrn, denn jetzt hatte ich ja die erwünschteste Gelegenheit, noch länger in der Nähe derjenigen zu seyn, die schon im ersten

Augenblicke ihres Erscheinens mich auf so unerklärliche Weise an sich gefesselt hatte. Die liebenswürdige Botin wurde nun meine Begleiterin in das Lager der Eidgenossen. Freundlicher, als ich je erwarten konnte, ward ich allda aufgenommen und, obgleich der Auftrag meines Herrn, des Kaisers, nicht mit dem Begehren der Eidgenossen übereinstimmte, hielt man mich doch ehrlich, wie es einem kaiserlichen Gesandten gebührt.

Als ich das eidgenössische Lager wieder verlassen hatte, folgte ich, ehe ich nach Constanz zurückkehrte, zuvor noch der liebevollen Einladung des Vaters meiner schönen Begleiterin, der sich ebenfalls im Lager seiner Landsleute befand. Es war dieß Hans Steiner, Mitglied des Rathes zu Winterthur, einer aus den edlen Geschlechtern dieser Stadt, der in der schönen Zeit des Jahres den Freisitz Pflanzberg zu seinem Wohnorte gewählt hatte. Selige Stunden verlebte ich auf diesem schönen Schlosse an der Seite des holden Mädchens. Von hier aus bot sich die allerfrohmüthigste Aussicht auf den Unter- und Obersee dar, und herrlich lag vor uns die uralte Stadt Constanz in ihrer ganzen Ausdehnung. Doppelt herrlich aber ist der Genuß der schönen Natur, wenn ein liebevolles Wesen sich an uns anschmiegt, das Theil nimmt an den Empfindungen unsers Herzens! Es war schon spät Abend geworden, als ich wieder in die Stadt zurückkehrte.

Noch oft wallte ich seitdem hinüber auf den Pflanzberg; die holde Thurgauerin war von nun an

das Bild meiner Träume. Was kümmerte ich mich um den Hader der Völker; mein Mädchen und ich, wir ſtanden im ſüßen Frieden, und der Vater meiner Geliebten ſah mich nicht ungerne in ſeinem Hauſe aus- und eingehen, ob er gleich auf der Seite unſerer Feinde ſtand. Aber ach! die ſelige Zeit ſollte zu Ende gehen, noch ehe ſie recht begonnen hatte. Mein Herr und Kaiſer verließ die Stadt Conſtanz, ohne durch ſeine Unternehmungen gegen die Eidgenoſſen auch nur den geringſten Vortheil errungen zu haben; — auch die übrigen Fürſten folgten ihm. Er nahm ſeinen Weg durch den Höhgau und Schwarzwald gegen Freiburg. Auf der alten Felſenfeſte Hohentwiel, wo Hans Heinrich von Klingenberg, einer der mächtigſten Ritter des Gaues ſaß, machte der Kaiſer einen kurzen Abſtand, um von hier aus dem ſchönen Seegelände und der Stadt Conſtanz noch einmal Valet zu ſagen.

Während der Ritter ſeinen hohen Gaſt und deſſen Diener herrlich hielt, ſaß ich auf dem Thurme, der gegen den See zu liegt, und nahm keinen Antheil an der Freude des Gelages; mir mundete nicht der goldgelbe Hohentwieler Trunk, ich ſprach kein Wort, aber mein Blick ſchwebte hinaus in die Ferne der blauen Fluthen. Waren es die Berge, in deren Anſchauen ich verſunken war? — Hier der hohe Rautis mit ſeinen ſieben Churfürſten, dort der Glärniſch und Tudi, das Finſteraarhorn, die Jungfrau, der Münch und Eiger — im fernſten Hintergrunde die Gebirge des Savoyer-Landes, wo der Montblanc mit ſeinem

Silberhaupte über die Wolken ragt — o, nein! — mein Auge haftete nicht an dem Eisgurte des Alpengebirges, obgleich ich es noch nirgends in solcher Pracht erblickt hatte, — sondern ein Dörfchen, nahe bei Constanz, dessen Kirche auf einer Anhöhe zwischen Bäumen malerisch hervorblickte, und nahe dabei ein gastliches Haus, waren die Gegenstände meiner Betrachtung. Hell erglänzten die Fensterscheiben des Pflanzberges vom Sonnenstrahle, und im Geiste sah ich dort die Geliebte stehen, die allein meine Sehnsucht theilte und in der Stunde der Trennung mir ein Lebewohl zugerufen hatte, — das letzte auf lange Zeit!

Ich muß abbrechen, liebe Tochter, jene Zeit war die erste und letzte selige meines Erdenlebens. Ich folgte von nun an meinem Herrn und Kaiser auf allen seinen Zügen, sah Städte und Länder, sah manches Herrliche, woran Auge und Herz sich erfreuen mögen! aber der Bodensee und seine Umgebung, das Schweizerland mit seinen Eisbergen waren mir doch die liebsten, in denen meine Gedanken fortwährend weilten; — ich sah manches schöne Frauenbild in deutschen und wälschen Landen, doch, ach! was waren sie Alle gegen mein Mädchen am See mit seinen blauen Augen und blonden Zöpfchen! — sie war die Engelsgestalt, die mir zur Seite ging auf allen meinen Wegen, sie war das Bild, nach dem ich so oft voll Sehnsucht meine Arme im Traume ausbreitete.

4.

Acht Jahre waren dahin gegangen, seitdem ich Constanz und seine Umgebungen zum letzten Male gesehen hatte; kaum dachte ich, daß je mehr der höchste meiner Wünsche erfüllt werden und ich das Land meiner Sehnsucht, das Mädchen meiner ersten, heißesten Liebe wieder erblicken würde. Da wandte sich eines Tages der Kaiser, als er eben zu Straßburg Hoflager hielt, zu mir mit den Worten: „was sagst du dazu, Hans; es geht jetzt wieder hinauf an den See; — du wirst mich doch auch dahin begleiten?“ Voll freudigen Erstaunens konnte ich Anfangs kein Wort hervorbringen, ich nickte blos mit dem Kopfe und beugte mein Knie vor dem Kaiser, zum Zeichen, daß sein Wille auch ganz der meinige wäre. Was der Kaiser gesprochen hatte, war wirklich sein voller Ernst gewesen. Schon lange hatte er beschlossen, mit den Churfürsten und Ständen des Reiches wegen eines Römerzuges zu unterhandeln, der nicht nur des Kaisers Krönung zum Zwecke hatte, sondern auch bewirken sollte, daß einmal den Anmaßungen des Königs von Frankreich ein Ziel gesteckt würde.

Zu dem Ende schrieb Maximilian einen Reichstag nach Constanz aus und entbot allen Fürsten und Ständen, gegen St. Vitus-Tag des Jahres 1507, daselbst einzutreffen. Mit einer noch nie gesehenen Pracht zog der Kaiser von Straßburg aus; tausend Pferde waren in seinem Gefolge. Ueber den Schwarzwald ging es nach Rottweil. Im vollen Glanze seiner

Majeſtät hielt unſer Herr ſeinen Einzug in dieſer Stadt; über ſeinem Küraß lag ein Waffenrock von goldenem Stoffe, der hin und wieder ordentlich geſchlitzt war und ein luſtiges Anſehen gewährte. Der Rath nebſt vierhundert Bürgern gingen dem Kaiſer in ſeiner Ordnung vor die Stadt hinaus entgegen und der Bürgermeiſter überreichte ihm an einem Stabe die Schlüſſel zu den Thoren, wobei er dem Oberhaupte des Reiches zugleich Rath und gemeine Bürgerſchaft in deſſen Schutz und Gnade empfahl. Der Kaiſer gab die Schlüſſel alsbald wieder zurück, empfahl den Geſandten, ihre Stadt, wie bisher, ſo auch ferner ſelbſt treulich zu bewahren und verſicherte ſie ſeiner allerhöchſten Gnade. Hierauf ſchenkten die Bürger dem Kaiſer vier Wagen mit Hafer, zwei Fuder guten Elſaſſer Weines von vier Ochſen gezogen, ſammt einem vergoldeten Gefäße, darin 600 Goldgulden lagen. Der Kaiſer aber gab den Bürgern beim Einzuge vierzig Gulden und beim Abzuge eben ſo viel, um einen Trunk zu halten.

Von hier aus reisten wir gen Ueberlingen am See; — ach, wie ſchlug da mein Herz, als ich wieder die blaue Fluth erblickte, wie vor acht Jahren, wo ich zum erſten Male dieſes reizende Gelände betreten hatte. Nach Conſtanz gelangten wir in den ſchönen Tagen des Junius; — bunte Wieſen und Gärten mit blühenden Bäumen lachten uns entgegen, als wir an das Ufer ſtiegen. Sechsundzwanzig geiſtliche und weltliche Fürſten, ſammt vielen andern Ständen des Reichs und ihren Geſandten, waren ſchon

angekommen und harrten des Kaisers. Es hatten sich unter andern hier eingefunden: Herzog Georg von Sachsen, Herzog Ulrich von Württemberg, Herzog Erich von Braunschweig, Herzog Albrecht von Baiern, Churfürst Friedrich von Sachsen nebst den beiden geistlichen Churfürsten von Mainz und Trier. Die entfernteren Fürsten hatten ihre Gesandten geschickt.

Bald nach unserer Ankunft in Constanz wurde der Reichstag eröffnet. Während der Kaiser der Versammlung beiwohnte, ging ich, unbekümmert um all die wichtigen Angelegenheiten, worüber verhandelt werden sollte, eine gewohnte Straße längs der Strömung des Rheins, bis zu dem Orte, wo ich so manchen seligen Augenblick in der Nähe der Geliebten verlebt hatte. Aber wie ich an dem Schlosse stand, auf dem ich vor acht Jahren so gastlich aufgenommen worden war, kam es mir vor, als ob sich indessen gar Vieles auf dem lieben Pflanzberge geändert hätte. Es war auch nicht anders. Ich wandelte durch das Hofthor: kein Doggenpaar sprang mir da freundlich entgegen wie früher; ich trat in die Hausflur, aber Niemand bewillkommte mich hier mit dem gewohnten Gruße. Als ich schon auf einer der obern Treppen stand, trat ein griesgrämiger Alter aus einem Gemache und fragte mich mit barscher Stimme, wohin und zu wem ich wollte? „Zum Junker Hans Steiner,“ antwortete ich kurz, ohne mich durch das mürrische Wesen des Alten stören zu lassen. „Der ist nicht weit von hier,“ grinzte der Alte mir entgegen; „drüben auf dem Kirchhofe könnt Ihr ihn besuchen; er wird

Euch aber wenig Gehör geben, ſintemal er einen tiefen und langen Schlaf ſchläft." „Und ſeine Tochter?" fragte ich haſtig weiter. „Ha ha," ſagte der Murrkopf, aber ernſter als zuvor, „jetzt verſteh' ich Euch; Ihr ſeid wohl auch einer jener vielen irrenden Ritter, die ſie am Narrenſeile gängelte — iſt wohl der Mühe werth, nach der zu fragen; die hat Nichts mehr hier zu ſuchen — in Conſtanz könnt Ihr ſie finden, da wohnt ſie bei einer Baſe: aber glaubt mir, junger Mann, ſie iſt Eurer Bemühungen nicht werth, wer Ihr auch ſeyn mögt." Mit dieſen Worten machte er eine kleine Verbeugung und ging, ohne weiter auf das zu hören, was ich erwiedern wollte, in ſein Gemach zurück. Lange ſtand ich da wie eingewurzelt, mein Auge haftete ſtier an dem Boden und die Arme waren feſt über einander geſchlagen. Erſt als ſich das Gemach wieder öffnete, und der Alte ſich abermal zeigte, blickte ich wieder auf. „Elender Lügner," rief ich dem Manne wild entgegen, obgleich ich ihn vorher noch nie geſehen hatte und alſo auch nicht wiſſen konnte, ob ſeine Rede wahr oder unwahr wäre; — dieſer aber blieb bei Allem ſo gleichgültig, als ob ihn das Wort gar nichts anginge, betrachtete mich eine Zeit lang vom Kopfe bis zu den Füßen und ſagte dann ſpöttiſch lachend weiter nichts, als: „wünſch' gute Beſſerung!" Hiemit drehte er mir den Rücken und ſchlug die Thüre hinter ſich zu. Traurig und niedergeſchlagen verließ ich das Schloß; ſchreckliche Ahnungen bemächtigten ſich meiner Seele, während ich die Straße wandelte, auf der mich die geliebte

Bewohnerin des Schloſſes ſo oft begleitet, wo ſie mich ſo oft bei Allem, was heilig iſt, ihrer aufrichtigſten Liebe verſichert hatte.

Als ich in der Stadt ankam, war gerade die erſte Sitzung des Reichstags geſchloſſen worden. Den übrigen Theil des Tages beſtimmte der Kaiſer dem Gedächtniſſe ſeines Sohnes, Königs Philipp von Spanien, der das Jahr zuvor in Burgos geſtorben war. Eben begab ſich der Zug ſämmtlicher Fürſten, den Kaiſer an der Spitze, nach der Domkirche. Unwillkürlich folgte ich den in Trauerflöre Gehüllten, denn wer gehörte jetzt mehr unter die Zahl der Trauernden, als ich? Ich trat in die Kirche ein, um da, wo ſchon ſo manches Herz in Stürmen jeder Art Ruhe gefunden, vielleicht auch meine Ruhe und meinen Frieden wieder zu finden; denn wo es im Gemüthe des Menſchen ſelbſt düſter iſt, da ſprechen Nacht und Dunkelheit um ihn herum beſſer an, als Tag und Sonnenſchein. Das Dunkel der Abenddämmerung hatte ſchon die weiten Hallen des Domes erfüllt, nur die hellen Farben der ſchön gemalten Fenſterroſe verbreiteten noch von obenher einiges Licht auf die Eintretenden. Mitten im Schiffe der Kirche war ein prächtiges castrum doloris errichtet, um welches die Wappen des verſtorbenen Königs hingen. Es war erleuchtet durch ſechshundert Kerzen und um daſſelbe ſtanden dreißig edle Herren, deren jeder eine brennende Kerze in der Hand hielt. Nachdem der Biſchof von Münſter das Seelenamt geleſen und der von Conſtanz das Lobamt geſungen hatte, ging der Kaiſer an den Altar

zum Opfer; ihm folgten die übrigen Fürsten, nach diesen alle Grafen und Herren, die bei dem Reichstage anwesend waren, und zuletzt des Kaisers und der Fürsten Dienerschaft Auch ich legte mein Scherflein in dem Opferbecken nieder, indem ich im Herzen den glücklich pries, für dessen Seelenheil ich opferte, der schon längst angekommen war im Ruheporte, wo der Mensch landet von den Stürmen des Lebens, wo er ausruht von den Schmerzen der Liebe.

Beruhigter als ich eingetreten war, verließ ich den Dom; aber ach, diese Ruhe verschwand bald wieder; das Bild, welches wohl Jahre hindurch der Gegenstand meiner Träume gewesen war, stand jetzt in schönerer Glorie, als je, vor meiner Einbildungskraft, es war die Jungfrau in ihrer vollen Entfaltung, die mir freundlich zulächelte, wie in früheren Zeiten; — aber, wenn ich meine Arme nach ihr ausstrecken wollte, wandte mir das Bild den Rücken; ich erwachte im Schmerze der Sehnsucht, und suchte wachend auf, was sich im Traume von mir gewendet hatte. Es war kein Gäßchen in der Stadt Constanz, wo ich am Morgen nicht nachfragte, kein Haus, an das ich mich nicht Stunden lange hinstellte, harrend, ob nicht diejenige aus- oder einginge, die bei allen Zweifeln, welche der Alte auf Schloß Pflanzberg in mir rege gemacht hatte, mir dennoch das Theuerste im Leben war. Aber nirgends konnte man mir Auskunft geben, wo ein Schweizermädchen wohne, das nach dem Tode ihres Vaters bei einer Verwandten in Constanz ihren Aufenthalt genommen hätte. Viele Tage lang wieder-

holte ich meine Nachforschungen, Alles war vergebens. Zuletzt glaubte ich, daß der griesgrämige Alte mir nur Unwahrheit berichtet hätte und daß mein Mädchen sich wahrscheinlich in Winterthur befände. Dieser Vermuthung gab ich um so gerner Raum, weil in diesem Falle auch die übrige Aussage, die mein Herz mit so großer Unruhe füllte, als Lüge und Verläumdung dastand.

Während ich allmählig jede Hoffnung aufgegeben hatte, die Ersehnte in den Mauern der Stadt Constanz aufzufinden, sollte der Zufall mein Führer werden. Der Kaiser gab während des Reichstages manchmal den versammelten Fürsten zwischen die Geschäfte hinein eine Erholung, damit sie über den vielen schwierigen Berathungen und Abthuungen nicht verdrüßlich würden. Diese Erholungen bestanden zum Theile in Wasserfahrten nach den nahen Inseln Meinau und Reichenau. Abt dieses Klosters war damals Martin, ein Geborener von Weissenburg, dem der Kaiser mit besonderer Freundschaft zugethan war; dieser fuhr uns allemal mit den Amtsherren des Convents entgegen und geleitete uns in das uralte Münster, wo so manches Merkwürdige aufbewahrt wurde, und von da aus auf die stattliche Pfalz, wo seit den Zeiten Carls des Großen schon so mancher Kaiser und König beherbergt worden war. Wenn wir aber auf die Meinau fuhren, wo damals der Deutschordens-Commenthur von Erbach seinen Sitz hatte, so wurden wir jedes Mal in dem deutschen Hause gar stattlich bewillkommt. Große Feldschlangen, Karthaunen

und Steinbüchsen wurden zu besonderer Ehrenbezeugung gelöst, wobei jedes Mal auch die Trompeter des Commenthurs sich lustig hören ließen und die schönsten Stücklein aufbliesen.

Unter solchen Erholungen und Ergötzlichkeiten zwischen die Geschäfte des Tages hinein ging der Reichstag zu Ende. Zum Beschlusse desselben veranstaltete der Kaiser den versammelten Fürsten und Herren zu Ehren noch eine große Feierlichkeit. Doch, nicht diese allein, sondern auch die Bürger der Stadt, so wie die Bewohner der Umgegend, selbst die Schweizer nicht ausgenommen, sollten daran Theil nehmen. Das erste war ein Freischießen mit Bogen und Hakenbüchsen. Bei dem großen Steinhause am Damme, wo vor hundert Jahren das weltberühmte Concilium abgehalten worden war, wurde die Schießstätte errichtet. Der Kaiser selbst trat unter den Schützen auf, denn er war in allen körperlichen Uebungen und Fertigkeiten einer der Wackersten. Um diese Schießstätte herum waren Tische in langen Reihen aufgestellt, daß die Geladenen nur niedersitzen durften, um zu essen und zu trinken, denn der Kaiser hatte Alles die Hülle und die Fülle herbeischaffen lassen. Man sah hier die zierlichsten Herren und Frauen des Schwaben- und Schweizerlandes in freundnachbarlicher Eintracht zu gemeinsamer Freude und Ergötzlichkeit versammelt. Erst, als die Sonne anfing, hinter den Bergen des Höhgau's niederzusinken, erhob sich die Menge, welche bisher froh und lustig durch einander gewogt hatte — und in geordneten Schaaren zog man wieder in die

Nachbarin, der Tochter des Bürgermeisters Christoph Schultheß, die Hand, freundlich verneigte sich diese gegen den Kaiser und bald sah man das gewandte Paar, dem noch viele andere folgten, durch die weiten Räume des Saales schweben. Auch Sie, der ich allein meine ganze Aufmerksamkeit zugewandt hatte, war unter den Tanzenden; ein junger Patrizier schwang sie im Wirbel. Der erste Reihen war vorüber, die Paare setzten sich wieder, um auszuruhen und stolz blickte Margarethe Schultheß auf ihre Umgebung, als der Kaiser sie an ihren Platz zurückführte. Während er sich aber freundlich gegen seine Tänzerin verneigte, sah er sich schon wieder nach einer zweiten um; — ich bemerkte deutlich, wie sein Blick auf den Gegenstand fiel, den auch ich allein sah unter den vielen herrlichen Frauen und Fräulein. Er ließ sie nicht mehr aus den Augen, und als zum zweiten Male das Zeichen zum Tanze erklang, war sie es, mit der er den Reigen eröffnete. Und das war nicht das letzte Mal, daß der Kaiser mit ihr tanzte: noch oft sahe ich diesen Abend beide sich im schwebenden Wirbel drehen.

5.

Mitternacht war schon vorüber; die Scheibe des Mondes, die bisher mit ihrem goldenen Glanze in den Saal gestrahlt hatte, wurde allmählich bleicher, eine Kühle strich durch die hochgewölbten Bogen und man fühlte wohl, daß man stark im ersten Viertel des neuen Tages stand. Die Reihen der Tanzenden

wurden nach und nach lichter. Da und dort murmelte ein alter Patrizier ein Wörtchen an sein jugendliches Töchterlein hin — es war von Aufbruch die Rede — und die holden Kinder fügten sich willig in das ernste Gebot; denn wohl hatte man von der neunten Stunde des Abends bis früh Morgens zum Hahnenschrei der Wonne des Tanzes genug genossen, auch galt damals ein einziger Wink, ein einziges Wort der Eltern mehr, als jetzt langes Reden und Mahnen; denn das war noch die gute alte und sittsame Zeit. Ein Paar nach dem andern schlich sich, in dichte Mäntel gehüllt, aus dem Saale; mein Herr und Kaiser aber blieb sammt dem zwanzigjährigen Herzog Ulrich von Württemberg noch zurück. Sie hatten sich zum Gespräche in einem Nebengemache niedergesetzt; des Tanzens war nimmer viel, da die Tänzerinnen sich nach und nach alle weggestohlen hatten. Beider Unterhaltung nahm einen traulichen Ton an und wurde immer lebhafter, denn der Kaiser liebte solche Männer, dergleichen der Herzog war, ob er gleich an Alter um mehr als das Doppelte über diesem stand; — zudem war er ja sein nächster Vetter. Ich kam jetzt nimmer aus der Thätigkeit, denn nun waren crystallene Becher das einzige, worauf ich blicken durfte; mein Mädchen, meine einzige Augenlust an diesem Tage, war schon lange aus dem Saale verschwunden. „Den Becher gefüllt!“ war immer das dritte Wort des Kaisers; bald reichte ich ihn meinem Herrn, bald dem Württemberger dar.

Das Feuer des Burgunders spiegelte sich bald

Nachbarin, der Tochter des Bürgermeisters Christoph Schultheß, die Hand, freundlich verneigte sich diese gegen den Kaiser und bald sah man das gewandte Paar, dem noch viele andere folgten, durch die weiten Räume des Saales schweben. Auch Sie, der ich allein meine ganze Aufmerksamkeit zugewandt hatte, war unter den Tanzenden; ein junger Patrizier schwang sie im Wirbel. Der erste Reihen war vorüber, die Paare setzten sich wieder, um auszuruhen und stolz blickte Margarethe Schultheß auf ihre Umgebung, als der Kaiser sie an ihren Platz zurückführte. Während er sich aber freundlich gegen seine Tänzerin verneigte, sah er sich schon wieder nach einer zweiten um; — ich bemerkte deutlich, wie sein Blick auf den Gegenstand fiel, den auch ich allein sah unter den vielen herrlichen Frauen und Fräulein. Er ließ sie nicht mehr aus den Augen, und als zum zweiten Male das Zeichen zum Tanze erklang, war sie es, mit der er den Reigen eröffnete. Und das war nicht das letzte Mal, daß der Kaiser mit ihr tanzte: noch oft sahe ich diesen Abend beide sich im schwebenden Wirbel drehen.

5.

Mitternacht war schon vorüber; die Scheibe des Mondes, die bisher mit ihrem goldenen Glanze in den Saal gestrahlt hatte, wurde allmählich bleicher, eine Kühle strich durch die hochgewölbten Bogen und man fühlte wohl, daß man stark im ersten Viertel des neuen Tages stand. Die Reihen der Tanzenden

wurden nach und nach lichter. Da und dort murmelte ein alter Patrizier ein Wörtchen an sein jugendliches Töchterlein hin — es war von Aufbruch die Rede — und die holden Kinder fügten sich willig in das ernste Gebot; denn wohl hatte man von der neunten Stunde des Abends bis früh Morgens zum Hahnenschrei der Wonne des Tanzes genug genossen, auch galt damals ein einziger Wink, ein einziges Wort der Eltern mehr, als jetzt langes Reden und Mahnen; denn das war noch die gute alte und sittsame Zeit. Ein Paar nach dem andern schlich sich, in dichte Mäntel gehüllt, aus dem Saale; mein Herr und Kaiser aber blieb sammt dem zwanzigjährigen Herzog Ulrich von Württemberg noch zurück. Sie hatten sich zum Gespräche in einem Nebengemache niedergesetzt; des Tanzens war nimmer viel, da die Tänzerinnen sich nach und nach alle weggestohlen hatten. Beider Unterhaltung nahm einen traulichen Ton an und wurde immer lebhafter, denn der Kaiser liebte solche Männer, dergleichen der Herzog war, ob er gleich an Alter um mehr als das Doppelte über diesem stand; — zudem war er ja sein nächster Vetter. Ich kam jetzt nimmer aus der Thätigkeit, denn nun waren crystallene Becher das einzige, worauf ich blicken durfte; mein Mädchen, meine einzige Augenlust an diesem Tage, war schon lange aus dem Saale verschwunden. „Den Becher gefüllt!“ war immer das dritte Wort des Kaisers; bald reichte ich ihn meinem Herrn, bald dem Württemberger dar.

Das Feuer des Burgunders spiegelte sich bald

nur allzusichtbar in den glänzenden Blicken der beiden Herren ab, es strömte aus in heitern und zuletzt scherzhaften Worten, die mit dem sonst ernsten und sittsamen Wesen des Kaisers, das er als Wittwer schon mehrere Jahre hindurch beobachtet hatte, so schwer vereinbar schienen. „Es lebe, was uns lieb ist!“ rief der Kaiser, und brachte den Becher dem Herzoge entgegen. „Es kommt darauf an, was mein gnädiger Herr und lieber Vetter meint,“ erwiederte Ulrich, und faßte den Becher zum Anstoßen. „Was anders, als dein Bräutlein, meine liebe Base Sabina von Baiern.“ Da blickte der Herzog zum ersten Male ernst, wie ich ihn bis daher noch nie gesehen hatte: — „sie lebe,“ rief er, aber das Wort ging nicht frisch von der Leber, er stieß an mit dem Kaiser, der Stoß ließ einen seltsamen Ton nach sich und das herrliche Kelchglas war bis auf den Boden zersprungen. „Was du doch für ein hitziger Mensch bist, Vetter,“ sagte der Kaiser, und betrachtete nachdenkend den zersprungenen Becher. „So will man's,“ entgegnete der Herzog, „man hält nichts auf einen Bräutigam, bei dem sich nicht überall das Feuer und die Kraft kund gibt.“ „Nun, so mach' einmal, daß wir dich als Ehemann begrüßen können; 's wär, denk ich, hohe Zeit, daß du endlich Hochzeit machtest.“ „Seit anno neun und neunzig Bräutigam ist freilich eine lange Zeit, und wohl schlimmer, als zehn Jahre Wittwer, denn als Bräutigam hat man das Joch noch vor sich, als Wittwer hinter sich.“ Lachend sprach der Herzog dieses Wort, denn er hatte

wahrgenommen, wie der Kaiſer über dem Zerſpringen des Glaſes auf einmal in eine ernſte Stimmung zu verfallen ſchien, darum ſuchte er ſeinen bedeutungsvoll ausgeſprochenen Worten eine ſcherzhafte Deutung zu geben, indem er auf den langen Wittwerſtand des Kaiſers hinwies.

Die ernſte Stimmung meines Gebieters war im geſelligen Kreiſe niemals von langer Dauer, und ſo gelang es dem jungen Herzoge auch dießmal bald, den Ernſt von des Kaiſers Stirne zu ſcheuchen und die trüben Ahnungen zu entfernen, die in ſeinem Innern aufſtiegen und leider nur zu ſehr in Erfüllung gingen, als vier Jahre ſpäter der Herzog das Bündniß mit Sabina von Baiern ſchloß, das er gerne auf immer vertagt hätte. „Wißt Ihr auch,“ ſagte der Herzog im Verlaufe des Geſpräches unter Anderem mit lachendem Munde zum Kaiſer, „was Euer Stammherr, der erlauchte Rudolph that, als er noch in ſpäten Jahren des Wittwerſtandes müde geworden war? er heirathete das blutjunge Fräulein Agnes; weiß der Himmel ob ſich der alte Herr beſſer dabei befunden als vorher, denn nicht umſonſt ſagt der alte Chroniker Ottokar von Horneck von ihm: „er ſei der verborgenen Minne Dieb geweſen.“ Der Herzog hatte hier eine ſchwache Seite des Kaiſers berührt, doch das that ihm nicht wehe, wenn es im traulichen Geſpräche und von Solchen geſchah, die er ſo wohl leiden mochte, wie ſeinen lieben und getreuen Vetter, den Herzog Ulrich. „Was willſt du damit ſagen, Vetter?“ lächelte der Kaiſer, „willſt du mir

ſagen, daß Rudolphs Blut auch in meinen Adern rolle?" „Nun," entgegnete Ulrich, „die Habsburger waren von jeher Eines Sinnes, und der Apfel fällt nie weit vom Stamme." „Kannſt Recht haben," rief der Kaiſer. „Es lebe, wer gut Habsburgiſch iſt!" war des Herzogs Antwort; — da hob der Kaiſer einen friſch gefüllten Pokal in die Höhe und „es lebe, was uns lieb iſt!" ertönte aus beider Munde. Die Herren tranken und ihre Stirnen rötheten ſich immer mehr, der Gegenſtand ihres Geſpräches wurde ſtets deutlicher; wie zwei Jünglinge überließen ſie ſich ganz ihrer Laune und am Ende hätte man glauben können, Beide gingen auf Freiersfüßen. „Vetter," ſprach der Kaiſer, indem er mit der Hand über ſeine glühende Stirne fuhr, „willſt du nicht einen Gang mit mir machen, daß wir uns abkühlen?" „Mit Willen," entgegnete der Herzog. Die beiden Herrn hüllten ſich hierauf dicht in ihre Mäntel; ich mußte ihnen folgen. Wir wandelten durch die Hallen des Zunfthauſes, wo Alles noch im tiefſten Schlafe lag; ſchauerlich blickte der Dom in der Dämmerung uns entgegen, wir durchſchnitten den Platz und kamen gerade durch die Straße, welche über die Rheinbrücke nach Petershauſen führt, an ein großes Herrenhaus aus uralter Zeit, vor welchem wir ſtille hielten. „Iſt dieß das Haus des Patriziers Hans von Guldmaſt?" fragte der Kaiſer leiſe, indem er ſich zu dem Herzoge wandte. „Kein andres kann es der Beſchreibung nach ſeyn," entgegnete dieſer; „ſo viel ich

in der Dämmerung unterſcheiden kann, beſteht es aus drei Flügeln, die einen Hof umſchließen."

„Nun ja, ſo hat ſie es mir mit eigenen Worten bezeichnet," ſetzte der Kaiſer hinzu, und wandte ſich zu mir: „Wir ſind zur Stätte, fang' an, mein lieber Hans, ſpiel' und ſinge du an meiner Statt, ich bin deſſen nimmer Meiſter, wie in frühern Jahren; ſpiel' ein feines Liedlein, ſo ein Liedlein an's Liebchen." Ich ſtimmte die Laute, aber es war mir wunderbar dabei ums Herz, lieber hätte ich es gelaſſen, aber ich mußte dem Befehle meines Gebieters gehorchen. Meine Stimme bebte, — es war das erſte Mal, daß ich in ſolcher Stunde und an ſolchem Orte ſang: oft wollte der kühle Morgenwind meine Stimme zurückdrängen, wie wenn mein Geſang ein unheilbringender wäre. Indeſſen ermannte ich mich doch und begann die erſte Strophe:

„Leiſe, Lautenton,
Denn ſie ſchlummert ſchon.
Sanft nur ſchwebe vor
Ihrem Ohr;
Daß ſie wähne
Liebliche Töne
Von himmliſchen Chören
Im Traume zu hören."

Kaum hatte ich die Strophe geendet, ſo vernahmen wir ein Geräuſch im obern Stockwerke. Ein Fenſter öffnete ſich und im ſchwachen Dämmerlichte wurde eine Frauengeſtalt ſichtbar, die ſich durch das Fenſter herausbog. Ein weißes Tuch wehte in ihrer

Hand, dann trat sie wieder zurück und das Fenster schloß sich hinter ihr. Eine kleine Pause verging dazwischen, — jetzt klirrte das kleine Pförtchen neben dem Hofthore und wurde zur Hälfte geöffnet. Flugs stand der Kaiser am Pförtchen: „haltet gute Wache!" rief er uns zu, und verschwand hinter demselben. Eine zarte Mädchenstimme, das hörte ich noch, bewillkommte den Eintretenden, und es war mir, als ob ich sonst schon eine ähnliche Stimme gehört hätte.

Den gezückten Stahl in der Hand, stellte sich der Herzog als getreuer Wächter an die Pforte, ich stand ihm gegenüber und die Laute lehnte zu meinen Füßen. Nach und nach verschwanden die Sterne am Himmel, immer deutlicher stellte sich des Domes Riesengestalt unsern Augen dar und in den benachbarten Häusern fing es schon allgemein an, sich zu regen. „Was meinst du, guter Spielmann," begann der Herzog, ich dächte, es wäre Zeit, daß wir unserem Minnedieb das Tageslied sängen; es ist kein Wächter oben im Hause, der dieß Amt übernähme, laß du deine Laute noch einmal ertönen und sing ihm eins. Hast du ihn hineingesungen zur seligen Stunde, so sing ihn nun auch wieder heraus; es ist jeden Falles besser, man findet unsern gnädigen Herrn hier unter uns, als dort oben im Kämmerlein. Ich that einige Griffe in die Saiten, aber das Singen wollte nimmer von Statten gehen. Nicht lange stund es an, so erschien der Kaiser — meine Lautenklänge hatten ihren Zweck nicht verfehlt — er hatte sie wirklich für eine Mahnung zum Aufbruche

gehalten. „Nichts für ungut," scherzte der Herzog, „daß wir sobald das Wächterlied sangen; bis wir in unserer Herberge sind, kann uns nachsehen wer da will." Die Herren hüllten sich tiefer in ihre Mäntel, drückten das Baret ins Gesicht, und als wir in der Pfalz ankamen, war die Sonne schon dem See entstiegen und beleuchtete die Ufer mit ihrer Strahlenpracht.

6.

Bald nach diesem nächtlichen Abenteuer verließ der Kaiser Constanz und begab sich über Augsburg nach seinem Lieblingsaufenthalte Innsbruck. Doch verweilte er dießmal nur kurz daselbst, denn bald wurde er nach den Niederlanden berufen und, als die Sachen dort wieder in Ordnung waren, rüstete er sich zu dem Römerzuge, der schon in Constanz einen Hauptgegenstand der Besprechungen gebildet hatte. Während dieser ganzen Zeit war ich immer um den Kaiser, aber seit jenem Aufenthalte in Constanz — ich gestehe es — hatte meine Anhänglichkeit an ihn mit jedem Tage abgenommen; sonst war es meine größte Lust gewesen, in seiner Nähe weilen zu dürfen, jetzt war es mir unheimlich bei ihm geworden; ich sah von nun an in ihm blos den Mann, der das größte Unrecht gegen mich im Leben begangen hatte. Sonst konnte ich ihm so vertrauensvoll in das Auge blicken, seit jenem Tage scheute mein Blick oft an dem seinigen, wenn dieser auch noch so mild und huldvoll auf mir ruhte. Diese Aenderung machte immer mehr

den Wunsch in mir rege, mich auf irgend eine schickliche Weise aus seinem Dienste zu ziehen und nach Mergentheim zu meinen Eltern zurückzukehren, von denen ich seit acht Jahren nur gelegentlich durch Diesen oder Jenen Nachricht erhalten hatte, daß sie noch am Leben wären und sich sehnten, mich vor ihrem Tode noch einmal zu sehen. Lange wollte sich keine schickliche Veranlassung finden, dem Kaiser die Sache vorzutragen, bis dieser einmal selbst meinem Wunsche zuvorkam.

Zu Anfange des Jahres 1508 begleitete ich ihn nach Trient. Dort wurde er, so hatte es der Pabst eingeleitet, von den päbstlichen Legaten in der Domkirche mit allen Ceremonien und Feierlichkeiten, wie solches in Rom selbst zu geschehen pflegte, zum Römischen Kaiser gekrönt und gleich darauf durch die Reichsherolde in allen Straßen der Stadt unter dem Schmettern der Trompeten als Römischer Kaiser ausgerufen. Einige Tage nach der Krönung, als der Jubel des Festes bereits vorüber war, wendete sich der Kaiser eines Morgens, als ich in sein Gemach trat und ihm das silberne Handbecken reichte, zu mir mit den Worten: „Nun, mein Lieber, wäre erfüllt, wovon wir schon so lange geredet, und mein Ehrentag ist vorüber. Aber jetzt kommen andere Zeiten; es geht gegen die Venetianer, das kann ein langwieriger Strauß werden, dahin wirst du mir wohl nicht folgen wollen?“ „Ich theile das Schwere mit Euch, mein erlauchter Gebieter, wie das Erfreuliche,“ war meine Antwort. „Man theilt gerne

Leid und Freud',“ — fuhr der Kaiser fort, — „mit denen, die man mit inniger Liebe, mit ganzem Vertrauen umfaßt, aber...“ (ich wußte, was er sagen wollte, ich fühlte, daß er schon längst die Veränderung meines Wesens bemerkt hatte, ich wollte eine Antwort hervorsuchen, aber die Rede wollte nicht von Statten.) „Laß es gut seyn,“ unterbrach der Kaiser selbst mein Stillschweigen, „du hast alte Eltern, die dir näher stehen, als ich, was soll ich ihnen den Trost ihrer letzten Tage nehmen? Wir müssen uns trennen, das habe ich schon lange bei mir beschlossen, nur meinen letzten Ehrentag sollteſt du nach meinem Wunsche noch bei mir erleben: Morgen gehe ich nach Innsbruck zurück und dann ins Reich nach Ulm, um von dem Schwäbischen Bunde für meinen Venediger Zug noch mehrere Hülfe zu werben, — bis dahin bleibe noch bei mir, und dann führt dich ein kurzer Weg zu den Deinigen zurück. Aber Eines,“ setzte er bedeutungsvoll hinzu, „thue mir noch zu Liebe; ein Auftrag, den ich nur dir allein vertrauen kann, gehe durch deine Hand nach Constanz.“ „Was ich für Euch thun kann, mein erlauchter Herr und Kaiser, soll geschehen, und wenn ich mit meinem Blute Euch dienen könnte,“ war meine Antwort. Seitdem wurde von der Sache vorerst nicht mehr gesprochen.

Wir zogen zurück nach Innsbruck und setzten nach kurzem Aufenthalte daselbst die Reise gen Ulm fort. Als wir in das Lechthal gekommen waren, wo das Städtchen Füßen liegt, trat ich zu dem

Kaiser und sprach: „Erlauchter Herr und Gebieter, wir sind zur Stelle, wo die Wege nach Ulm und dem Bodensee sich scheiden; wenn Ihr mir erlaubet, so verlasse ich Euch hier und entledige mich des Auftrages, den Ihr mir zu ertheilen geruhen wollt; ich will lieber Eure Angelegenheiten besorgen, ehe ich mich nach Mergentheim in meine Ruhe zu den Meinigen begebe.“ Der Kaiser war mit meinem Wunsche einverstanden und händigte mir zwei Päckchen ein; „das eine,“ sprach er, „ist für dich, daß du dabei meiner auch in Zukunft gedenkest,“ das andere war überschrieben an die Wittwe des Patriziers Hans von Guldmast in Constanz. Dankend, und mit dem Versprechen, Alles richtig zu besorgen, verließ ich meinen bisherigen Herrn; jetzt erst fühlte ich, wie innig das Band war, das mich seit beinahe neun Jahren an ihn geknüpft hatte; wir armen und kurzsichtigen Menschen lernen ja oft erst in der Stunde der Trennung den Werth Derer schätzen, deren Nähe wir nun mit Einem Male für immer missen sollen.

Nach zwei kleinen Tagereisen, die mich meistens über hohe Berge führten, stand ich zu Lindau am Ufer des Bodensees. Sonst war es mir ein frohes, wohlthuendes Gefühl, wenn ich hinblickte über die blaue Fläche des Schwäbischen Meeres; — ich weiß selbst nicht, warum es dießmal anders war. Mit düstern Ahnungen bestieg ich das Lastschiff, das eben nach Constanz zu steuern im Begriffe war; stumm und für keine Freude empfänglich fuhr ich durch die spiegelglatte Fläche; mit schwerem Herzen betrat ich

am Damme den mir wohlbekannten Boden. Ohne meinem von der Reise ermüdeten Körper einige Ruhe zu gönnen, war mein erster Wunsch, mich sobald als möglich meines Auftrages zu entledigen. Schnell ging ich über den Markt und als ich nach dem Hause des Patriziers Hans von Gulbmast fragte, wies man mich nach dem Münsterplatze und deutete auf das große Haus rechter Hand, an dem vorüber die Straße nach Petershausen führt. Es war dieß dasselbe Haus, wo ich kaum ein Jahr zuvor auf den Befehl meines Herrn und Kaisers ein Ständchen gebracht hatte.

Ich trat durch die Pforte, stieg die Treppe hinauf, aber Niemand begegnete mir. Auch auf der Hausflur war es ganz stille. Da nahete ich mich einer Thüre und hörte innerhalb das Wimmern eines kleinen Kindes. O Gott! wie erschrack ich, als ich die Thüre öffnete. Auf einem Bette saß, bleich und abgezehrt gleich einem Märterbilde, ein weibliches Wesen — ich erkannte in ihm die Züge der Thurgäuerin, des Mädchens meiner ersten Liebe, einst eine blühende Rose, jetzt zerknickt und abgefallen. Neben ihr lag ein kleines Kind von wenigen Wochen. Wie fest gebannt blieb ich an der Thüre stehen; ich wußte nicht, ob ich meinen eigenen Augen trauen sollte. Die Wohlbekannte schien übrigens durch meine Gegenwart wenig gestört, nur drückte sie ihre Hand fest auf den Mund des Kindes, vielleicht um dessen Wimmern zu hindern und lachte zu dem Allen; aber das war kein natürliches Lachen. Eine bejahrte

Matrone, die eben ins Zimmer trat, hieß mich willkommen und bot mir einen Stuhl; als ich aber näher zu der Kranken trat, blickte mich dieſe lange ſtier an, als ob ſie mich mit ihren Augen durchſtechen wollte, ging dann auf mich zu und machte Miene, mich zu umarmen; aber eben ſo ſchnell trat ſie wieder zurück und erhob von Neuem ein gräßliches Gelächter. „Verzeiht, Fremdling," ſagte die Matrone, zu mir ſich wendend, „daß ich Euch nicht alſogleich mit dem Zuſtande der Kranken bekannt machte; ſie iſt ſeit der Geburt dieſes armen Würmleins am Verſtande irre geworden." Ich weiß nicht, hörte ich auf die Rede der Frau oder nicht, ich ſaß da, ſtumm und unbeweglich, den Blick ſtets auf die Kranke gerichtet, daß man mich ſelbſt hätte für einen halten können, der am Verſtande leidet. Erſt, als mich die Matrone weiter fragte, woher ich käme und was ich wünſchte, merkte ich, daß das Geſpräch mich anging und da gab ſich dann bald Gelegenheit, mich meines Auftrages zu entledigen; ich übergab das Päckchen der Matrone und nannte ihr den Namen deſſen, der mich geſandt hatte. Als die Kranke den Namen Maximilian hörte, ſprang ſie auf, wie zuvor, trat dann aber gleich wieder zurück und lachte ſo gräßlich, daß es mir durch Mark und Gebein drang. „Seht," ſagte die Matrone, indem ſie das Päckchen aus meiner Hand nahm, „der Name, den Ihr eben nanntet, iſt ihr ein wohlbekannter Name. So hat doch der Mann, dem ſie Alles opferte, ihrer noch gedacht, aber leider zu ſpät,

da sie seiner nicht mehr gedenken kann.“ Mit Thränen im Auge sprach sie dieses Wort — sie hatte inzwischen das Päckchen geöffnet und zog eine blanke goldene Kette von hohem Werthe heraus. Dann trat sie zu der Kranken hin, hielt ihr die Kette vor und sagte ihr dabei laut in das Ohr: „sieh' da, Marie, dieß von Maximilian.“ Hastig faßte Marie die Kette und bedeckte sie mit ihren Küssen, aber im gleichen Augenblicke warf sie dieselbe wieder von sich und auf das Kind hin, das immer noch wimmerte. Ich hatte bemerkt, daß bekannte Namen einen Eindruck auf sie machten, darum trat ich näher, ergriff ihre Hand und sprach freundlich: „weißt du noch, liebe Marie, von dem Lautenhans aus Schwabenland, der einst auf dem Pflanzberge so glücklich mit dir war?“ Diese Worte schienen Eindruck auf sie zu machen, sie legte die Hand an die Stirne, als wollte sie sich auf etwas besinnen, ihr bisher stierer Blick wurde wehmüthig milde, aber — statt einer Antwort, griff sie nach der Kette, warf sie auf den Boden und trat mit Füßen darauf — dann folgte wieder ein gräßliches Lachen. Nur mit Mühe konnte man ihr die Kette nehmen, die sie vernichten wollte. „Den Namen,“ sagte die Matrone, „den Ihr da eben aussprachet, habe ich oft von ihr nennen hören, ehe sie in diesen Wahnsinn verfiel; ach! Ihr werdet Nichts ausrichten können, bester Fremdling; Gott allein kann hier das Beste thun und ihre und meine Noth ansehen — freilich, das arme, verlassene Kind, wer wird sich seiner annehmen?“ Ich konnte weiter

nichts mehr ſprechen, ſondern faßte nur noch einmal liebevoll die Hand der Kranken, verabſchiedete mich von der Matrone und verſprach bald wieder zu kommen.

Zur Stunde miethete ich eine Wohnung, nicht weit von dem Hauſe des Hans von Guldmaſt. Die Sorge für die Kranke war mir jetzt für den Augenblick wichtiger geworden als die Rückkehr zu meinen Eltern. Manche Stunde des Tages brachte ich in Mariens Nähe zu, aber ich machte auch die ſchmerzliche Wahrnehmung, daß meine theure Pflegbefohlene mit jedem Tage an Kräften abnehme. Bald konnte ſie gar nicht mehr außerhalb des Bettes ſeyn, ihre Füße trugen ſie kaum mehr. Eines Abends ſpät — es war in der dritten Woche, ſeitdem ich mich in Conſtanz aufhielt — holte man mich zu der Kranken. Als ich eintrat, ſaß ſie aufrecht in ihrem Bette, was ich in den letzten Tagen nie geſehen hatte; als ich ihr nahete, ſtreckte ſie mir die Hände entgegen. „Mein Lieber," rief ſie mit einer Stimme, die klang wie in ſeligen Zeiten, „du biſt lange ferne geweſen." Sie zog mich zu ſich hin, ſchlang ihren Arm um mich, und ſtromweis liefen die Thränen über ihre Wangen. Ich vergaß in dieſem Augenblicke Alles, was bisher geſchehen war und uns einander fremd gegenüber geſtellt hatte; es war mir, als ob ich nur kurze Zeit von ihr getrennt geweſen wäre, und nun, nach erfolgtem Wiederſehen, mich wieder deſto ſeliger in ihrer Nähe fühlte.

Seit dieſem Tage war es wieder leichter in der Seele der Kranken geworden; ich konnte mich aber nicht darüber freuen, vielmehr ergriff mich eine trübe

Ahnung; denn ich hatte öfter gehört, daß Irrſinnige, kurz ehe ſie ihrer Auflöſung entgegen gehen, wieder in den Beſitz ihrer Verſtandeskräfte zu kommen pflegen. So verfloſſen mehrere Stunden, auch die Erinnerung an frühere Zeiten kehrte bei Marien wieder und nicht das Geringſte blieb zurück. Sie ſprach von der glücklichen Zeit unſers Zuſammenlebens, aber auch von der ſchweren, da ich von ihr getrennt war; der Gedanke, daß ich ſie bei meiner zweiten Anweſenheit in Conſtanz nicht hätte aufſuchen wollen, weil ich ihrer vergeſſen; — dieſer Gedanke, noch beſtärkt dadurch, daß ich ſie bei jenem Abendtanze unbeachtet gelaſſen hatte, war Veranlaſſung bei ihr geworden, mich gewaltſam aus ihrem Gedächtniſſe zu ſchlagen, und das Opfer einer, durch die Auszeichnung, womit ihr der Kaiſer entgegenkam, ungewöhnlich erregten Eitelkeit zu werden. Ach! wie ſchmerzlich war für mich dieſes Bekenntniß ihrer Schwachheit, denn auch ich hatte, obgleich unwiſſend, einen Theil der Schuld an ihrer Sünde getragen. Dieſe letzte Unterredung wirkte indeſſen auf die ohnehin ſchon ſo Entkräftete äußerſt nachtheilig, ſie beugte ſich zurück auf ihr Kiſſen und ſchien einſchlummern zu wollen. Eine ziemliche Zeit war Ruhe und Stille über ihr ganzes Weſen verbreitet, jetzt erwachte ſie auf einmal wie aus einem ſüßen Schlummer; ihr Geſicht war freudig und verklärt, wie bei Solchen, die einen angenehmen Traum gehabt hatten, ſie ſchlang wieder ihren Arm um mich und „willſt du mir verzeihen," fragte ſie mit halblauter Stimme, „daß ich ausgeſöhnt mit

der ganzen Welt und freudig dem Richterstuhle Gottes nahen kann?" „Ich habe dir verziehen, Geliebte, seit der Stunde, da ich mich an deinem Krankenlager niederließ, um deiner zu pflegen." „So nimm dich auch jetzt des verlaßenen Kindleins an; es trägt keine Schuld an meiner Sünde," — sie deutete dabei mit schmerzlichem Blicke auf das Kleine, das freundlich lächelte in der Sterbestunde seiner Mutter — „o, gelobe..." die Worte, die sie jetzt sprechen wollte, erstarben in ihrem Munde; sie faßte meine Rechte und drückte sie krampfhaft, dann beugte sie sich zurück auf das Kissen, ihr brechendes Auge war auf mich gerichtet, sie verschied in meinen Armen. Das war das Ende deiner Mutter, liebe Marie.

7.

Ich hatte der Sterbenden den verlangten Schwur nicht mehr leisten können, aber zum Beweise, daß er mir nicht minder heilig war, als wenn ich ihn wirklich ausgesprochen hätte, hielt ich die schon erkaltete Hand noch einige Zeit fest in der meinigen.

Noch ruhte deine Mutter nicht zwei Tage im Grabe, so brachte ich dich schon aus dem Hause, worin du das Licht der Welt erblickt hattest, weg und nahm dich mit mir über den See. Zu Ueberlingen, das ich vor Jahren als ein junger Fant zum ersten Male gesehen hatte, kaufte ich eine Laute; diese hing ich an meine Seite, dich aber, mein bestes Gut, das ich Niemanden Anderem anvertrauen wollte, trug ich in einem Korbe auf dem Rücken. So zog

ich mit meiner süßen Bürde durch das liebe Schwabenland; wenn du weintest und wimmertest, setzte ich mich im Schatten eines Baumes nieder, trillerte ein Liedchen und schweigte dich ein wie eine Mutter mit dem Wiegenliede. Manche Gefahr, manche Mühe hatte ich zu überwinden, bis ich mit meinem zarten Pfleglinge die theure Heimath erreichte. Doch gelangte ich endlich mit Gottes Hülfe wohlbehalten in das Tauberthal und in meine liebe Vaterstadt Mergentheim. Es war gerade die Zeit der Abendglocke, als ich in die Wohnstube des bekannten kleinen Häuschens am Edelfinger Thore eintrat. Mein Vater saß, wie gewöhnlich um diese Stunde, in seinem Lehnstuhle, die Mutter hatte eben fromm die Hände gefaltet und sprach das Abendgebet, was früher mein Beruf gewesen war. Sie hatte noch nicht geendet, als ich sie mit meiner Ankunft überraschte und freudig in die Umarmung meiner Eltern eilte. Verwundert erhob sich mein Vater von seinem Sitze, meine Züge waren ihm während der langen Zeit fremd geworden, aber bald erkannte er mich an der Laute, denn ohne eine solche hätte ich nicht vor ihn treten dürfen. Kopfschüttelnd und ungläubig stand meine Mutter da, noch zweifelte sie, ob ich ihr Hänschen wäre, denn in den neun Jahren meiner Abwesenheit war ein stattlicher Mann aus mir geworden; auch befremdete sie nicht wenig die seltsame Bescheerung, die ich auf meinem Rücken trug. „Hier," sagte ich endlich zu meiner Mutter, nachdem ich sie lange genug ihrer Verlegenheit überlassen hatte, „hier bringe ich Euch

„Höre, junger Geſelle, mit deinem Gelde geht es ſichtbarlich zur Neige, das läßt ſich aus deinem ganzen Weſen und Betragen ohne Mühe abnehmen; willſt du aber, ſo ſollſt du auf einmal im Stande ſeyn, in jedem Augenblicke ſo viel Gold anzuſchaffen, als du nur wünſchen magſt; ich bin im Beſitze des Mittels dazu und verkaufe es an dich um wenige Dukaten.“ „Was,“ erwiederte Richard, nicht ohne einige Zeichen von Unwillen — „Ihr könnt jeden Augenblick ſo viel Gold haben, als ihr wollt — was kann Euch denn noch am Gelde liegen, daß Ihr das Mittel dazu an mich verkaufen wollt? Und warum wollt Ihr denn deſſelben ſo gerne los ſeyn? das iſt mir zu hoch, erkläret es mir doch deutlicher.“ „Ich will dir reinen Wein einſchenken,“ ſagte der Spanier. „Vielleicht haſt du ſchon von den kleinen, furchtbaren, aber zum Glücke ſeltenen Dingern gehört, die man Galgenmännlein nennt? Es ſind dieß kleine ſchwarze Teufel mit Hörnchen auf dem Kopfe; ſie ſehen überhaupt ganz ſo aus, wie der eigentliche Teufel, und werden in Glasfläſchchen eingeſchloſſen. Beſitzt Jemand ein ſolches Weſen, ſo iſt alles Gold und alle Luſt und Freude der Welt ſeyn, ſo lange er lebt; aber ſeine Seele iſt dem Böſen verfallen, wenn der Beſitzer ſtirbt, ohne vorher das furchtbare Männchen in andere Hände gebracht zu haben. Dieß kann aber nur vermittelſt Verkaufes geſchehen, und zwar ſo, daß man immer Etwas weniger dafür nimmt, als man ſelbſt darum gegeben hat.

Das meinige koſtet mich zehn Dukaten, gib mir neun dafür, ſo gehört es dein. Ich bin wider Willen zu der gefährlichen Waare gekommen: ein betrügeriſcher Händler hat es als Naturſeltenheit an mich verkauft.“

So ein Ding, das ihm alle Freuden der Welt gewähren könnte, hätte Richard freilich ſchon lange gerne gehabt, und zweifelte nicht, er werde es ſchon wieder los werden, wenn er es genug gebraucht hätte; allein, er war in Venedig ſchon ſo oft hinter das Licht geführt worden, daß er auch dießmal einen Betrug beſorgte, was er dem Spanier unverholen geſtand. „Du armſeliger Wicht,“ fuhr dieſer ihn zornig an, „denke an die Feſte und Gelage, die ich dir und deinen Geſellen ſchon ſo oft gegeben habe, und nimm dir daraus ab, ob ich der Mann bin, der dich um lumpige neun Dukaten betrügen will.“ Richard wollte nun das Weſen gerne beſitzen, und bot fünf Dukaten dafür. „Du Narr,“ ſagte der Spanier, „gieb mir meinetwegen nur einen Dukaten oder einen Heller; genug, wenn ich's nur los werde. Ich fordere neun Dukaten blos zu deinem Beſten und zum Beſten derer, die nach dir das gefährliche Ding kaufen werden, damit nicht einer es zu frühe um die niedrigſte Münze in der Welt erhalte und dann unwiederbringlich dem Teufel anheim falle. Du weißt ja, daß es Jeder wieder um geringern Preis verkaufen muß, als er's ſelber erſtanden hat.“ Allein Richard wollte gleichwohl nur fünf Dukaten geben: der Handel wurde richtig, und er erhielt für ſein Geld ein gläſernes Fläſchlein, worin er beim Mond-

ſcheine eine ſchwarze Figur wild auf- und niederfahren ſah. Er machte ſogleich die Probe mit dem Dinge, wünſchte ſich ſein Kaufgeld doppelt zurück und hatte plötzlich zehn Dukaten in ſeiner Hand.

Heiterer als ſie weggegangen waren, kamen Beide wieder in das Gaſthaus zurück: der Eine deßhalb, weil er ein ſo herrliches Ding beſaß, der Andere aber, weil er ein ſo gefährliches Beſitzthum losgeworden war. Ihre noch zechenden Geſellen wunderten ſich höchlich, daß Beide auf einmal ſo vergnügt worden ſeien, da ſie doch kurz zuvor noch ſo trübſelig ausgeſehen hatten. Bei Richard kamen ſie bald auf den Grund ſeines Vergnügtſeins, denn er gab dem Wirthe mit vollen Händen Gold aus ſeinen Taſchen, damit dieſer noch um Mitternachtszeit ein köſtliches Mahl zurichten ließ und noch genug hätte, um alle ſeine Spießgeſellen mehrere Tage lang im herrlichſten Saus und Braus zu erhalten. Der Spanier nahm jedoch an Allem dieſen keinen Antheil mehr. Er ſagte noch in derſelben Nacht den Anweſenden ein kurzes „Lebewohl“ und ging in ein Kloſter, um dort im härenen Kleide, unter anhaltendem Gebete und mit zerfleiſchenden Geißelhieben abzubüßen, was er Böſes auf dem Gewiſſen hatte, deſſen wohl nicht wenig ſeyn mochte. Glücklich hatte ihn demnach der kleine Teufel nicht gemacht.

2.

Wie Richard, im Beſitze des goldſpendenden Galgenmännleins, es von nun an trieb, und was

für ein Sündenleben er führte, das iſt wohl überflüſſig näher zu beſchreiben. Er verband ſich mit einer liederlichen Dirne, kaufte Schlöſſer, Landhäuſer und Güter, gab fürſtliche Gelage und Bälle, und das Herrlichſte und Koſtbarſte, was nur aufzutreiben war, war kaum hinreichend um ſeine thörichten Wünſche zu befriedigen. Daß er dabei recht gottvergeſſen, und aller Tugend und Ehrbarkeit uneingedenk ward, läßt ſich leicht vorſtellen.

Eines Tages ſaß er bei ſeiner Buhlerin auf einem ſeiner Landhäuſer am Ufer eines Bächleins und trieb allerlei Scherz und Kurzweil mit ihr. Da bemerkte die Dirne, daß eine kleine Kette um ſeinen Hals hing; ſie zog dieſelbe hervor und entdeckte das Galgenmännlein in dem Fläſchchen, welch letzteres an der Kette befeſtigt war. Das Männlein machte tauſend komiſche Sprünge, was die Dirne beluſtigte; als ſie aber den Unhold näher betrachtete und ſah, wie gräßlich und häßlich er war, ſchrie ſie voll Entſetzen aus: „Pfui Teufel, was iſt das für eine garſtige Kröte!“ und warf mit dieſen Worten das Fläſchchen ins Waſſer. Wie erſchrocken war Richard darüber! Doch, um ſich nicht zu verrathen, ſagte er, das Fläſchchen hätte eine Naturſeltenheit enthalten, die ihm ſehr lieb geweſen wäre, indeſſen kümmere ihn der Verluſt eben nicht ſehr, um ſo weniger, da er ſie wieder haben könne. Allein wir wiſſen beſſer, wie viel ihm daran gelegen war, und er bedachte bei ſich, was zu thun wäre. Der Goldteufel war zwar fort, indeſſen beſaß er ja noch ſein Schloß,

seine Landhäuser und Grundstücke, und auch baares Geld hatte er noch genug in den Taschen. Wie er nachher allein war und nach seinen Dukaten in die Tasche stechen wollte, siehe, da kam ihm die Flasche mit dem Galgenmännlein wieder in die Hand, und nun begriff er erst vollkommen, daß ohne Verkauf das kuriose Ding nie von ihm weichen würde und war voll Jubel und Freude darüber. Ach! hätte er gewußt, wie viele Angst und Höllenqual er noch würde ausstehen müssen, um diesen bösen Geist los zu werden, fürwahr, er hätte nicht gejubelt und er jubelte auch schon da nicht mehr, als er das Männlein im Glase betrachtete, um zu sehen, ob es noch das rechte wäre. Das rechte war es zwar, aber es hatte eine gar gräßliche und grimmige Gestalt angenommen.

Wars bei Richard vorher hoch hergegangen, so gings jetzt freilich noch höher her und das reiche, üppige Venedig konnte oft nicht herbeischaffen, was er begehrte: die Wünsche des thörichten Menschen sind ja oft weit größer, als die ganze weite Welt.

So hatte es unser Lüstling eine Weile fortgetrieben, als er einmal ernstlich erkrankte. Obwohl er das Galgenmännlein täglich um Besserung ersuchte, so erfolgte doch keine, und auch des Arztes Rath und Kunst waren nicht im Stande, einer durch Ausschweifungen aller Art erschöpften und zerrütteten Natur so bald wieder aufzuhelfen. Richard selbst hätte es durch Enthaltsamkeit und Mäßigkeit vielleicht am Besten gekonnt, wenn er nur den ernstlichen Willen

dazu gehabt hätte. Während er ſo krank darnieder lag, hatte er einmal des Nachts einen ſonderbaren, höchſt beängſtigenden Traum; es kam ihm nämlich vor, als ob die Arzneigläſer, die auf dem Tiſch vor ſeinem Bette ſtanden, auf einmal in Bewegung geriethen: eines derſelben tanzte und ſprang und rannte den andern klingend gegen Hals und Bauch; das war aber das mit dem Galgenmännlein. Weiter träumte ihm, wie er den böſen Geiſt anrufe und bitte, er möchte ihm doch wieder zu ſeiner Geſundheit verhelfen, und wenn er das nicht wolle oder könne, ihm doch wenigſtens die Gläſer nicht zerſchmeißen. Aber das Männlein tanzte fortwährend in der Flaſche, grinzte ihn mit hölliſcher Miene an und ſang:

„Was hilft all Stöhnen und Tönen dein,
Du biſt jetzt mein,
Und nimmermehr will ich dich laſſen;
In die ewige Pein
Kommſt du hinein,
Der Teufel läßt mit ſich nicht ſpaſſen!“
Hi, hi, hi hi, hi hi!

und damit machte ſich das Galgenmännlein lang und dünn, wie einen Faden, kroch aus dem verpichten Glaſe heraus, obwohl Richard den Pfropfen feſt zuhielt, und wurde zu einem langen, ſchwarzen Ungeheuer, mit großen Fledermausflügeln, das ſich gräßlich drehte und wand und ſchwirrte dazu mit den häßlichen Schwingen. Ja, am Ende legte der Geiſt ſeine Bruſt ſo kalt und rauh auf Richards Bruſt, umwickelte ihn mit den Flügeln und drückte ihn mit

denſelben feſt an ſich, daß der arme Bedauernswürdige nicht anders glaubte, als jetzt ſei der Augenblick gekommen, wo ihn der Böſe ſelbſt mit ſich nehmen und den Qualen der Hölle überantworten würde. Da erwachte er im kalten Todesſchweiße, es war ihm, als kröche ihm eine ſchwarze Kröte eilig von der Bruſt über den Bauch und ſchlüpfe in die Taſche ſeines Nachtkleides hinab, und als er darnach griff, bekam er die Flaſche mit dem unheimlichen Dinge in die Hände. Ach! der arme Richard hatte von nun an der böſen und ſchrecklichen Träume noch viele, vor denen ihm die Kniee Tage lang erbebten, und die Glieder erzitterten; aber er hätte wohl keine ſolchen Träume gehabt, wenn nur ſein Leben weniger gottlos geweſen wäre.

Während er ſo, Nächte lange, voll Angſt und Schrecken und von ſeinen Träumen hölliſch gepeinigt, dalag, hatte er oft ſeinen Dienern gerufen und geklingelt, aber die lagen wie im Todesſchlafe, und keiner erſchien, um nach ſeinem Herrn zu ſehen: das mochte wohl der Geiſt im Glaſe gemacht haben. Ob er aber auch machte, daß die Buhldirne, die ſonſt immer in Richards Nähe geweſen war, jetzt nicht mehr zu ihm kam, oder ob ihre eigene Niederträchtigkeit und Schändlichkeit die Urſache davon war, das wollen wir unſern Leſern zur Entſcheidung anheimſtellen. So war denn Richard in ſeiner Krankheit faſt immer allein und verlaſſen und dachte nur daran, wie er, wenn ihm Gott erſt ſeine Geſundheit wieder geſchenkt hätte, ſich des Galgenmänn-

leins entledigen könnte. Zuerst fiel sein Gedanke auf seinen Arzt, der ein gelehrter Mann und dazu ein großer Naturliebhaber war. Dieser erbot sich zwar, das seltsame Wesen zu kaufen, und dafür Etwas am Arztlohne abzurechnen, wollte aber, da er eben nicht reich war, blos drei Dukaten dafür geben. Wie gerne gab es der Kranke dafür hin, und das, was er empfangen hatte, schenkte er den Armen, die er früher, als er noch hunderttausende von Dukaten verschwendete, mit keinem Heller bedacht hatte; jetzt aber gab er das elende Sündengeld von drei Dukaten her, weil er dadurch den Klauen des Satans zu entgehen meinte.

Ehe er noch das Galgenmännlein bei dem Arzte angebracht hatte, hatte er sich ein Paar tüchtige Beutel voll Goldstücke unter sein Kopfkissen und in sein Bette gewünscht; wie er aber jetzt, nachdem der Verkauf geschehen war, nach dem Gelde suchte, von dem er doch wußte, wo es liegen müsse, fand er nirgends mehr eine Spur davon. Nun hörte er von Allen im Hause, daß die Buhldirne stets in der Nähe seines Zimmers gewesen war; auf Befragen gab ihm jedoch die Nichtswürdige den kurzen Bescheid, daß sie von den Geldsäcken nichts wisse, und daß er ein Narr wäre, der sich das Alles nur in der Fieberhitze eingebildet hätte.

Nun wußte er freilich ungefähr, welcher Art und Natur seine Herzgespielin war, und er fing an, sie seine ganze Verachtung fühlen zu lassen, was er nur viel früher schon hätte thun sollen. Allein wie

sollte er sich nun helfen, da das Geld fort war und das Galgenmännlein auch? „Hm!“ dachte er bei sich, „ich habe ja noch Schlösser und Güter genug, die will ich verkaufen,“ — aber auch das konnte er jetzt nicht mehr. Er hatte nämlich der Dirne in seinem frühern Liebeswahnsinne Blätter mit seiner Namensunterschrift und seinem Siegel gegeben, die oben leer geblieben waren, damit das liebe, theure Herz hinschreiben könnte, was es nur wünschte und es ihm nie an Etwas fehlen möchte; sein unten stehender Name, oder vielmehr das Galgenmännlein, bezahlte ja Alles. Wie er nun jetzt seine Besitzungen verkaufen wollte, fand er, daß er Nichts mehr zu verkaufen habe, denn es war auf dem leer gewesenen Raume ordentlich und deutlich geschrieben, daß er diese Schlösser und jene Landhäuser und Güter an die und die Dame, — nämlich an seine Buhlerin — verkauft und den Werth richtig erhalten hätte. So war ihm denn von all seinem Reichthume Nichts weiter übrig geblieben, als dreißig Dukaten, worüber er in solchen Grimm und Wuth gerieth, daß er Gott und die Welt und seinen Teufel dazu hätte ermorden mögen: so weit bringt es der Mensch, wenn er einmal recht schlecht geworden ist.

In dieser Stimmung traf ihn sein Arzt, den er beim Eintritte hart und grimmig anfuhr, mit den Worten: „Geld zu haben, seid Ihr doch hieher gekommen; aber gebt mir lieber ein Giftpulver, daß ich meiner Martern los werde! Geld habe ich keines mehr.“ „Behaltet Euer Geld nur, werther Herr,“

erwiederte der Arzt, „um Geld und Lohn habe ich ja nie gedient, obwohl ich des Geldes gar nicht viel vermag. Aber da habe ich eine recht kräftige, lebensstärkende Arznei zusammengesetzt, die einzige, die Euch vielleicht noch aufhilft. Ich habe sie, als ich herkam, während ihr noch schlummertet, mit dem Recepte in euern Schrank gestellt; wollt Ihr mir meine baare Auslage von zwei Dukaten dafür ersetzen, so ist sie Euer.“ Gerne wurden die zwei Dukaten gegeben. Mit dem Wunsche: „lebt wohl, Herr Richard, und werdet endlich einmal ganz gesund,“ verabschiedete sich der Arzt und Richard rief ihm tausendfachen Dank für seine Bemühungen nach. Aber wer beschreibt den Schrecken des Unglücklichen, als er an den Schrank trat und dort, in ein beschriebenes Papier gewickelt, ein Glas fand, worin der furchtbare Geist war, der nun einmal gar nicht von ihm lassen zu wollen schien. Auf dem Papiere aber stand geschrieben: „Elender Bube, der du bist; um meine Seele wolltest du mich bringen, indem ich deinen Leib gesund zu machen bemüht war? o, rette deine Seele aus den Klauen des Satans, wenn es anders noch möglich ist!“ Richard hatte also wirklich den Galgenteufel wieder gekauft, und zwar um den Betrag von zwei Dukaten. „Ach! — seufzte er — hätte ich doch die Flasche das erste Mal um zehntausend Dukaten erkauft, so wäre ich jetzt nicht schon in so großer Noth sie wieder los zu werden!“

Einzig in dem Gedanken lebend, wie er das verhängnißvolle Besitzthum auf immer los werden

könnte, faßte er jetzt den Plan, daſſelbe, wie in Scherz und Spielerei, bei ſeiner Buhlerin anzubringen, nachdem er ſich zuvor erſt doppelt ſo viel Goldſtücke gewünſcht, als er vorher unter ſeinem Kopfkiſſen gehabt hatte. Die Goldſtücke waren da, und nun legte er den größeſten Theil derſelben bei einem Kaufmanne nieder, ließ ſich eine Schuldverſchreibung darüber geben und dachte, es hätte nun für die Zukunft keine Noth mit ihm, zumal er aller Ausſchweifungen ſchon überſatt war, und jetzt mit viel Wenigerem auszukommen hoffte. Unter Lachen und Scherzen nahm ihm die Dirne das ſeltſame Ding um einen Dukaten ab. Er aber, ſtatt weit weg von dem böſen Geiſte, in ein anderes Land zu fliehen, zechte, ſpielte und ſchwärmte noch einige Monate lange mit der liſtigen Buhlerin herum, denn er beſaß den falſchen Ehrgeiz, zeigen zu wollen, daß es ihm nirgends fehle und konnte es auch nicht über ſich gewinnen, von ſeinen Lüſten abzulaſſen. Als es ihm nun nach und nach an Mitteln zu fehlen anfing, ging er, ſich ſein niedergelegtes Geld geben zu laſſen, aber da wollte Niemand weder von ihm noch von ſeinem Gelde etwas wiſſen, ſondern man ſagte ihm dreiſt in's Geſicht, er ſey ein Narr, der ſich Dinge einbilde, die gar nie geweſen wären. Als er auf das hin zornig wurde und den Schein hervorzog, da war ein weißes Blatt Papier daraus geworden, und er hatte noch den bitterſten Spott zu ſeinem Schaden. Hatte der Kaufmann den Schein mit betrügeriſcher Dinte geſchrieben, die nach einiger Zeit wieder erlöſchte, oder war der Beſitz des gewünſchten Geldes

an den Beſitz der verhängnißvollen Flaſche gebunden? Dem ſei wie ihm wolle, es war eben kein Segen bei den Gaben des Galgenmännleins und Richard ging betrübt und leichenblaß fort.

3.

Was ſollte er nun beginnen? verhungern konnte er doch nicht und todtſchießen wollte er ſich eben ſo wenig, denn er liebte das Leben noch zu ſehr, auch fehlte ihm aller Muth dazu. In Venedig konnte ihm der Aufenthalt unmöglich länger behagen, denn wie hätte er es über das Herz gebracht, an eben dem Schauplatze, der ihm bisher nicht reich und nicht groß genug für ſeine Ausſchweifungen geweſen war, in ſeiner jetzigen, ärmlichen Lage ſich dem Spotte und der Schadenfreude derer, auf die er zuvor hoch herabgeſehen hatte, preisgegeben zu ſehen? Er faßte daher den Entſchluß, mit dem Reſte ſeiner Habe wieder in ſeine Heimat nach Schwabenland zurückzukehren, dort die alten Freunde ſeines Hauſes, die es wohl aufrichtiger mit ihm meinen würden als ſeine wälſchen Spießgeſellen, aufzuſuchen und bei ihnen den Reſt ſeiner Tage in Ruhe und Abgeſchiedenheit zuzubringen. Er kaufte zu dem Ende für einen Theil ſeiner geringen Baarſchaft einen Tabuletkram, wovon er jedes Büchschen oder Stück, eines in das andere gerechnet, mit etwa vier Groſchen bezahlte. Mit dieſem Geſchäfte dachte er während der langen Reiſe nach Hauſe ſeinen Lebensunterhalt zu verdienen; er war mit der ſpärlichſten Koſt zufrieden, oder mußte es vielmehr

ſeyn, um nicht ſchon vor ſeiner Ankunft am Ziele ſeine Mittel aufzuzehren. So trat er denn wirklich den Heimweg durch das Tyroler Land an. Kaum war er einige Tage herumgezogen, als er ſchon großes Vergnügen an ſeinem neuen Geſchäfte fand, denn daſſelbe ging über Erwarten gut von Statten; die Käufer zahlten gerne, was er ſich zu fordern oft ſelbſt kaum getraute, ſo daß er anfing zu glauben, er könne auf dieſe Weiſe wohl einmal wieder ein wohlhabender Mann werden. Aber woher kam denn dieſes unvermuthete Glück? Das kam von Niemand Anderem, als von dem Galgenmännlein, das er, ohne es zu wiſſen, wieder in ſeinem Kramkaſten hatte. Er war nämlich eines Abends in eine Herberge gekommen und hatte ſeinen Kaſten abgeſetzt, als einer der Umſtehenden, der ſeine Waaren beſah, ihn fragte, was denn das für ein poſſirliches und garſtiges Ding wäre, das in dem Fläſchchen da ſo närriſche Purzelbäume mache? Da ſah Richard mit Schrecken, was er hatte, und bot Allen, die gegenwärtig waren, das Weſen um drei Groſchen an, denn für vier Groſchen hatte er es ſelbſt gekauft! Aber Niemand mochte es kaufen, denn es grauste Jedem, wenn er es nur anſah. Er ging deßhalb wieder nach Venedig zurück, in der Hoffnung, derjenige, welcher ihm das Galgenmännlein unter ſeinen Waaren verkauft hatte, habe es vielleicht nur aus Verſehen gethan, und würde es gerne wieder nehmen. Wie er aber zu dem Verkäufer kam, wollte es dieſer um keinen Preis mehr und ſagte, er ſolle ſich damit an ſeine ehemalige Buhlerin

wenden, von der er es mit anderem Spieltande erkauft hätte. Richard begab ſich dahin, wurde aber von den Dienern der Luſtdirne, die das Männlein eben darum wieder verkauft hatte, weil es ſie ſtets ſo gräßlich anſah, mit ſammt ſeinem Krame die Treppe hinabgeworfen.

Angſt und Entſetzen überfielen Richard und quälten ihn immer mehr, da Alles, was er verſuchte, um des Männleins los zu werden, durchaus fehlſchlug. Nachdem jedoch der erſte Schrecken vorüber war, faßte er doch wieder einige Hoffnung und dachte, vielleicht werde es ihm in Deutſchland beſſer gelingen, ſich ſeines Plagegeiſtes zu entledigen. Er wünſchte ſich zu dem Ende wieder eine große Summe Geldes und reiste glänzend nach der berühmten Reichsſtadt Augsburg. Hier, wo es ſo viele vornehme und genußſüchtige Menſchen gab, glaubte er, könne es ihm nicht fehlen, einen Liebhaber für das Galgenmännlein zu finden; allein dieſes tanzte immer toller und vergnügter in dem Glaſe auf und ab, gleichſam als ob nun ſeine Dienſtzeit bald vorbei und der Beſitzer dem Teufel gewiß verfallen wäre.

In Augsburg hatte Richard bald in den größten und vornehmſten Geſellſchaften Zutritt; das machte ſein Geld, deſſen er ſo viel ausgab, daß es ihm kaum der reiche Fugger hierin gleich zu thun vermochte. Aber er wurde auch von Allen, die ihn kannten, für toll gehalten, weil er ſeine Naturſeltenheit, von der er doch allenthalben ſo viel Aufhebens machte, Jedermann um drei Groſchen aufdringen wollte,

während ſie doch Niemand kaufen mochte, weil ſie Jeden, der ſie betrachtete, ſo gar gräßlich anſahe. Sein Entſetzen, ſeine Angſt, ſein Grauſen ſtieg mit jedem Tage mehr, ſeine böſen Träume wurden immer wilder und fürchterlicher und nirgends auf Erden konnte er mehr Ruhe finden.

Eben ließ Kaiſer Ferdinand der Zweite durch ganz Deutſchland Soldaten für den Krieg mit den proteſtantiſchen Fürſten und Ständen des Reiches anwerben. Die Stadt Augsburg war einer der Hauptſitze der kaiſerlichen Werber. Da faßte auch Richard in der Verzweiflung den Entſchluß, in den Krieg zu gehen; — ach, der Verblendete bedachte nicht, daß er, wenn eine Kugel oder ein Säbelhieb ihn träfe, ſterben müſſe und dann dem Teufel auf ewig verfallen wäre. Das machte aber eben ſeine Verzweiflung, daß er nicht wußte, was er that; und zu Gott beten konnte er auch nicht mehr, ſo gerne er es jetzt gethan hätte. Er konnte es nicht mehr! denn ſo lange er im Beſitze des hölliſchen Männleins war, und lange zuvör, hatte er nicht zu Gott gebetet — er hatte zuerſt nicht mehr gewollt und nachher nicht mehr gekonnt.

So ging alſo Richard in den Krieg hinein, er ging aber auch bald wieder hinaus, denn er konnte das Knattern der Flinten, das Pfeifen und Sauſen der Kugeln ſchon im erſten Treffen nicht ertragen, und ſelbſt die Trompeten und Trommeln, die ihn zum Angriffe riefen, waren ihm zuwider, obwohl er ſich trefflich mit Panzer und Harniſch gerüſtet hatte. Aber der Hauptgrund, warum er das Kriegsleben

wieder verließ, war der, daß er, nach wiedererlangter reiflicher Besinnung, mit Schaudern daran dachte, wem er angehöre, wenn er todt auf dem Schlachtfelde bliebe. Er floh zurück, weiter nach Schwaben hinein, in einen dichten Wald, legte dort Harnisch, Schwert und alle Waffen ab und machte es auch seinem Rosse leichter, indem er demselben Sattel und Zeug abnahm. Er selbst legte sich ermüdet unter eine Eiche hin und schlief etwa ein paar Stunden lang. Da hörte er in seiner Nähe ein Geräusch von mehrern Stimmen, die ihn auf höchst unerwünschte Weise in seinem Schlafe störten. Eine derselben rief ihm zu: „wenn du schon todt bist, du Hund, so sage es nur, dann braucht man sein Pulver nicht umsonst zu verschießen!" Voll Schrecken raffte er sich auf und sah, wie ihm ein Soldat eine gespannte Muskete auf die Brust hielt und sechs andere sich seinen wohlgefüllten Mantelsack, sein Pferd und was er sonst noch besaß, bereits zu eigen gemacht hatten, wie ein wohlerworbenes Gut, wofür die Soldaten im Kriege bekanntlich Alles betrachten, indem sie das Genommene für gegeben ansehen. Da bat Richard gar sehr um Gnade. Weil er aber selbst daran zweifelte, ob er sie erhalten würde, indem der Mann mit der Muskete ein gar schreckliches Aussehen hatte, und er doch in diesem Augenblicke seiner Seele Heil bedachte, flehte er inständigst: „wenn ihr mich todtschießen wollt, so kauft mir doch zuvor noch dieses Fläschchen mit dem schwarzen Dinge darin ab, für drei Groschen sollt ihr es haben." „Narr, der du bist," sagte Einer von den

Soldaten dagegen, „das Ding nehmen wir ohnehin mit, aber ohne Geld;“ — mit dieſen Worten nahm er das Fläſchchen und ſteckte es in die Rocktaſche. „Nehmt immerhin,“ ſprach Richard, „aber ich fürchte nur, es wird nicht bei Euch bleiben, wenn ihr es nicht ordentlich gekauft habt; es hat eine ganz eigene Bewandtniß damit.“ Der Kriegsmann aber lachte blos und dachte, er wolle es ſchon feſt halten.

Nachdem die Kriegsknechte Richarden ausgeplündert hatten, zogen ſie ihres Weges weiter, ohne ſich ferner um ihn zu bekümmern; er aber hatte das furchtbare Männlein richtig wieder in ſeiner Taſche, gleichſam als wolle und könne es nun und nimmermehr von ihm ablaſſen. Derjenige aber, der es ihm abgenommen hatte, fand es beim Nachſuchen in der Taſche nicht mehr, dachte, er habe das ſeltſame Ding im Graſe verloren und lief bis zu Richard zurück, um es zu ſuchen. Dieſer aber bot es ihm gleich entgegen, indem er nochmals wiederholte, was er ihm gleich Anfangs geſagt hatte, „es ſei nun einmal nicht anders, das Männlein bliebe bei Keinem, der es nicht für Geld, und wäre es auch der allergeringſte Preis, erkauft hätte; um drei Groſchen könne er es ja haben.“ Allein die Kriegsgurgel, welcher die drei Groſchen ſchon zu viel waren, wollte nur einen dafür zahlen. Dafür gab Richard ſeinen Quälgeiſt mit Freuden her, ſtand nun aber auch mit leichter Taſche da; er hatte nichts mehr als ſeinen Groſchen, aber ſeinem ſchwerbelaſteten Herzen war ja auch um Vieles leichter geworden. Allein was ſollte er jetzt beginnen?

frischen Lebensmuth hatte er allerdings gewonnen, seitdem er des Männleins ledig geworden war, aber an Mitteln zum Leben fehlte es ihm jetzt ganz und gar.

So ging er denn abermals unter die Soldaten und diente der protestantischen Partei als Fußknecht. Wie ihm jetzt zu Muthe sein mochte, das wußte wohl nur er allein: vorher Taschen und Säcke voll Dukaten, jetzt nur ein paar Dreier im schlaffen Leberbeutelein! Eines Tages, da eben die Löhnung ausbezahlt worden war, wollte er in einem Marketenderzelte sein Glück beim Würfelspiele versuchen, denn er war schon so lange und so sehr ans Spielen gewöhnt, daß es ihm die größte Ueberwindung kostete, davon zu lassen. Anfangs gewann er und gewann viel, aber am Ende hatte er Alles wieder verspielt und kein Kamerad wollte ihm auch nur ein paar Groschen borgen. Da zog er im Aerger die Patronen aus seiner Patrontasche heraus, setzte sie auf das Spiel und verlor sie an denselben Soldaten, an den er sein Männlein verhandelt hatte, denn wo das Männlein war, da war auch das Glück, nämlich das teufliſche Glück. Am andern Morgen, als Richard noch nicht aufgestanden war, erschien schon der Corporal in dem Zelte und kündigte an, daß in einer Stunde der Obriſte erscheinen und Alles mustern würde; wem dann etwas an seiner Ausrüstung fehle, der würde ohne Gnade und Barmherzigkeit erschossen. Richard hatte noch fünf Heller in der Tasche, mit welchen er, nachdem er lange vergebens in allen Gezelten herumgelaufen war, endlich auch zu dem Soldaten kam, der ihm

das Galgenmännlein abgekauft und nachher seine Löhnung und seine Patronen abgewonnen hatte. Dieser gab ihm am Ende, nach vielen Bitten und Betteln, fünf Patronen für fünf Heller, weil er gerade welche übrig hatte und doch auch für keinen schlechten Kameraden gehalten sein wollte.

Die Musterung ging glücklich vorüber, ohne daß Einer wäre gestraft oder gar erschossen worden. Darum gingen Alle nachher zu den Marketendern und thaten sich gütlich; nur Richard, der keinen Heller mehr besaß, stand trübsinnig da und kauete an einem Stücke trockenen Brodes. „Ach," seufzte er, „wenn ich doch jetzt nur ein einziges von all den Goldstücken hätte, die ich früher Händevoll Weise vergeudet habe." Das Goldstück war sogleich in seiner Hand. Da erschrack er heftig und dachte sogleich an das Galgenmännlein, und in der That war der kleine Schwarzkünstler wieder bei ihm; er hatte nämlich bei den Patronen des Kameraden gelegen und war auch wie eine Patrone in Papier eingewickelt. Der Kamerad kam zwar nachher wieder und forderte es zurück, behauptend, er habe es ihm aus Versehen anstatt einer Patrone gegeben; Richard gab auch recht gerne und ohne alles Zögern das unheimliche Wesen zurück, allein die schon erlangte Gewißheit, daß der Geist ohne Kauf doch nicht in andern Händen bliebe, und durchaus nicht von ihm ablassen zu wollen schien, sondern sich jedesmal wieder einstellte, verursachte ihm ein solch entsetzliches Grausen, daß er das Goldstück mit Abscheu fortwarf und, so weit ihn die Füße nur

trugen, tief hinein in einen dichten Wald lief. Hier ſank er Abends ganz müde und erſchöpft unter einem Baume nieder und wünſchte ſich nur eine Feldflaſche mit friſchem Waſſer. Im Augenblicke ſtand die Flaſche mit Waſſer vor ihm. Da entſetzte ſich der arme Menſch, griff in ſeine Taſche und ergriff richtig die Flaſche mit dem furchtbaren Weſen. Da fiel er ohnmächtig in den Schlaf, und einer ſeiner früheren gräßlichen Träume kehrte wieder. Das Galgenmännlein zog ſich aus der Flaſche heraus und legte ſich in furchtbarer Geſtalt auf ſeine Bruſt. Er wollte die Qual von ſich abwenden und bedeutete dem Männlein im entſchiedenſten Tone, es ſolle ihn in Ruhe laſſen, es gehöre ihm nun nicht mehr an, er habe es ja verkauft. „Handel gilt bei mir nicht, gilt gar nicht," grinste der böſe Geiſt ihm entgegen, du haſt mich für einen Heller mit den Patronen erkauft; hätteſt mich ja wohlfeiler wieder verkaufen müſſen, du haſt mich aber ohne Kaufgeld zurückgegeben: nun werde ich wohl nicht mehr wanken und von dir weichen, und habe dich, denk' ich, gewiß in meiner Gewalt." Da erwachte Richard in ſchrecklicher Zerrüttung, rannte gegen einen Felſenabhang hin und ſchleuderte das Fläſchchen hinab, aber das half Alles nichts, im gleichen Augenblicke hatte er es wieder in der Taſche. „Weh! wehe!" rief er nun durch die Nacht des Waldes hindurch; er brüllte dieſe Worte beinahe vor Angſt und Grauſen; „wehe mir Unglücklichen! ſonſt war es meine Freude, wenn der Geiſt wieder zu mir kehrte, jetzt wird er mein Jammer, meine ewige Qual

und Pein! einem Rasenden gleich lief er während der ganzen Nacht im Walde hin und her und bei jedem Schritte klirrte es in seiner Tasche. Am frühen Morgen nahm er das Fläschchen wieder, warf es zu Boden, sprang wüthend mit den Füßen darauf hin und wollte den bösen Geist darin erwürgen: der aber war alsogleich wieder in seiner Tasche und ein höhnisches Gelächter ging aus derselben hervor. „O Teufel," rief er grimmig und verzweiflungsvoll zugleich, „Teufel, laß doch ab von mir!" aber vergebens, wer dem Bösen sich einmal hingegeben hat, den läßt er so leicht nicht wieder aus seiner Gewalt.

4.

Endlich raffte sich Richard auf und suchte nach einer Münze, deren Werth geringer wäre, als der eines Hellers, er suchte überall und fand keine, er fragte allenthalben darnach, aber er wurde von Jedermann ausgelacht und für einen Narren gehalten. So waren Monate dahin gegangen, für Richard eine Zeit wahrer Höllenqual. Die Hoffnung, von seinem bösen Geiste je loszukommen, hatte er längst aufgegeben, aber den Wunsch darnach, ach! dem konnte er nie entsagen.

Einst hatte er sich in eine felsige Gebirgsschlucht verirrt, und lag fast ohnmächtig da, als es mit schweren Rosseshufen über dem Boden daher dröhnte. Ein großer Mann auf einem hohen, schwarzen Rosse kam gegen Richard herangesprengt; er hatte ein prächtiges, blutrothes Kleid an, sah aber dabei so gräß-

lich aus, als trüge er lauter Unheil in ſich. Richard erbebte an allen Gliedern, als er den Reiter erblickte. „Warum ſo betrübt, Geſelle?“ redete ihn der Mann mit furchtbarer Stimme und gräßlicher Geberde an, „du ſiehſt mir aus wie ein Kaufmann, der zu theuer eingekauft hat.“ „O nein, Herr, ſondern ich habe vielmehr zu wohlfeil eingekauft,“ erwiederte Richard erbleichend, und fürchtete ſchon, der gräßliche Mann führe ihn mit ſich davon zum Orte der ewigen Qual; er glaubte nicht anders, als es ſeie der Böſe ſelbſt. Der rothe Mann auf dem ſchwarzen Roſſe aber ſagte jetzt mit gemilderter Stimme zu Richard: „wenn mich nicht Alles trügt, ſo biſt du der Menſch, der nach einer Münze unter Hellers Werth fahndet — wahrſcheinlich um ſo ein Ding los zu werden, das man Galgenmännlein nennt? Biſt du der, ſo ſprich, du haſt deinen Mann gefunden.“ „Ja, ja, der bin ich leider,“ war Richard's leiſe, bebende Antwort. „Nun dann ſei nur getroſt, guter Freund, des Dinges ſollſt du bald los werden. Schon lange ſuche ich ein ſolches Galgenmännlein, und bin dir deßhalb wohl einige Wochen lange nachgezogen. Ich weiß, welche Bewandtniß es mit dem gefährlichen Dinge hat. Freilich haſt du blutwenig dafür gegeben und, ſo weit ich auch ſchon in der Welt herumgekommen bin, iſt mir noch keine Münze unter dem Betrage eines Hellers bekannt geworden. Indeſſen, dafür kann Rath werden, wenn du mir folgen willſt.“

„Auf des Gebirges anderer Seite, nicht gar weit von der ſchwäbiſchen Reichsſtadt Hall, wohnt

der bekannte Schenk von Limpurg, ein ritterlicher Graf, deſſen größte Luſt und vornehmſte Beſchäftigung das edle Waidwerk iſt. Morgen, wenn er auf die Jagd geht, will ich ihn von ſeinem Gefolge entfernen und ihm ein gefährliches Unthier an den Hals hetzen, aus deſſen Klauen du ihn dann befreien ſollſt. Bleibe hier bis Mitternacht, und wann der Mond über jenem Felſenzacken ſteht, aber ja nicht früher, und auch nicht ſpäter, gehe die finſtre Thalkluft entlang, linker Hand; verweile dich nicht unterweges, aber eile auch nicht zu ſehr, dann wirſt du gerade in dem Augenblicke ankommen, wo das Unthier den Grafen erpackt. Greife es nur furchtlos an, dir wird es weichen, und ſich von dem ſchroffen Ufer in den Kocherfluß hinabſtürzen laſſen. Dann begehre von dem Grafen, der dir eine Belohnung anbieten wird, Nichts weiter, als daß er dir in der Münze zu Hall einige Halbheller prägen laſſe. Von dieſen will ich mir dann einige einwechſeln und dir für einen derſelben dein furchtbares Galgenmännlein abkaufen. Wenn du die Halbheller haſt, dann wirſt du mich am ſchwarzen Brunnen wieder finden. Dieſer liegt in einem ſchmalen Thale, nicht ferne von dem württembergiſchen Städtchen Winnenden, an der mittäglichen Spitze des großen Welzheimer Gebirgwaldes. Uebrigens kann dir jeder Bewohner dieſer Gegend den Weg dahin zeigen."

Kaum hatte der räthſelhafte Mann ſeine Rede geendet, als er auch ſchon mit ſammt dem Roſſe wieder aus Richards Augen verſchwunden war. Dieſer,

der um jeden Preis Erlöſung von dem Geiſte und ſeiner peinigenden Herzensangſt ſuchte, ſchlug zitternd und bebend, genau nach der erhaltenen Anweiſung, ſeinen Weg ein, der ihm gar unheimlich vorkam, weil Alles rings um ihn her ſo ganz ſtille und öde war, vor Allem aber, weil er kein gutes Gewiſſen hatte; indeſſen begegnete ihm nichts Gefährliches und er kam wohlbehalten an Ort und Stelle an. Allmählig tauchte die Morgenröthe herauf, da wurde Richarden weniger unheimlich, denn zuvor. „O holdes Licht des Tages," rief er, „du, das Alles erhellt, erhelle auch den finſtern Trübſinn meiner Seele; gib Leben und Heiterkeit dem Geängſtigten zurück!"

Nicht lange, ſo kam Richard in die Nähe eines Vorſprunges im Walde, wo der Graf in eben dem Augenblicke unter den Klauen eines zottigen Bären von ungeheurer Größe mit feurig blitzenden Augen lag, der, angeſchoſſen, aber nicht tödtlich verwundet, in voller Wuth auf ſeinen Schützen losgeſtürzt und eben im Begriffe war, ihn in Stücke zu zerreißen. Hätte Richard ſich nicht vor dem ewigen Verderben gefürchtet, ſo hätte er es gewiß vor dieſem Ungeheuer gethan. So aber ging er, wiewohl bebend und zagend, mit ſeinem tüchtigen Knotenſtocke auf den Bären los, und kaum hatte er ſich an dieſen gemacht, ſo entfloh er unter fürchterlichem Heulen und Brüllen und Richard, durch deſſen Flucht kühn geworden, verfolgte ihn, bis er ſich von dem Felſenrande in den Fluß hinabſtürzte. Der befreite Graf erhob ſeinen Retter mit Lobſprüchen bis zum Himmel und verſprach ihm Alles, was er

ihm nur zu geben im Stande wäre. Da ſagte Richard, daß er gar nicht viel verlange, ſondern aus ganz beſondern Urſachen blos bitte, ihm um Gotteswillen einige halbe Heller prägen zu laſſen. Auf das hin ſah nun freilich der Graf ſeinen Retter mit großen Augen an und dachte: „Muth mag der wohl haben, aber gewiß fehlt es ihm um ſo mehr am Verſtande.“ Aber es fehlte ihm eigentlich weniger da, als im Herzen..... Indeſſen, die Halbhellerlein wurden geprägt, weil es der Graf zugeſagt hatte und ein ſo leichtes Verſprechen leicht halten konnte. „Aber wollt Ihr denn weiter gar Nichts, guter Freund?“ fragte der Schenk von Limpurg; „Nein, weiter Nichts,“ antwortete Richard, denn Geld und Gut achtete er in dieſem Augenblicke für Nichts, ſondern nur das kümmerte ihn, wie er des ſchrecklichen Dienſtmännleins und ſeiner entſetzlichen Angſt los werden könnte.

Jetzt ging er hin zum ſchwarzen Brunnen, von welchem ihm Alt und Jung eine furchtbare Beſchreibung machten, was Alles für ſchreckliche Begebenheiten dort ſchon vorgefallen wären, und daß allnächtlich der Böſe in Perſon dort erſcheine, um die armen Seelen der Wanderer mit ſich in die hölliſche Verdammniß zu ſchleppen. Der Weg dahin führte ihn durch eine enge und finſtere Bergſchlucht, bis er endlich an deren Ausgang den Mond ſeine vollen Strahlen über das eben nicht unfreundliche Thal ausbreiten ſah, in welchem der Brunnen ſtand. Wie Richard bei dem Brunnen ankam, ſah er bereits das ſchwarze Roß des Mannes mit dem blutrothen Kleide, unangebunden,

regungs- und bewegungslos mit hochgehaltenem Kopfe auf der einen Seite deſſelben ſtehen, der Reiter ſelbſt aber wuſch ſich, dem Roſſe gegenüber, Haupt und Hände in dem Borne, der ganz dunkles Waſſer enthielt, und ſo ſah denn der Reiter mit dem ſchwarzen Geſichte und blutrothen Kleide ſo fürchterlich aus, daß Richard bei ſeinem Anblicke aufs Heftigſte erſchrak. „Nur ruhig, mein Burſche," ſagte der Reiter des ſchwarzen Roſſes; „ich bin nun einmal der Dienſtmann des Böſen, bin ihm mit Leib und Seele ſchon lange verfallen und gehorche ſeinen Befehlen, weil ich muß. Er thut freilich auch, was ich will, weil er es laut unſeres Contractes thun muß. Aber der Knicker gibt mir alljährlich nur hunderttauſend Dukaten für alle meine Mühe, und dabei muß man kargen und ſorgen. Darum bedarf ich des Galgenmännleins, denn, wenn ich das beſitze, kann ich in Einem Monate Millionen verthun, und will ſie verthun, und der Satan muß ſie mir herſchaffen. Ich komme ja doch in keinem Falle mehr von ihm los, und ſo will ich denn jetzt ihn quälen, weil er nachher mich quälen wird. Gib mir die Flaſche her; hier iſt ein halber Heller, die übrigen kannſt du zum Andenken aufbewahren, wenn du willſt." Das Galgenmännlein ging nun in die Hand und aus dieſer in die Taſche des Mannes über. Es ſah äußerſt grimmig aus, und machte ſich recht ſchwer in ſeiner Taſche. „Sieh aus, wie du willſt," ſagte der Fremde, „das gilt mir Alles gleich; mache dich ſchwer, wie du willſt, ich will dich ſchon leicht machen, denn ich

will so viel Geld von dir fordern, daß du es nicht mehr sollst anschaffen können.“ Damit eilte der Mann auf dem schwarzen Rosse auf und davon und war in wenigen Minuten aus Richards Augen verschwunden.

Richard war nun zwar frei, aber doch nicht fröhlich; ruhiger, aber doch nicht recht ruhig und heiter, sondern feierlich ernst und in sich selbst gekehrt, denn noch lag das frühere böse Leben auf seiner Seele, die alte Verderbtheit und das böse Gewissen — und noch in manchen Träumen ängstigte ihn das Galgenmännlein. Ganz frei und ruhig wurde er erst, als Gott ihn durch den Tod hinwegnahm.

III.

Bruder Eckhardt.

Eine nur iſt's, die ich ſuche,
Sie iſt nah' und ewig weit.
Sehnend breit' ich meine Arme
Nach dem theuren Schattenbild,
Ach, ich kann es nicht erreichen,
Und das Herz bleibt ungeſtillt!

1.

Große Trauer herrſchte gegen das Ende des Jahres 973 durch das ganze Land Alemannien, beſonders aber auf der Burg Hohentwiel, dem alten Sitze der alemanniſchen Herzoge, denn am 12. November war daſelbſt Burkhard der Zweite, ein tapferer und ruhmwürdiger Herr, der einſt am Lechfluſſe den Sieg über die Ungarhorden mit erkämpft hatte, mit Tode abgegangen. Alle Pracht war jetzt dahin, all der Jubel verſtummt, der in ſeinen Tagen von der hohen Felſenfeſte weithin ertönte, und nur von Zeit zu Zeit wurde die tiefe Stille von dem dumpfen Klange der Kloſterglocke unterbrochen, wann die frommen Mönche ihr Gebet für die Seele des Verſtorbenen zum Himmel ſchickten. Trauernde Diener und Diene-

rinnen wandelten durch die hohen Gemächer der Burg, aber unter den Leidtragenden allen zeichnete sich eine hohe Frauengestalt aus, die tief verschleiert und mit thränenden Augen neben dem Sarge des Herzogs saß: es war dieß Frau Hedwig, die Burkhard bei seinem Tode als kinderlose Wittwe hinterlassen hatte. Wohl hätte man sich wundern können, wie die Herzogin, eine Frau in den blühendsten Jahren, sich über dem Hinscheiden ihres schon alternden Eheherrn so sehr grämen mochte: allein, wie sie schon in ihrer zarten Jugend den verzärtelten Sohn des Griechenkaisers aus Verachtung seiner Unmännlichkeit verschmäht, und aus Ehrfurcht für den Heldensinn des in Schlachten ergrauten Burkhard diesem ihre Hand gereicht hatte, so bewahrte sie auch noch die liebevollste Anhänglichkeit gegen den verblichenen Helden, und wich nicht eher von seinem Sarge, als bis die Mönche des Klosters Reichenau den Leichnam abholten, um ihn in ihrer Mitte der heiligen Erde zu übergeben. Hedwig selbst begleitete ihren geliebten Gemahl zur letzten Ruhestätte.

Wenige Tage nach des Herzogs Beisetzung erschienen kaiserliche Boten auf Hohentwiel mit der Nachricht, daß Kaiser Otto I., Frau Hedwigs Oheim, im Monate Mai desselben Jahres ebenfalls das Zeitliche gesegnet, und an seiner Statt Otto der Zweite den deutschen Kaiserthron bestiegen habe; sodann, daß es des neuen Herrschers Wunsch und Wille sei, keinen neuen Herzog über Alemannien wählen zu lassen, sondern Frau Hedwig Verweserin aller Lande am See und in Schwaben, besonders aber Schutz-

herrin der Klöſter Reichenau und St. Gallen bleiben ſollte. Wohl wußte Hedwig noch aus der Zeit ihres Gemahls recht gut, wie es nichts Leichtes ſei, über das freie Land der Alemannen den Scepter zu führen, doch ſie erwog dabei auch, wie ihr hiedurch die Macht gegeben wäre, für das Land, das ſie — wiewohl eine geborene Herzogin von Baiern — dennoch wie ihr eigenes Vaterland liebte, recht ſegensreich zu wirken. Sie dachte nur daran, wie ſie ihren Unterthanen eine liebende Mutter ſein könnte und erfüllte deßhalb gerne den Wunſch des neuen Kaiſers. „Den Scepter, welchen mir mein gnädiger Herr und Vetter anbietet“ — war ihre Antwort an die Geſandten — „will ich führen, ſo gut es eines ſchwachen Weibes Hand vermag, denn der Wille des Kaiſers iſt auch mein Wille.“

Das erſte, was Hedwig, die neue Herrſcherin, ausführte, war, daß ſie das Kloſter, welches mitten in den Ringmauern ihrer Burg ſtand, aufs prachtvollſte herſtellen ließ. Ihr ſeliger Gemahl hatte den erſten Grundſtein zu demſelben gelegt; es war alſo gleichſam noch in ſeinem Beginnen und beſaß nur geringe Mittel. Sein ganzer Umfang beſchränkte ſich auf ein Kirchlein und ein armſeliges Wohngebäude, und nur wenige Mönche dienten an dem Altare des Gotteshauſes. Nun ließ die Herzogin mit großen Koſten den Bau erweitern und mehrere Gebäude ihrer Burg dazu abbrechen, ſo daß es bald aus einem Klöſterlein ein Kloſter ward, das an Umfang und Pracht dem zu Reichenau und andern von gleicher

Berühmtheit nur wenig nachstand und eine nicht geringe Anzahl von Conventualen fassen konnte.

Nachdem dieses Werk vollbracht war, dachte Frau Hedwig auch daran, die übrigen Klöster des Herzogthums zu besuchen, namentlich die, welche unter der unmittelbaren Schirmvogtei der Herzoge von Alemannien standen. Besonders nöthig schien ihr ein solcher Besuch in dem, mit Recht so genannten, Kloster Reichenau, welches damals unter Abt Rudimann eben nicht zum Besten regiert wurde.

Als die zu Reichenau von der Ankunft ihrer Herrin hörten, gingen sie ihr, den Abt an der Spitze, entgegen, um sie als Gebieterin zu empfangen. Demüthig verneigte sich Rudimann der schlaue und listige, mit seinen grünen, aus dem Specke der Backen hervorblitzenden Aeuglein vor Frau Hedwig, und sprach, nach einem langen Trostspruche über das Hinscheiden des seligen Herrn, von dem großen Glücke, daß die großmächtige Herzogin das Klösterlein ihres Besuches würdige und die Armuth seiner Bewohner nicht verschmähe. „Ihr müßt eben vorlieb nehmen, erlauchte Frau" — so schloß der Abt seine Rede — „mit dem Wenigen, was wir Euch zu bieten vermögen, denn wir besitzen Nichts von dem Ueberflusse, wie unsere Brüder zu St. Gallen." Kaum vermochte Rudimann bei diesen Worten seine heimliche Freude zu unterdrücken, daß es ihm so gut gelungen war, den Reichthum des Klosters St. Gallen bei der Herzogin anzubringen, denn der war schon lange ein Gegenstand seines Neides gewesen, obgleich sein

eigener Convent ſelbſt auch für einen der reichſten im ganzen Schwabenlande galt. Die Herzogin aber, deren Scharfſinn die geheime Abſicht Rudimanns unmöglich entgehen konnte, überraſchte ihn mit folgender Antwort: „Habt Dank, ehrwürdiger Herr, für Eure treue Geſinnung gegen das herzogliche Haus; doch, was Ihr da von der Armuth und dem Mangel Eures Kloſters ſprechet, will mich faſt bedünken, als wäre es nicht Euer Ernſt: denn wem gehören all die reichen Rebgüter, die Euer Klöſterlein, wie Ihr es nennt, umgeben? wem die ſchönen Kornfelder und der fiſchreiche See? fürwahr, an Wein und Korn muß Euch eben Nichts abgehen.“ „Gnädigſte Herzogin,“ antwortete ziemlich beſchämt der Abt, „wohl iſt Alles dieſes unſer Eigenthum durch die Gnade milder Stifter, unter denen die erlauchten Herzoge von Alemannien nicht die letzten ſind, aber — ....“ „gewiß — fiel ihm Hedwig hier in die Rede — „wolltet Ihr ſagen, es habe Euren Convent auch viele Mühe und Arbeit gekoſtet, bis Ihr die Inſel des heiligen Pirminius, die vor dieſem voll Ottern und Schlangen und faſt eine Einöde war, zu einer ſo reichen Aue umgeſchaffen; indeſſen zeugt Eure wohlgenährte Geſtalt deutlich, daß Ihr ſelbſt am wenigſten Theil an dieſer Urbarmachung genommen habt.“ Bei dieſen Worten ſuchte Rudimann der Rede plötzlich eine andere Wendung zu geben und ſprach mit erkünſtelter Freundlichkeit, indem er ſeinen Aerger über Hedwigs Worte nur mühſam unterdrückte: „nun, ſo tretet doch über unſere Schwelle, gnädigſte Frau, und koſtet

von unſerm Weine, unſerm Brode und den Fiſchen des Sees.“ Die Herzogin ging in das Kloſter, und was ſie ſchon früher geahnet hatte, fand ſie hier in vollkommenem Maaße beſtätigt, denn die Pracht, welche ſie im Innern überall erblickte, gab dem Ueberfluſſe und Reichthum von Außen in keinem Theile Etwas nach.

2.

Nur kurze Zeit verweilte Frau Hedwig auf der Reichenau, und begab ſich ſodann von da nach Sanct Gallen. Ihre Abſicht war, in dieſes Kloſter ohne alles Aufſehen zu gelangen, denn die Aeußerungen, welche Abt Rudimann über daſſelbe hatte fallen laſſen, erregten ihre Aufmerkſamkeit, und ſie dachte den wahren Zuſtand des Gotteshauſes um ſo beſſer zu erfahren, wenn von ihrem Beſuche daſelbſt vorher Nichts verlauten würde. Sie trat deßhalb den Weg dahin nur mit wenigen Begleiterinnen und ſelbſt als Pilgerin zu der Klauſe der heiligen Wiborada gekleidet, an. Allein hier war der Verdacht, den ſie aus Rudimanns Worten hatte ſchöpfen müſſen, ganz ungegründet, denn St. Gallen ſtand unter ganz andern Männern denn die Reichenau, als da waren Biſchof Salomo von Conſtanz und der würdige Abt Burkhard. Zwar auch in dieſer Gegend war nirgends Mangel zu ſehen, denn der Ort, welcher zu des Stifters Zeit nur ein kalter Aufenthalt für Bären und anderes Wild geweſen war, hatte — nicht durch die Ueppigkeit des Bodens — ſondern lediglich durch

den Fleiß der Mönche, das Anſehen eines ſchönen fruchtbaren Geländes bekommen. Aber bei ihrem Eintritte in das Innere des Kloſters ſah die Herzogin hier nicht, wie auf der Reichenau, Mönche mit vollmondgleichen Backen und wohlgemäſteten Bäuchen müßig in den Kreuzgängen daſtehen, ſondern ſie arbeiteten entweder auf den Feldern, oder ſaßen ſtille in ihren Zellen, mit der Verfertigung und Ausmalung werthvoller Handſchriften beſchäftigt, die zum Theile jetzt noch vorhanden ſind.

Der einzige Mönch, welcher ſich dem Auge der Eintretenden darbot, war der Pförtner des Kloſters, ein ſchlanker, kräftiger Jüngling mit feurigem Blicke. „Wohin führt der Weg zu der Zelle des Abtes?“ fragte Hedwig freundlich, indem ihr Blick wohlgefällig auf ſeiner ſchönen Geſtalt ruhte. „Ich will euch ſogleich dahin führen, edle Frau,“ antwortete der Mönch, dem ihr hoher Wuchs und adeliges Weſen gleich verrathen hatten, daß er keine Perſon von gemeinem Stande vor ſich ſehe; darauf führte er die Fremde durch die Länge des Kreuzganges nach dem beſtimmten Orte. Während die Beiden miteinander gingen, entſpann ſich folgendes Geſpräch zwiſchen ihnen:

H. Wie iſt dein Name, ehrwürdiger Bruder?

Pf. Die Brüder des Convents nennen mich Bruder Eckhardt.

H. Wer ſind deine Eltern oder ſonſtige Verwandte?

Pf. Meine Eltern kannte ich nicht, denn ich

verlor sie schon in zarter Jugend; darum kam ich auch so frühe in dieses Kloster. So viel mein Großoheim mir von ihnen berichtete, wohnten sie im Thurgau und waren brave, rechtschaffene Leute.

H. Lebt dieser Großoheim noch!

Pf. Ihr erneuert alten Schmerz, edle Frau; der theure Mann war auch Mönch in diesem Kloster und starb zu Anfang des verflossenen Jahres, von allen Brüdern des Convents ob seiner Redlichkeit und Gelehrsamkeit innig betrauert. Am schmerzlichsten aber habe ich seinen Verlust empfunden, denn er hat sich meiner angenommen, wie kein Verwandter leicht sich eines verlassenen Waisen annimmt. Durch ihn kam ich hieher, er selbst unterrichtete mich mit vieler Mühe und ihm allein verdanke ich Alles, was ich weiß und bin. Ach! es war überhaupt ein recht verhängnißvolles Jahr, das letztverflossene; fromme und wackere Männer hat es dahingerafft! wenn ich nur an unsern großmächtigsten Kaiser Otto denke und an den Mann Gottes, Herrn Ulrich, Bischof zu Augsburg, besonders aber an Herrn Burkhard, den guten und heldenmüthigen Herzog unsers Schwabenlandes . . . . . .

H. Kanntest du diesen Herzog Burkhard persönlich?

Pf. Warum sollt' ich nicht? Haben doch Beide, er und Kaiser Otto noch kurz vor ihrem Tode diese Gegend und unser Gotteshaus besucht. Wohl denke ich noch des liebreichen Greises, wie er mich so gerne in sein neu gestiftetes Kloster nach Twiel mitgenom-

men hätte; aber so willfährig ich ihm auch dahin gefolgt wäre, liebte ich doch zu sehr noch die Erde, in der mein geliebter Großoheim schläft. Nun, sie mögen jetzt beide im Frieden ruhen, ihre Werke werden ihnen folgen. Es war aber auch, wie man mir berichtete, große Klage über Herrn Burkhards Hinscheiden auf Hohentwiel, besonders soll Frau Hedwig, seine Gemahlin, sich tief um ihn gegrämt haben. Sie soll eine fromme, brave Frau seyn, und dabei von großer Schönheit und noch in voller Jugendblüthe. Da mögen sich jetzt wohl recht viele Freier auf der Burg einstellen um ihre Hand und um den schönsten Herzogshut im ganzen Reiche.

H. Glaubst du, die Herzogin würde einer solchen Bewerbung Gehör geben?

Pf. Daran möchte ich fast zweifeln; denn sie scheint, wie man mir sagte, eher zum Herrschen als zum Gehorchen geboren zu seyn.

H. Was würdest du aber dazu sagen, wenn von der herrischen Frau zu Hohentwiel ein Befehl erginge, daß der junge Mönch Eckhardt sein Kloster mit dem Kloster dort vertauschen und der Lehrer und Gesellschafter jener Herzogin von Alemannien werden sollte?

Eben wollte Eckhardt antworten, als der Abt, vor dessen Zelle sie mittlerweile angekommen waren, die Thüre öffnete und den Sprechenden freundlich entgegentrat. Herr Burkhard kannte die Herzogin schon lange von Angesicht und war äußerst erfreut über den hohen Besuch. Aber keine Schmeichelei

und unlauteres Wesen, wie bei Rudimann, bezeichneten diesen Empfang, sondern nur Worte der Wahrheit und Salbung entflossen den Lippen des frommen Abtes.

An Burkhards Hand durchwanderte jetzt die Herzogin alle Theile des Klosters und nicht das Geringste entging ihrer Aufmerksamkeit. Zwölf Tage verweilte sie in diesen Mauern, die ihr ein recht lieber Aufenthalt geworden waren und erblickte überall die größte Zucht und Ordnung. Jetzt erst, als die Zeit nahte, wo sie auf ihre Burg zurückzukehren Willens war, gedachte Hedwig wieder der Frage, die sie am Schlusse ihrer Unterredung mit Eckhardt fast mehr unwillkührlich als im Ernste an diesen gestellt hatte. Sie hatte nämlich während ihres Aufenthaltes in dem Kloster das edle Wesen und die Gesinnung des Pförtners immer genauer kennen lernen, so daß nunmehr der Entschluß in ihr fest stand, sich denselben vom Abte zu ihrem Lehrer auszubitten. Am Tage vor ihrer Abfahrt trat sie daher in Burkhards Zelle mit den Worten: „Ihr habt die Gewohnheit, ehrwürdiger Vater, jedem Gaste, den ihr beherbergt, eine Gabe zum Abschiede zu reichen: Ihr werdet diese Sitte bei mir, eurer Herzogin, nicht abgehen lassen."

A. Mit Nichten, gnädigste Gebieterin; aber was haben wir in unserm Kloster, das würdig wäre, Euch zum Geschenke zu dienen?

H. Laßt mich selbst wählen, ehrwürdiger Vater. — Wohl weiß ich, daß Ihr eine schöne Bücherei

beſitzet; doch darnach ſteht mein Verlangen nicht, ſo ſehr ich auch eine Freundin von dem Leſen der alten Meiſterwerke bin. Ich ſelbſt habe mir auf meiner Burg ſchon eine ziemliche Anzahl von Büchern geſammelt, aber nutzlos ſtehen ſie in meinem Schranke und es betrübt mich oft im tiefſten Herzen, wenn ich gerne die Heldengeſänge des Homeros oder Virgilius leſen möchte, oder in meinen ſchöngemalten Horatius hineinſchaue und ſo manche der herrlichſten Stellen mir dunkel und unverſtändlich bleiben. Darum bedarf ich eines Erklärers, oder vielmehr eines Lehrers in dieſen Fächern, und den möchte ich aus Eurem Convente haben, denn zu Euch habe ich das Vertrauen, daß Ihr mir keinen untüchtigen empfehlen werdet.

A. So wählet Euch denn, gnädigſte Gebieterin, einen aus meinen Brüdern.

H. Meine Wahl iſt ſchon getroffen und es bedarf — glaube ich — nur noch Eurer Einwilligung. Es iſt der Mönch, den ich im Kloſter zuerſt ſah und ſprach, derſelbe, der mich zu Euch führte.

A. Da habt Ihr Euch in der That das Beſte erbeten, was ſich in unſerem Convent befindet, und es wäre mir jetzt lieb, wenn ich Euch nicht unbedingt die Wahl gelaſſen hätte, denn dergleichen, wie mein Pförtner Eckhardt, ſind wenige ausgezeichnet an Gelehrſamkeit und Treue. Doch, ſo ungerne ich ihn auch entlaſſe, nehmt ihn mit Euch auf Eure Burg und wahret ſein getreulich; denn was könnte ich meiner

gnädigsten Gebieterin abschlagen und wäre es auch der halbe Theil des Convents.

„Es soll nicht Eures Klosters Schaden seyn," sprach Hedwig in bedeutsamem Tone, und verließ, freundlich von Herrn Burkhard sich verabschiedend, dessen Zelle, froh und glücklich darüber, daß ihr Wunsch erfüllt war, und noch in derselben Stunde erhielt Eckhardt Nachricht, mit der Herzogin nach Hohentwiel zu ziehen. Dieser weigerte sich nicht lange, eine Stelle anzunehmen, die ihm Gelegenheit bot, in der Nähe einer so schönen und geistreichen Frau zu seyn, nur ärgerte er sich jetzt darüber, daß er in seiner Unterredung mit der Unbekannten etwas zu vorlaut gewesen war.

3.

Kaum war der Morgen angebrochen, als schon Alles zur Abreise der Herzogin in Bereitschaft stand. Da hieß es in der That: „arm gekommen, reich gegangen," denn der Abt bildete aus seinen Reisigen ein prächtiges Ehrengeleite für sie. Aber die größte Ehre, die ihr das Kloster erwiesen hatte, das war der schöne Pförtner, der auf dem ganzen Wege nicht von ihrer Seite weichen durfte. Obgleich Bruder Eckhardt weniger im Sattel saß, als auf der harten Bank seiner Klosterzelle, so war er doch ein stattlicher Reiter, und die Benedictinerkutte stand ihm so gut, wie vielleicht keinem Klosterbruder seiner Zeit.

Gegen Sonnenuntergang erreichten unsere Reisenden den Fuß der herzoglichen Burg Twiel. Solch

eine ſtattliche Feſte, wie dieſe war, hatte Eckhardt in ſeinem Leben noch nie geſehen, denn ſeit ſeiner Jugend war er nicht mehr über den Bann ſeines Kloſters hinausgekommen. Dort oben, dachte er jetzt oft bei ſich, mag es wohl gut ſeyn zu wohnen, wohl beſſer als hienieden, und namentlich als an der Pforte der Klauſur des heiligen Gallus; dort oben, wo man dem Himmel um ein Gutes näher ſteht, athmet ſich's gewiß auch leichter. Freilich dachte der fromme Bruder damals noch nicht an einen andern Himmel, der ſich ſchon längſt neben ihm geöffnet hatte, während er noch in den Anblick der herrlichen Feſte verſunken war, deren Zinnen die eben untergehende Sonne mit goldenen Wölkchen bekränzte.

Angekommen auf der Burg, führte Hedwig ihren geliebten Lehrer mit eigener Hand in ein Gemach ein, das unmittelbar an ihr Arbeitszimmer ſtieß und wohl um Vieles lieblicher ſeyn mochte, als ſeine enge Zelle zu St. Gallen. Es war eben ſo geſchmackvoll als koſtbar eingerichtet; ein Schrank ſchöner und werthvoller Handſchriften bot ſich ihm zum Studium dar, und die köſtlichſte Ausſicht eröffnete ſich ſeinem Blicke durch die hohen Schwibbögen der Fenſter: vor ihm der hellglänzende Spiegel des Unterſees mit der freundlichen Au, im Hintergrunde die lange Reihe der rieſigen Berghäupter des Schweizerlandes. Es war dieß eines der Gemächer, welche Hedwig früher ſelbſt bewohnt hatte und jetzt ihrem Lieblinge einräumte. Zugleich wurde Eckhardten von ſeiner neuen Gebieterin — worauf ſchon die erſte Unterredung im Kloſter

hingewieſen hatte — kund gethan, was ſein künftiger Beruf ſeyn ſollte, und gerne übernahm er es, der Lehrer derjenigen zu ſeyn, an deren Seite ihm jede Stunde eine Seligkeit zu ſeyn ſchien.

Von nun an fing ein ganz neues Leben auf Hohentwiel an; es ſchien, als ob ſich die Burg unter Hedwig zu einer wiſſenſchaftlichen Schule umbilden wollte, mit ſolchem Eifer gab ſie ſich unter Anleitung ihres Eckhardt dem Studium der Alten hin. *) Kein Tag verging, wo ſie nicht einige Stunden in dem Gemache ihres Lehrers zubrachte; aber nie geſchah dieß ohne Begleitung einer Dienerin und, um allen anſtößigen Schein zu vermeiden, ſtets bei geöffneter Thüre. So ereignete es ſich manchmal, daß Fürſten, Edle und Ritter, und wer ſonſt zum Beſuche oder zur Aufwartung nach der Burg kam, die Herzogin neben Bruder Eckhardt ſitzend antraf, wie ſie aufmerkſam zuhörte, wenn er ihr des Virgilius Heldengedicht oder die herrlichen Oden des venuſiniſchen Sängers erklärte. Allein, obſchon der Umgang mit Eckhardt und ſeine Beihülfe bei ihrer Lieblingsbeſchäftigung ihr mit jedem Tage mehr als Bedürfniß erſchien, und ihre Gunſt ſich ihm in ſtets höherem

*) Damals waren edle und erlauchte Damen ſtolz auf die Kenntniß der claſſiſchen Schriftſteller der Griechen und Römer, während heut zu Tage junge Männer (die ſich gleichwohl wiſſenſchaftlicher Bildung rühmen) und verächtliche Frömmlinge, dieſes Studium — freilich nicht gemacht für ſolche Weſen — als ein triviales, oder gar gottloſes, geringſchätzen. Anm. des Setzers.

Grade zuwandte, ſo vergaß ſie doch niemals ihrer Würde; ihr edles Selbſtgefühl und die Scheu vor der großen Sünde, wenn ſie dem Himmel einen ſeiner Geweihten entzöge, ſtellte ſie ſtets ſicher gegen alle Uebereilungen des, freilich längſt nicht mehr freien, Herzens. So zeigte ſich Hedwig, das Weib voll Heldenſinnes, auch groß in ihrer Liebe, ſo gewann ſie es über ſich, mit mehr als männlicher Kraft nicht nur die eigenen Gefühle zu beherrſchen, ſondern ſie wies auch in Augenblicken, wo Eckhardt leicht hätte vergeſſen können, daß es ſeine Herzogin ſei, an deren Seite er ſitze, denſelben ſtets mit allem Ernſte zur Ordnung zurück, und ließ ihn bisweilen recht empfindlich fühlen, daß ſie die Gebieterin und er der Diener ſei. Einmal, als er aus den Schranken der Zucht herauszutreten ſchien, ließ ſie ihn ſogar auf ſeinem Lager geißeln, und gab es ihm noch als eine beſondere Gnade zu verſtehen, daß ſie ihm nicht auch ſeine Haare gänzlich vom Haupte ſcheeren laſſe. Doch gemeiniglich dauerten ſolche ſtrenge Auftritte nicht lange und wurden oft Veranlaſſung, daß ihre Neigung ſich nachher in erhöhtem Grade zeigte.

Eckhardts Stellung auf Hohentwiel war übrigens durchaus nicht von der Art, daß er ſich der Herzogin ausſchließlich zu widmen, oder etwa darüber zu klagen gehabt hätte, daß er von einer Klauſur in eine zweite gekommen wäre, ſondern er konnte, ſo oft es ihm gefiel, namentlich an Feiertagen, Ausflüge in die ganze Umgegend machen, oder zum Beſuche ſeiner Brüder nach St. Gallen gehen. Wann dieß geſchah,

sandte Hedwig jedesmal Schiffe mit Geschenken für den Abt und Convent nach Steinach voraus, und bei Eckhardts Zurückkunft war immer auch schon ein neues Geschenk bereit, um dem geliebten Lehrer für seine Mühe und Arbeit eine Freude zu machen.

Während der Zeit, als Eckhardt sich auf Hohentwiel befand, geschah es einmal, daß im Kloster zu St. Gallen Feuer ausbrach und empfindlichen Schaden für dasselbe verursachte. Dieß vernahm Abt Rudimann auf Reichenau, — dessen Neid gegen St. Gallen sich seit Eckhardts Aufenthalt auf Twiel noch um Vieles gesteigert hatte, weil Hedwigs Huld gegen jenen sich auch auf das Kloster selbst vielfach wohlthätig äußerte, — als eine willkommene Mähre. Zugleich hörte er, wie zwischen der Herzogin und dem Kloster durch Eckhardts Vermittlung mehrfache Verhandlungen wegen des erlittenen Schadens gepflogen würden. Rudimann war sehr begierig, einmal durch eigenen Augenschein Kenntniß von dem Stande der Verhältnisse zu nehmen, und machte sich daher eines Tages, an dem er glaubte, daß Eckhardt sich auf Hohentwiel befinde, ganz allein auf den Weg nach St. Gallen. Durch die Kirche gelangte er auf das Dorment des Klosters, und ersah sich da einen Schlupfwinkel zum Lauschen. Allein zum Unglücke für ihn traf es sich, daß Eckhardt, der gerade an diesem Tage von Hohentwiel auf Besuch gekommen war, über den Gang schritt. An dem tiefen Schnarchen schloß dieser auf die Nähe einer Person; er blieb daher stille stehen und hielt seine Leuchte gegen den Ort hin, wo

Rudimann sich versteckt hatte, um zu warten, bis dieser aus seinem Schlupfwinkel hervorgehen würde. Endlich wurde dem Abte die Zeit zu lange und er kroch hervor. „Willkommen, ehrwürdiger Herr," rief Eckhardt ihm mit höhnischer Stimme zu, „mich dünkt, Ihr habt wohl den rechten Weg auf unserm Dormente verfehlt; Ihr habt aber auch unklug daran gethan, daß Ihr nicht den Tag zu Eurem werthen Besuche erwähltet. Doch, um Euch zu zeigen, daß wir auch nächtliche Besuche zu ehren wissen, so erlaubt, daß ich Euch zu dem Gemache meiner Obern hinleuchte." Mit diesen Worten nahm Eckhardt seine Leuchte und beschämt folgte ihm Rudimann, ohne ein Wort zu sprechen. Allein kaum waren sie einige Schritte weit gegangen, als sie sich schon von einer großen Anzahl Conventualen umgeben sahen. „Auf ihn, auf ihn!" riefen viele Stimmen zugleich, „es ist der Rudimann, der Neidhardt von Reichenau!" Nur mit Mühe konnte Eckhardt die Brüder abhalten, daß sie nicht über den Abt herfielen und denselben wacker durchprügelten. Flehentlich wandte sich nun dieser an den Dekan, welcher mittlerweile herbeigekommen war, mit der Versicherung, „gerne will ich Euch und Euer Convent fürderhin in Ruhe lassen; schützt mich nur dießmal vor der Mißhandlung der Mönche und entlasset mich ungestraft; ich will Euch dafür ein hübsch Maaß von meinem Reichenauer Trunke zur Sühne schicken." So bat Rudimann den Dekan flehentlich, und dieser ließ sich endlich bewegen, ihn ungestraft zu entlassen. Darauf nahm Eckhardt ihn bei der Hand und führte

den über seine Freiheit äußerst Vergnügten eine gute Strecke über das Kloster hinaus. „Meinen schönsten Dank, Herr Eckhardt, für den großen Dienst, den Ihr mir erwiesen," sprach Rudimann beim Abschiede, „wenn Ihr wieder auf Hohentwiel zurückkehrt, sprechet doch auch bei mir ein, damit ich Euch Eure Gefälligkeit lohnen kann." Mit diesen Worten machte er sich schnell von dannen, schickte aber das Versprochene schon nach wenigen Tagen richtig nach St. Gallen.

Als kurz darauf Eckhardt wieder auf die Burg zurückkehrte, machte er wirklich den versprochenen Besuch auf der Reichenau. Rudimann empfing ihn da, nach Gewohnheit, äußerst freundlich, und es schien, als ob gar Nichts vorgefallen wäre. „Mein Bestes habe ich für Euch zum Geschenke aufgespart," begann der listige Mann die Unterredung, und ließ seinem Gaste ein schönes Pferd vorführen. Das that er aber keineswegs aus wahrer Freundschaft, sondern weil er dachte: „gewinne ich Diesen, so gewinne ich auch die Gunst der Herzogin, und deren bin ich wohl bedürftig, wenn sie erfährt, was zu St. Gallen vorgefallen ist." Als sich nun Eckhardt beurlaubte, da umarmte und küßte ihn der Abt unzählige Male und verschwendete eine ganze Menge schmeichelhafter Reden. „Wie selig seid Ihr doch," raunte er ihm noch in's Ohr, „daß Ihr eine so schöne Schülerin in der Grammatik unterrichten dürft." „Gerade wie Ihr," erwiederte Eckhardt, „die schöne Nonne Klotilde in der Dialektik unterrichtet habt." Mit diesen Worten ritt unser Gast auf dem geschenkten Pferde davon.

Ehe noch Eckhardt auf Hohentwiel anlangte, war schon das Gerücht von dem Vorfalle in St. Gallen der Herzogin zu Ohren gekommen. Lächelnd ging sie ihrem Lieblinge entgegen und sagte: „Mein Freund, du hast ja dem Wolfe, der bei Nacht in den Schafstall geschlichen war, so brav heimgezündet.“ „Beim Leben Hedwigs,“ rief Eckhardt, „wenn ihn Einer recht durchgeprügelt hätte, ich hätte ihn wahrlich nicht curirt.“ Er erzählte nun den ganzen Verlauf der Sache, und Hedwig freute sich ungemein, daß Rudimann für seine böswillige Absicht so gut heimgeschickt worden war.

Am folgenden Tage besuchte die Herzogin wieder, wie gewöhnlich, ihren Lehrer, um den begonnenen Unterricht fortzusetzen. Es war die Aeneis des Virgilius, die sie damals gerade mit einander lasen. Als sie an die bekannte Stelle im zweiten Buche kamen:

— timeo Danaos, et dona ferentes.
(ich fürchte die Danaër, selbst wo sie schenken.)

mußte Eckhardt unwillkürlich lächeln. Hedwig bemerkte es und fragte nach der Ursache. „Weil ich,“ erwiederte Eckhardt, „erst gestern die Wahrheit dieser Worte an mir selbst erfahren habe, denn ich erhielt ein Geschenk, dessen Geber auch unter jene Danaër gehört, die man gerade am meisten fürchten muß, wenn sie Einem etwas geben, oder wie die Katzen, wenn sie freundlich thun.“ Auf Hedwigs Verlangen mußte nun Eckhardt die ganze Geschichte noch einmal von Anfang an ausführlich erzählen. „Solche Dinge fallen also in meinem Lande vor, „rief die Herzogin

entrüſtet, „ohne daß man mich zur Schiedsrichterin wählt, und ich die ganze Sache nur ſo wie von ungefähr erfahren muß! Und ich glaube, mein lieber Eckhardt, auch von dir hätte ich ſie nicht erfahren, wenn ich nicht Alles ſchon vorher gewußt hätte, und nicht Herr Virgilius vom letzten Vorfalle dein Verräther geworden wäre.“ „Wohl,“ erwiederte Eckhardt, „habe ich von dem Vorfalle gegen Euch geſchwiegen, gnädigſte Gebieterin, aber wäre es denn auch recht von mir geweſen, wenn ich dem, welchem ich Frieden und Verſöhnung zugeſagt, das Wort gebrochen hätte?“ Ueber dieſen abermaligen Beweis von Eckhardts edler Geſinnung freute ſich Hedwig herzlich, ſie nahm aber doch von jetzt an die ganze Sache mit St. Gallen und dem Abte Rudimann ernſtlicher auf.

Feſt entſchloſſen, eine weitere Unterſuchung deßhalb einzuleiten, war ſie Willens, einen Landtag nach Wahlwies auszuſchreiben und den Biſchof von Conſtanz mit den beiden Aebten von St. Gallen und Reichenau darauf zu laden. Das erfuhr der liſtige Rudimann noch zur rechten Stunde. Sogleich ſandte er insgeheim einen Boten nach Hohentwiel an Bruder Eckhardt mit einem Brieflein des Inhalts: „Lieber Bruder Eckhardt! Wohl hätte ich gedacht, Ihr hättet vor Eurer Allerſchönſten (ſo pflegte nämlich Eckhardt die Herzogin ſelbſt zu nennen) unſere verdrüßliche Geſchichte in St. Galli Kloſter verſchweigen können. Doch, zu geſchehenen Sachen muß man das Beſte reden. Sorget jetzt nur dafür, mein Beſter, vermöge der großen Gunſt, worin ihr bei der Herzogin ſtehet, daß mir

der Vorfall keinen Schaden bringe." — Zu gleicher Zeit ſchickte Rudimann auch zu Biſchof Grimoald nach Conſtanz einen Boten und zwar nicht mit leerer Hand, um ſich von mehreren Seiten zugleich ſicher zu ſtellen. Bei Eckhardt verfehlte der Brief ſeine Wirkung, denn der hatte gelernt, ſeiner Gebieterin nicht entgegen zu reden. Beſſer gelang es bei dem Biſchofe, der ſich mit Bitten für den Abt an Hedwig wendete; doch konnte er nur ſo viel ausrichten, daß ſie verſprach, die Sache mit ihren Räthen in Ueberlegung zu ziehen. Der Beſchluß dieſer Berathung fiel ſo aus, daß Rudimann eine Strafe von hundert Pfund vor das Thor von Hohentwiel legen ſollte, weil er den Frieden in dem Gotteshauſe St. Gallen gebrochen hätte. Durch des Biſchofs weitere Verwendung, womit auch der edle Abt Burkhardt von St. Gallen ſeine Fürſprache vereinigte, wurde indeſſen die angeſetzte Strafe auf die Hälfte ermäßigt.

4.

Unter dieſen Begebniſſen war eine geraume Zeit dahin gegangen, die Eckhardt im Umgange mit der ſchönen Herzogin auf der Burg verlebt hatte. Die ungewöhnliche Güte und Auszeichnung, womit die, welche ſeine Gebieterin hieß, ihm ſtets entgegen kam, hatte in dem lebensfriſchen, mit den Verhältniſſen der Außenwelt noch wenig vertrauten Jünglinge eine Reihe von Hoffnungen erweckt, denen er um ſo lieber Raum gab, als er, namentlich in Stunden innigerer Vertraulichkeit, auch in Hedwigs Herzen das Vorhandenſeyn

ähnlicher Gefühle wahrzunehmen ſich ſchmeichelte. Allein, ſo viele Mühe es die Herzogin oft auch koſten mochte, dem theuren Lehrer zu verbergen, daß es mehr als Wohlwollen, mehr als die bloße Achtung vor ſeiner hohen Wiſſenſchaft ſei, was ſie ſo innig an ſeinen Umgang feſſelte, war ſie doch allzu gewiſſenhaft, um durch eine irdiſche, ſündliche Neigung dem Himmel ſeinen Verlobten zu rauben, allzuſehr ihrer fürſtlichen Würde ſich bewußt, um nicht den Zug des Herzens unbedingt ihrer Stellung und den hohen Anforderungen ihres Regentenberufes aufzuopfern. Ihr Verhältniß zu Eckhardt blieb daher immer daſſelbe, wie es von Anbeginn geweſen war, und ſo oft dieſer auch eine Erklärung herbeizuführen, oder wenigſtens eine Annäherung zu verſuchen wagte, wußte Hedwigs kluge Gewandtheit jedem ſolchen Schritte ſtets zuvorzukommen. So von zwei widerſprechenden Gefühlen, dem der Sehnſucht und der Entſagung, gepeinigt, fand der junge Mann den Aufenthalt auf der herzoglichen Burg je mehr und mehr reizlos, am Ende drückend; es verlangte ihn hinaus in das Treiben der Welt, um hier, in mehr wechſelnder Thätigkeit, zu vergeſſen, was da oben im einſamen Kämmerlein ſein liebendes Herz täglich düſterer ſtimmte. „Habe ich“ — ſo dachte er jetzt bei ſich — „einmal die Klauſur meines Kloſters verlaſſen müſſen, ſo will ich auch das Leben in der großen Welt kennen lernen, und mich baß darin umſehen.“ In dieſen Gedanken wurde er noch mehr beſtärkt durch die hohen Beſuche, die zu ſeiner Zeit auf Hohentwiel nicht ſelten auch vom Kaiſerlichen Hofe

erſchienen, und den dortigen Aufenthalt der Einbildungskraft des jungen Mannes mit den herrlichſten Farben vorzumalen wußten.

Dem forſchenden Blicke der Herzogin entging die auffallende Veränderung nicht, die ſich ſeit einiger Zeit in Eckhardts ganzem Weſen und Benehmen kund gab, obgleich die Anhänglichkeit an ſeine Gebieterin, und die Beſorgniß, ihr dadurch wehe zu thun, ihn fortwährend abhielt, ſeine Gedanken gegen ſie zu äußern. Indeſſen, ſeine frühere Heiterkeit verſchwand nach und nach gänzlich. Hedwig wollte auch nicht gerne geradezu um den Grund dieſer trüben Stimmung fragen, bis endlich ein Zufall auf beiden Seiten das bisherige Stillſchweigen brach.

Eines Tages ſaß Eckhardt am Fenſter ſeines Gemaches und blickte trübſinnig hinüber auf das Kloſter der Burg, das ſich nicht ferne von ſeiner Wohnung erhob. Auf dem Tiſchchen, wo er gewöhnlich mit der Herzogin die Alten zu leſen pflegte, lag die Aeneis des Virgilius, aber ſo nachläßig hingelegt, daß man wohl glauben konnte, Eckhardt habe das Buch unmuthig auf die Seite geſchoben. Wohl eine Viertelſtunde mochte er, in Gedanken vertieft, ſo dageſeſſen haben, als ſich die Thüre öffnete und Frau Hedwig hereintrat. Eckhardt bemerkte die Eintretende nicht, ſie aber ſchlich ſich leiſe hinter ihn, Willens, ihn eine Zeit lang in ſeiner Vertiefung zu belauſchen. Da fiel ihr Blick auf den Virgilius. Das vierte Buch, welches die unglückliche Liebe der Königin

Dido zu Aeneas erzählt, war aufgeſchlagen, und gleich oben las ſie den Vers:

ardet abire fuga dulcesque relinquere terras.
(Heiß verlangt er zu flieh'n und das wonnige Land zu verlaſſen.)

Wie ein Blitz fuhr es durch Hedwigs Seele; das Geheimniß von Eckhardts Traurigkeit ſtand nun mit Einem Male enthüllt vor ihr; doch wollte ſie das Geſtändniß aus ſeinem eigenen Munde vernehmen. „He! lieber Lehrmeiſter, deine Schülerin iſt da," flüſterte ſie dem vor ſich hin Stierenden zu, indem ſie ſanft auf ſeine Schulter klopfte. Beſtürzt blickte Eckhardt um ſich und ſah ſeine Gebieterin vor ſich ſtehen. „Wie kommt es," begann nun die Herzogin das Geſpräch, „daß ich meinen Lehrer, der doch ſonſt gewöhnt war, ſelbſt noch die Stunden der Nacht zum Studiren zu benutzen, ſo müßig am Fenſterbogen hier ſitzen finde? Es kann doch nicht Langeweile ſeyn, was ihn quält, denn wer ſollte dieſe bei dem Leſen des trefflichen römiſchen Dichters bekommen? — Oder iſt es kurzweiliger, die Blicke an jenem Kloſtergemäuer dort drüben heften zu laſſen?"

E. „Verzeiht, edle Gebieterin, ich fühle keine Langeweile; ſo, wie eben jetzt, könnt Ihr mich oft da ſitzen ſehen, denn ich genieße gerne der herrlichen Ausſicht ins Thal und über den See."

H. „Aber doch nicht gegen das Kloſter hin?"

E. „Nun, auch dieſer Theil der Ausſicht hat ſeine Reize für mich; ich denke, wenn ich hinüber-

schaue, manchmal an mein früheres Leben in St. Gallen zurück."

H. „Doch will ich nicht hoffen, daß es eine Sehnsucht dahin ist, die Euch ergriffen hätte; hier oben, meine ich, dürfte es doch etwas besser seyn."

E. „In allwege, gnädigste Herzogin; allein ich kann Euch nicht verhehlen, daß es mich oft seltsam dünken will, wie auf diesem freien Boden, wo nur des Kriegers Schritte ertönen, ein Zwinghaus seyn soll."

H. „Nun, mein lieber Eckhardt, des Zwanges von meinem Kloster wirst du hoffentlich noch wenig erfahren haben, ob du dich gleich, so zu sagen, auch zur Zahl seiner Bewohner schreibst, nur mit dem Unterschiede, daß du nicht Profeß darin gethan hast, sondern frei bist."

E. „Das wohl, verehrte Gebieterin, aber ..."

H. „Ich befürchte, willst du sagen, diese Burg könnte mir leicht eine zweite Klausur werden, und am Ende wäre ich zwiefach gefangen. O nein, lieber Eckhardt, — fuhr sie in einem wehmüthigen Tone fort — einen Zwang will ich nicht; meine Burg soll keine Klausur für dich werden, dazu bist du meinem Herzen viel zu theuer. Gestehe es mir nur, der Aufenthalt in meiner Nähe ist dir entleidet?"

E. „Nein, beim Leben Hedwigs, ich hänge noch mit der Liebe des ersten Augenblicks, ja mit noch unendlich größerer Herzlichkeit an Euch, aber seit einiger Zeit verlangts mich in meinem Innern, nicht nach St. Gallen in mein Kloster, nein, hinaus in das Treiben der großen Welt. Ach, Ihr wißt es ja,

theuerſte Gebieterin, daß der Mann noch einen höhern Beruf hat, als ſein Leben in dunkler Abgeſchiedenheit zu verträumen, ſei es nun in der Zelle über ſeinen Büchern, oder im Umgange mit einem geliebten und verehrten Weibe; auch die Welt macht ihre Anſprüche an ſeine Wirkſamkeit."

H. „Nun denn, weil deine Pflicht dich jetzt mit Einem Male ſo lebhaft mahnt, ſage kurz dein Anliegen: nicht wahr, du willſt mich verlaſſen, und einen größern Wirkungskreis für deine Thätigkeit ſuchen?"

E. „Ihr habt es geſagt, gnädigſte Herzogin."

„Aber — fuhr Hedwig mit wunderbar gemiſchtem Gefühle fort — du wirſt es doch nicht etwa machen wollen, wie der Held Aeneas bei ſeiner Dido, der ſich heimlich davon ſchlich, aus Schüchternheit, ſein Vorhaben nicht geſtehen zu müſſen?" Während ſie dieß ſagte, hielt ſie ihm das aufgeſchlagene Buch hin und deutete auf die Stelle. Da wurde Eckhardt ein wenig beſtürzt, denn er fühlte wohl, daß Hedwig in ſein Herz geſehen und errathen habe, wie eben die bezeichnete Stelle es war, die ihn zu ſo tiefem Nachdenken bewegt hatte. Und in der That hatte ſich die Herzogin auch in ihrer Vermuthung nicht getäuſcht. Schon ſeit einigen Tagen hatte es in Eckhardts Seele mächtig gekämpft, wie er Hohentwiel am füglichſten heimlich verlaſſen könnte, da er ſich nicht getraute, der Herzogin ſein Anliegen zu offenbaren. „Von meiner Seite — ſprach Hedwig, indem ſie nach der Thüre ging — ſteht Nichts deinem Abgange entgegen; nur Eines thue noch in meinem Dienſte. Sei der

Ueberbringer eines Briefes an meinen Vetter, Kaiser Otto II., denn Niemanden Anderem mag ich denselben anvertrauen." Eckhardt versprach dieß. „Und halte dich versichert, lieber Freund, (das waren ihre letzten Worte, ehe sie das Gemach — auf immer — verließ,) Hedwig wird nie vergessen, daß sie dir ihre Liebe geschenkt hat; nur beweisen, so beweisen, wie du es zu wünschen schienest, das konnte, das durfte sie nicht." „Und Hedwig wird nie zu bereuen haben, daß sie einen Unwürdigen mit ihrer Huld beglückte," setzte Eckhardt hinzu, indem er der Scheidenden einen wehmüthigen Blick nachsandte.

5.

Ehe noch der Tag anbrach, wartete bereits eine zahlreiche Begleitung mit Geschenken aller Art, die für Eckhardt bestimmt waren, vor den Thoren der Burg. Noch einmal wollte dieser von der geliebten Gebieterin Abschied nehmen, aber er fand die Thüre ihres Gemaches verschlossen und ein Diener übergab ihm einen Brief, der die letzten Grüße Hedwigs enthielt. Sie hatte sich und ihm den Schmerz der Trennung ersparen wollen; denn erst, als die letzte Stunde, die sie mit dem Theuren noch zusammen seyn durfte, herbeigekommen war, empfand sie recht lebhaft, welchen Namen sie dem Gefühle, das schon so lange ihre Brust beseelte, eigentlich zu geben hatte. Aber als Eckhardt mit seinen Begleitern schon unten am Fuße des Berges angekommen war, öffnete sie noch einmal ihr Fensterlein, und schaute mit Thränen

im Auge dem lieben Lehrer noch so lange nach, bis der Hohenkräher Berg den Zug ihrem Blicke enthob. Auch der Scheidende blickte noch manchesmal nach der herrlichen Feste zurück, aber mit ganz andern Gefühlen, als an jenem Tage, da er sie zum ersten Male begrüßt hatte.

Am kaiserlichen Hofe angelangt, erfuhr Eckhardt bald den Inhalt des überbrachten Schreibens und überzeugte sich von Neuem von der Huld, womit Hedwig ihn auch noch in die Ferne begleitet hatte. Auf ihre Empfehlung erhielt er nämlich gleich nach seiner Ankunft das Amt eines Kaplans bei dem Kaiser, verbunden mit der Erziehung und dem Unterrichte seines ältesten Sohnes Otto, des künftigen Thronerben.

Während dieß Alles sich auf Hohentwiel ereignete, wurde der alte Neid in dem Herzen des Abtes Rudimann zu Reichenau von Neuem wieder rege. Durch einflußreiche Freunde, die er am kaiserlichen Hofe hatte, wußte er es dahin zu bringen, daß der Kaiser selbst den Zustand des Klosters St. Gallen einer strengen Untersuchung unterwerfen ließ. Weil aber zu diesem Geschäfte lauter redliche und gewissenhafte Geistliche gewählt wurden, ergab sich gerade das Gegentheil von Allem dem, was der böswillige Abt gehofft hatte; nirgends Unordnung und Wohlleben, dagegen große Arbeit und, weil in dem Brande so Vieles verloren gegangen war, nicht mehr Vermögen, als kaum hinreichte, die stets zunehmende Anzahl der Brüder nothdürftig zu erhalten. So kam es denn, daß die angestellte Untersuchung abermals

nicht zum Nachtheile, sondern vielmehr zum Nutzen des Convents ausschlug, denn Eckhardt, der unterdessen großen Einfluß bei Otto gewonnen hatte, und am kaiserlichen Hofe meistens in den Angelegenheiten seines ehemaligen Klosters handelte, brachte es dahin, daß demselben für sein erlittenes Unglück eine nicht unbedeutende Entschädigung zu Theil wurde. Auch Hedwig, die schon um Eckhardts willen das Gotteshaus St. Gallen besonders lieb gewonnen hatte, war unter den ersten, die sich hiebei thätig zeigten. Sie vergabte ein schönes Gut in der Nähe ihrer Burg an das Kloster, mit der Bedingung, daß ihr geliebter Lehrer, wenn er einst des Hoflebens satt wäre, dasselbe verwalten und den Rest seiner Tage dort zubringen sollte. Dieß war der letzte Beweis ihrer Liebe, den sie Eckhardten geschenkt hatte; aber ihn selbst noch einmal in ihrer Nähe zu sehen, dieses Glück sollte sie nach dem Rathschlusse der Vorsehung nicht mehr erleben.

Es waren ungefähr zehn Jahre, nachdem Eckhardt die Burg Twiel verlassen hatte, da sah man einen Mann in reichgeschmückter geistlicher Kleidung den Berg hinaufschreiten...., dieser Mann war Eckhardt, aber nicht mehr der Jüngling mit blühenden Wangen und üppig um die Schultern wallendem Lockenhaare, sondern würdevolle Ruhe, wie nur ein vielbewegtes Leben und manche darin gemachte Erfahrung sie verleiht, bezeichnete seinen Gang, und der Schleier

düsterer Schwermuth umflorte das früher so freundlich blickende Auge. Des unruhigen Treibens in der Welt endlich satt geworden, hatte er sich wieder nach der Ruhe eines einsameren Lebens gesehnt. Zuvor aber wollte er die, der er so Vieles, ja Alles zu danken hatte, noch einmal von Angesicht sehen. Doch sie war nicht mehr unter den Lebenden — dieß hatte ihm der Ton der Glocken angedeutet, deren trauriges Geläute ihm von der Burg herab entgegenhallte. Noch einmal blickte er in das gebrochene Auge, kniete nieder, küßte Mund und Hand der Vollendeten, sprach ein inbrünstiges Gebet für die Ruhe ihrer Seele und eilte dann hinüber auf das Gut, worüber Hedwig ihn zum Verwalter bestellt hatte. Oft wallte er aus seiner Einsamkeit hinauf auf das Bergschloß, um an dem Grabe seiner Wohlthäterin, seiner Geliebten, zu beten. Der Hof aber, wo er selbst seine Tage beschloß, hieß von da an der Hof des Bruders Eckhardt oder „der Bruderhof.

IV.

Der Todtenkopf.

Wer reine Hände zum Gebet erhebt,
Nie wird von uns heimsuchen ihn der Zorn,
Unverletzt durchwallt er sein Leben.
Wenn Einer aber schuldvoll, wie der Mann dort,
Mordtriefende Hände verbirgt:
Dann steh'n wir, Rächerinnen der Erschlag'nen,
Hinter ihm stets und fordern sein Blut,
Machtvoll an ihm selbst uns erweisend.
Eumenidenchor.

1.

Furchtbar verbreitete sich das Wehe des dreißigjährigen Krieges über die Gauen von Oberschwaben und die Ufer des Bodensees, besonders über den sogenannten Höhgau, in dessen Mitte, umlagert von einem Kranze anderer Burgen, die Feste Hohentwiel majestätisch emporragt. Hier gerade hatten Jammer und Elend ihren höchsten Gipfel erreicht, denn Hohentwiel war der Zankapfel, um dessen Besitz so lange vergebens gestritten wurde. Kaum hatte eine Feindeshorde das Felsenhaus verlassen, als schon wieder eine neue vor dasselbe zog; die Belagerer hausten auf dem Gebiete ihrer Glaubensgenossen wie in Feindesland, sie raubten, plünderten und plagten die Bewohner des Gaues auf alle erdenkliche Weise. Mangel

und Armuth waren die Folgen der vielen Einquartirungen von wilden, raubgewohnten Schaaren. Das Jahr 1635, für Hohentwiel ohnedieß so verhängnißvoll, brachte, unter dem übrigen Gefolge des langwierigen Krieges, auch noch eine furchtbare Peſt mit, die wahrſcheinlich in der traurigen Lebensweiſe, wozu die höchſte Noth trieb, ihren Grund hatte, denn Wurzeln und Eicheln waren die einzige Nahrung vieler Menſchen. Tauſende ſtarben Hungers, täglich wurden an Wegen und auf Straßen Menſchen angetroffen, die vor Schwäche hingeſunken waren und hier der endlichen Erlöſung von ihren Leiden harrten. Kinder irrten umher, um Nahrung in Feld und Wald zu ſuchen; ſie verließen ihre Eltern, weil ſie zu Hauſe keine Stütze mehr hatten, oder wurden von den Eltern verlaſſen, weil dieſe der Noth ihrer Kinder nicht mehr zuſehen mochten.

Eines Tages — es war im Junius des Jahres 1636, als der Obriſt von Vizthumb, nach langer vergeblicher Belagerung, von Hohentwiel wieder abgezogen war — ging der wohlbekannte und berühmte Kommandant der Feſtung, Konrad von Widerhold, herab von ſeinem treubewahrten Hauſe, um zu ſehen, wie die Feinde in den umliegenden Saatfeldern und Weinbergen gehaust hätten. Ueberall ſtieß ſein Auge auf Spuren der grellſten Verwüſtung; die Saaten waren abgemäht oder von den Hufen der feindlichen Roſſe zertreten, die Weinſtöcke umgehauen oder abgebrannt. Unter ſchmerzlichen Gefühlen über den Verluſt all des gehofften ſchönen Segens gelangte er in

die Nähe des Kreuzes, das ſich auf jenem Hügel des Hohentwieler Berges erhebt, an dem vorbei ein ſchmaler Fußpfad von Singen nach Hilzingen führt, als er in ſeiner Nähe ein Aechzen, wie von einem Sterbenden, vernahm. Aufmerkſam und begierig, was dieß wohl ſeyn möchte, verfolgte er den Laut weiter. Kaum war es noch ſo helle, daß er einen Gegenſtand, der nicht ferne von ihm lag, deutlich wahrnehmen konnte. Ein wohlgeſtalteter Knabe von etwa zehn Jahren hatte ſich an dem Fuße des Kreuzes angelehnt; Bläſſe des Todes hatte ſein Geſicht überzogen und ſtarr blickte ſein halberſtorbenes Auge vor ſich hin. Widerhold trat dem Kinde näher, ließ ſich nieder zu ihm und fühlte, als er ſeine Hand auf deſſen Herz legte, daß dieſes noch in matten Schlägen klopfe. Auf die Frage „wer der Knabe wäre und wem er gehöre?“ erfolgte keine Antwort; ein leiſes Aechzen war Alles, was er vernahm. Es war mittlerweile Nacht geworden; da nahm Widerhold den Halbtodten auf ſeine Arme und trug ihn der Burg zu. „Sieh da, meine liebe Hermegard“ — rief der Brave ſeiner Gemahlin beim Eintreten in die Wohnung entgegen — „da hat mir Gott wieder einmal Gelegenheit gegeben, ein gutes Werk zu thun; du wirſt doch Nichts dagegen haben?“ mit dieſen Worten legte er das noch ohnmächtige Kind ſanft in ſeinen Lehnſtuhl. Neugierig trat Hermegard vor daſſelbe hin, fuhr aber erſtaunt ſogleich wieder zurück, mit den Worten: „wie wunderbar ähnlich, wie aus dem Geſichte gebildet iſt doch der Knabe unſerem unvergeßlichen Heinrich,

der uns ſo frühe durch den Tod entriſſen wurde; — wo habt Ihr ihn gefunden, mein Gemahl?“ Während nun Widerhold ſeiner Gattin das Zuſammentreffen mit dem Findlinge an dem Kreuze erzählte, wandte er ſich zugleich an ein holdes Mädchen, das bisher blos ſtumme Zuſchauerin der ganzen Scene geweſen war, „geh' Kätchen, bereite dem Kinde eine ſtärkende Speiſe, und du, Hermegard, hole mir meine Arzeneien.“ Widerhold war nämlich nicht blos Kommandant ſeiner Feſte, er war während der Peſtzeit auch Arzt bei den Seinigen und den Soldaten geweſen. Zu dieſem Zwecke hatte er ſich die nöthigſten Kenntniſſe in der Arzeneikunde zu erwerben geſucht und eine, mit den unentbehrlichſten Mitteln verſehene, Hausapotheke eingerichtet.

Kaum war das Verlangte hergebracht worden, als der Knabe ſich zu erheben verſuchte und, ſo gut ſeine Kräfte es ihm noch erlaubten, nach Brod verlangte. — „Iſt es das, was dem armen Kinde fehlt?“ — rief Widerhold wehmüthig und doch erfreut zugleich aus — „alſo auch du biſt einer der Tauſenden, die der Hunger hinzuraffen drohte; wohl dir, du biſt im rechten Hauſe angekommen. Weg mit allen Arzeneien; da kann nur eine kräftige Weinſuppe helfen!“ Als dieſe von dem Mädchen gebracht war und der Knabe davon genoſſen hatte, fühlte er ſich allmählig geſtärkt, richtete ſich in dem Lehnſtuhle auf, und gab jetzt auf die wiederholte Frage, „woher biſt du, liebes Kind?“ in gebrochenen Lauten die Antwort: „Ort — großen See.“ — „Wem gehörſt

du?" — „Vater und Mutter." — „Wie heißt du?" — „Heinrich."

„Wie wunderbar" — fiel hier Hermegard ein — „daß der Knabe denſelben Namen trägt, wie unſer verſtorbener Sohn;" alſo aus der Seegegend iſt er; aber woher? und wie kam er an dieſen Ort?" „Das iſt für den Augenblick ziemlich gleichgültig," antwortete Widerhold ſeiner Gemahlin; „nun das Kind gerettet iſt, werden wir ſchon erfahren, wem wir es gerettet haben; das wird ſich Alles geben." — „Ihr werdet doch nicht" — meinte Hermegard — „den Knaben behalten wollen? ich dächte, wir hätten genug an der Käthe, die ja auch ſo gleichſam auf der Straße gefunden iſt; und wenn dieß auch nicht wäre, wie manche ſchmerzliche Stunde würde es mir verurſachen, wenn das Kind bei uns wäre; ſein Anblick würde mich jedesmal an unſern lieben ſeligen Heinrich mahnen und den Schmerz über ſeinen Verluſt immer wieder erneuern." „Im Gegentheile, meine Liebe" — bemerkte Widerhold — „da würde uns ja gerade das Verlorene wieder einigermaßen erſetzt; ich glaube ſicher, wenn du den Knaben immer um dich hätteſt, du würdeſt deinen Heinrich nach und nach über ihm vergeſſen. Uebrigens läßt ſich jetzt ohnedieß noch nichts Beſtimmtes über die Sache reden; die Eltern werden ſchon das Kind ſuchen laſſen; es iſt ſauber gekleidet und gewiß aus einem guten Hauſe, da kann, eher als nicht, ein Strich durch meine Rechnung gemacht werden." Es wurde auch, ſo große Freude Widerhold an dem Kinde hatte, Nichts verſäumt, deſſen

Herkommen zu erforschen; man erkundigte sich nach allen Seiten, ob kein Knabe vermißt würde, allein es erfolgte Nichts darauf; es verfloß ein Vierteljahr, ein Halbjahr, Niemand wollte etwas von dem Kinde wissen. Da sagte Widerhold zu seiner Gattin: „jetzt, meine liebe Hermegard, ist der Knabe mein Eigenthum, denn alles Nachsuchens ungeachtet, hat sich Niemand eingestellt, der Ansprüche auf seinen Besitz erhoben hätte." — „Mög' Euer Eigenthum Euch in allweg Freude machen," bemerkte Hermegard, nicht ohne bedeutenden Nachdruck. Indessen wurde seit diesem Tage nimmer davon gesprochen, daß der Knabe aus dem Widerhold'schen Hause weggebracht werden sollte; er blieb dort und wurde als das eigene Kind betrachtet; auch Widerholds Gattin gewöhnte sich nach und nach an ihn, nur äußerte sie manchmal, „wenn es doch nur ein Mägdlein wäre, daß man es auch in der Haushaltung brauchen könnte."

Der Knabe wuchs heran und entwickelte seine geistigen und körperlichen Gaben auf erfreuliche Weise. Er genoß mit vielem Erfolge den Unterricht des M. Eberhardt Pauli, der damals Pfarrer und Schulmeister zu Hohentwiel in Einer Person war. Während aber der junge Heinrich durch seinen Fleiß und nicht gemeines Talent seinem Herrn Vater — denn so war er stets gewohnt den Kommandanten zu nennen — viele Freude bereitete, machte dieser, zugleich mit Pauli, die unangenehme Bemerkung, daß der Junge neben vielen Vorzügen auch ein gar hitziges, leicht reizbares Gemüth besitze. Ein einziges beleidi-

gendes Wort von einem Mitschüler konnte ihn zum heftigsten Zorne entflammen, so daß der Lehrer nicht selten genöthigt war, auf derbe Weise als Schiedsrichter dazwischen zu treten. So geschahe es oft, daß der Pflegsohn weinend bei Tische erschien, und wenn nach der Ursache gefragt wurde, so war es eben immer eine Strafe, die er sich durch sein leidenschaftliches und auffahrendes Wesen zugezogen hatte. „Das ist nicht fein," bemerkte dann Frau Hermegard allemal; „wenn das Pflegesöhnlein so fortfährt, wird man eben keine große Freude an ihm erleben." Solchen Aeußerungen konnte Widerhold freilich wenig entgegenhalten; er bot Allem auf, um das heftige Gemüth des Knaben zu dämpfen und seiner Gemahlin keinen Anlaß zu ähnlichen Bemerkungen mehr zu geben. „Es ist doch wunderbar," sagte Widerhold eines Tages zu seiner Gattin, die eine heftige Handlung Heinrichs wieder in Unmuth versetzt hatte, „es ist doch wunderbar, daß unser Pflegsohn auch hierin unserem seligen Heinrich gleicht; vielleicht, liebe Hermegard, hat uns Gott dieses Kind aus weisen Absichten zugeführt, weil wir uns über den Verlust des eigenen so übermäßig gegrämt haben."

Eben wollte Frau Hermegard ihrem Gemahle in die Rede fallen, als Käthchen, welche gerade am Fenster stand, mit einem Male rief: „Kommt doch her, liebe Eltern, und seht, wie sich der Heinrich da unten im Hofe mit den Knaben herumbalgt!" Noch waren Beide nicht an das Fenster getreten, da tönte von der Straße herauf ein jämmerliches Geschrei;

der junge Heinrich lief dem Hause zu, um sich vor der Rache der übrigen zu flüchten, während einer seiner Spielgesellen den Kopf, von welchem das Blut in Strömen herunter lief, mit den Händen bedeckte.

Bald war Widerhold auf dem Platze; er untersuchte den ganzen Vorfall, und da ergab sich denn, daß Heinrich, durch einige unbedeutende Scheltworte von seinen Kameraden gereizt, einen Stein ergriffen und einem derselben an den Kopf geschleudert habe. Er hatte diesen, der ihm sonst der liebste unter allen seinen Gespielen war, unglücklicher Weise so getroffen, daß wenig gefehlt hätte, so wäre er der Mörder seines besten Jugendfreundes geworden. Zitternd kehrte Heinrich mit seinem Pflegevater in das Haus zurück, denn er ahnete wohl, daß dießmal ein schärferes Gericht, als sonst, seiner warten würde. Widerhold begab sich mit dem jungen Heinrich in ein Nebenzimmer, das er hinter sich zuschloß. „Wie oft" — begann er jetzt im ernsten Tone — „wie oft habe ich dich schon ermahnt, mein Sohn, deinen Zorn zu mäßigen und Herr über deine Leidenschaft zu werden! Siehst du nun die Folgen deines heftigen Betragens? Wie oft hast du schon Strafe dafür leiden müssen, wie oft bist du Ursache gewesen, daß meine gute Hermegard sich über dein Betragen beklagen mußte. Aber das Schlimmste von Allem ist, daß ich jetzt sehen muß, bis zu welchem Grade deine Leidenschaft sich schon gesteigert, wie sehr ihre Herrschaft über dich bereits überhand genommen hat. Du hast es unterlassen, die frühern Keime in dir zu ersticken;

jetzt wird dir der Kampf gegen sie schon schwerer; aber ermanne dich, mein Sohn, suche mit aller Macht die Ketten, worin sie dich gefangen hält, zu zerbrechen, sonst führt sie dich zum Verderben. Die Leidenschaft steigt immer mehr; sie wird vom Fehler zum Vergehen, vom Vergehen zum Verbrechen, vom Verbrechen zum Laster und reißt so den Menschen mit sich fort in den Abgrund. Mein Sohn! ich habe dich bis diese Stunde wie mein eigenes, leibliches Kind geliebt, folge mir, ich meine es redlich, wie ein Vater es mit seinem Kinde nur immer meinen kann. Ich habe dich für einen Stand bestimmt, der vor allen frei seyn muß von Leidenschaft, Zorn und Hitze: du sollst Soldat werden. Eine einzige Aufwallung, ein einziges Aufbrausen gegen einen Vorgesetzten oder Kameraden kann die schlimmsten Folgen für deine ganze Laufbahn nach sich ziehen. Höre auf meine Worte, lieber Heinrich, sie fließen aus der Erfahrung, die ich selbst als Mann auf meinem viel bewegten Lebenswege gemacht habe. Ich war es, der dich einst vom leiblichen Tode errettet hat; gewähre mir die Freude, sagen zu können, daß ich dich auch dem geistigen Verderben entzogen habe, dem du, wenn du so fortfährst, unabänderlich entgegen gehen würdest."

Mit thränenerfüllten Augen nahete der junge Heinrich seinem Pflegevater, denn er sahe, wie auch diesem Thränen auf den Wangen standen, als er die Worte der Ermahnung sprach. „Ich will folgen" — schluchzte er — „will nimmermehr den Anwandlungen des Zornes Raum geben; ach! wenn es mir

nur nicht ſo ſchwer würde; er kommt oft, ohne daß ich es will, und übermannt mich. Doch, verzeiht mir für dießmal, mein lieber Vater, was ich gethan habe, ich will mir redlich Mühe geben, daß ich Euch nie wieder auf ſolche Weiſe betrübe." — „Dir iſt ſchon verziehen;" ſprach Widerhold zu Heinrich; „aber du mußt von nun an auch durch dein Betragen zeigen, daß du der geſchenkten Verzeihung werth wareſt. Werde ſtets beſſer, dann kann ich noch Freude an dir erleben." Mit dieſen Worten entließ Widerhold den Knaben, nachdem dieſer noch oft das herzlichſte Verſprechen der Sinnesänderung gethan hatte. Ach, daß des braven Pflegevaters Mahnungen ſo wenige Früchte trugen, daß ſo klein die Freude, ſo vielfach der Schmerz war, den Heinrich ihm auch von jetzt an noch bereitete. Je älter Heinrich wurde, deſto mehr wuchs auch die Leidenſchaft mit den Jahren. In der erſten Zeit, nachdem ſein Pflegevater ſo ſchön und eindringlich zu ihm geſprochen hatte, gab er ſich zwar alle Mühe, ſeines heftigen Weſens, wo es ſich zu äußern drohte, Herr zu werden. Der Wille, gegen den Feind im Innern zu kämpfen, war da, aber es fehlte ihm an Feſtigkeit und Ausdauer. Mit wenigen vollbrachten Kämpfen glaubt der Menſch frei zu ſeyn, und ſobald er ſich frei dünkt, gibt er ſich wieder dem Böſen hin; der Gegner aber, der ſtets noch lauert, greift den Unvorbereiteten jählings an und trägt leicht den Sieg davon. Dieß war auch der Fall bei Heinrich: er hatte oft gekämpft, oft geſiegt; endlich glaubte er ſich ſicher und deßwegen

unterlag er auch von Neuem wieder der Herrschaft des bösen Feindes.

2.

Heinrich war in das achtzehnte Jahr getreten. Er hatte sich, nach dem Wunsche seines Pflegevaters, dem Soldatenstande gewidmet, und in der That, er konnte keinen bessern Meister erhalten als Widerhold, der damals für einen der ersten in der Kriegswissenschaft galt, was er während der fünfzehn Jahre harter Bedrängniß, wovon das ihm anvertraute Haus umgeben war, so oft und glänzend an den Tag gelegt hatte. Wie Heinrich schon in der Schule einer der Besten gewesen war, so machte er auch in seiner neuen Laufbahn die schönsten Fortschritte. Er wurde deßhalb schon nach wenigen Jahren, die er unter der Pique gedient hatte, für würdig befunden, eine der niederern Offiziersstellen zu bekleiden. Widerhold freute sich dessen von Herzen, aber leider drängte sich ihm dabei auch die frühere Erfahrung wieder auf, daß Heinrich, wie er an Jahren und Kenntnissen zugenommen, so an leidenschaftlichem Wesen nur wenig abgenommen habe. Er ließ es auch jetzt nie an Ermahnungen fehlen, wo immer sich Veranlassung dazu bot; aber mit schmerzlichem Bedauern mußte er wahrnehmen, daß seine Worte bei dem sich selbst zu sehr fühlenden Jünglinge noch weniger Eingang fanden, als früher bei dem Knaben. Es ist ja eine nur allzubekannte Erfahrung, daß junge Leute, sobald sie einmal in ein gewisses Alter getreten sind, und

besonders dann, wann wirkliche Kenntnisse ihnen einige Geltung im Leben verschafft haben — sich erhaben dünken über die Klugheit älterer, erfahrener Menschen, und glauben, sie hätten nimmer nöthig, Ermahnungen Gehör zu schenken.

Diese Ansicht von sich und seiner Stellung schien auch Heinrich gefaßt zu haben. Er war Etwas geworden, und zwar nicht eben durch den Einfluß seines Pflegevaters, sondern — er fühlte dieß nur zu wohl — durch eigenes Talent, das sich nur unter Widerholds Anleitung entwickelt hatte; er war Etwas, und dieses Bewußtsein ließ eine andere böse Eigenschaft bei ihm einschleichen, den Eigendünkel, der nach und nach einen gewissen Uebermuth hervorrief, bei dem er der Mahnungen seines treuen Leiters ganz entbehren zu können glaubte. „Mein Sohn" — sprach Widerhold oft in bedeutendem Tone zu ihm — „danke Gott für deine Gaben; du kannst noch etwas Rechtes in deinem Leben werden; aber ich fürchte, gerade dadurch, daß du es schon zu seyn glaubst, siehst du über Andere, die nicht geringer als du sind, hinweg, überhörst meine Warnungen, die noch dieselben sind, wie früher, und erkennst das Verderben nicht, das dich fortzureißen droht." Aber Heinrich, der junge Offizier, hatte jetzt keine Lust mehr, auf die wohlgemeinten Worte seines Pflegevaters zu hören. Doch, nur allzuschnell kam die Zeit heran, wo er von der Wahrheit derselben überzeugt werden, wo er schmerzlich erfahren sollte, daß er sie zu seinem Unglücke mißachtet hatte.

Jener Freund, von dem oben erzählt wurde, daß Heinrich sich so schwer an ihm vergriffen hatte, war Friedrich Stockmaier, der Sohn des Kellers Stockmaier auf Hohentwiel. Beide waren neben einander aufgewachsen, hatten eine und dieselbe Laufbahn erwählt und bei Widerhold Unterricht in der Kriegswissenschaft genossen. An Kenntnissen stand der junge Stockmaier Heinrichen zwar nicht völlig gleich, was er aber vor diesem voraus hatte, war ein sanftes, offenes Gemüth. Die gewohnte Zutraulichkeit, welche durch Heinrichs jähzornigen Angriff nur auf einige Zeit unterbrochen worden war, hatte sich bald wieder auf die frühere Weise hergestellt; Heinrich und Friedrich galten für das zärtlichste Freundespaar, von dem Niemand geglaubt hätte, daß es sich je trennen könnte. Allein, was schon manches enggeschlossene Freundschaftsband zerrissen hat, war auch hier die Veranlassung zur bittersten Trennung: es war eine entschiedene Neigung zu einem liebenswürdigen Mädchen, die beider Jünglinge Herz zugleich ergriffen hatte.

Auf dem benachbarten Bruderhofe, einem östlich von Hohentwiel in einem Walde gelegenen, und zum Gebiete der Festung gehörigen Maiereigute, blühte Margarethe, die einzige Tochter des Pächters, eine der lieblichsten und sittsamsten Töchter des Höhgaus. Jeden Sonntag kam sie nach Hohentwiel, um die Kirche daselbst zu besuchen, ausgenommen zur Zeit der Belagerung, wo die Verbindung zwischen der Festung und dem Hofe gänzlich abgeschnitten war. Nach dem

Gottesdienſte hatte ſie ihren gewöhnlichen Abſtand in dem Hauſe des Kellers Stockmaier, weil ſie mehrentheils Aufträge von ihrem Vater an dieſen zu beſorgen hatte, denn Stockmaier und der Pächter waren beide aus Einem Orte im Württemberger Lande gebürtig, nämlich aus dem Städtchen Sindelfingen. Dadurch hatte Friedrich zuerſt die liebliche Margarethe kennen gelernt; ſie wuchſen in gegenſeitiger Freundſchaft ſo zu ſagen neben einander auf. Auch Heinrichs Bekanntſchaft mit Margarethe war im Stockmaier'ſchen Hauſe angeknüpft worden, wo jener ſich Sonntags nach geendigtem Gottesdienſte regelmäßig einzufinden pflegte. Was Anfangs nur trauliche, harmloſe Freundſchaft geweſen war, wurde mit zunehmenden Jahren Liebe, wurde bei Heinrich, der Alles mit Leidenſchaft erfaßte, eine höchſt leidenſchaftliche Liebe. Beide Freunde hatten zuvor nie ein Geheimniß vor einander bewahrt: jetzt begann zum erſten Male das Geheimthun von Heinrichs Seite; ſonſt ſahe man ſie Arm in Arm mit einander auf Spaziergängen oder auf der Wachtparade erſcheinen: jetzt ſtanden ſie ſich ferne. Heinrichs Beſuche im Hauſe des Kellers wurden ſparſamer als zuvor, und man ſah ihn am Ende nur Sonntags, wenn Margarethe auf den Berg kam, daſelbſt ſich einfinden. Margarethe war die erſte, der es nicht entging, daß die beiden Freunde einander nicht mehr ſo nahe ſtänden wie bisher, ſie forſchte lange bei ſich ſelbſt nach der Urſache dieſer Veränderung, denn das trauliche Verhältniß der Jünglinge war für ſie immer ein Gegenſtand der Freude geweſen: — allein,

ſo nahe ihr auch die Urſache dieſer Aenderung lag, ſie konnte dieſelbe dennoch nicht auffinden, denn ſie war zu wenig ihres eigenen Werthes ſich bewußt, ſie war zu beſcheiden, um den Grund dieſer ihr unerklärlichen Trennung bei ſich ſelbſt zu vermuthen.

Einen ſchärferen Blick hatte Widerhold, der ſchon einige Zeit mit Schmerz dieſem kälteren Betragen Heinrichs gegen ſeinen Freund zugeſehen hatte. Eines Tages rief er ihn zu ſich und begann in wahrhaft väterlichem Tone: „Mein Sohn, ich habe in dieſen Tagen eine Bemerkung gemacht, die, ich geſtehe es dir, mein Herz mit Schmerzen erfüllt hat. Bisher ſah ich dich im innigſten Freundesverhältniſſe zu Friedrich ſtehen; es war ein Umgang, der dir nur Segen bringen konnte, denn er iſt ein Jüngling von ſanfter Gemüthsart; ſolche Geſellſchaft, ſolche Freunde müſſen die wählen, welche ein ſchnelles, aufbrauſendes Temperament haben, um ſelbſt dadurch ſanfter zu werden. Aber nun freilich ſcheint auch dieſe Freude, der ich mich ſeither hingegeben habe, vereitelt werden zu wollen. Statt der gewohnten Innigkeit nehme ich mit Einem Male Kälte wahr; ihr ſteht einander ſeit einiger Zeit äußerlich und innerlich ferne; nicht wahr, ich habe recht geſehen? geſtehe es mir nur!“ Heinrich verhehlte ſeinem Pflegevater nicht, daß die ausgeſprochene Vermuthung wirklich gegründet wäre. „Und was“ — fuhr Widerhold fort — „mag wohl die Urſache davon ſeyn?“ Heinrich erröthete und ſchwieg. „Es iſt eine Liebe, die in deinem Herzen Raum gewonnen, der Wunſch, ein und daſſelbe Mädchen zu beſitzen,

hat Euch beide getrennt. Glaube nicht, daß ich das, was ich jetzt zu dir sprechen will, deßwegen thue, weil ich etwa ein solches Gefühl verdammte; gewiß nicht; Liebe ist ja das edelste Gefühl, das der Mensch in sich trägt, das Beste, was er noch aus seinem wahren Heimathlande gerettet hat. Aber gerade die Liebe ist es auch, die, wenn sie zur Leidenschaft wird, dem Menschen das schrecklichste Verderben bereitet, und Alles, was du erfassest, pflegt bei dir in Leidenschaft auszuschweifen: darum fürchte ich für dich. Ohne deine Neigung an sich zu mißbilligen, gebe ich dir doch zu bedenken, wie wenig vorgerückt an Jahren du noch bist, daß du deine Laufbahn erst begonnen hast, daß deine Liebe nothwendig in den Beruf, dem du dich mit ungetheiltem Streben widmen sollst, störend eingreift, denn sie macht dir Sorgen, die jetzt noch ferne von dir bleiben müssen. Allein dieß ist es nicht allein, was mich bekümmert um dich macht. Ich betrachte dieses Liebesverhältniß noch von einem andern, viel wichtigeren Standpunkte. Du opferst der Neigung, die nun einmal die Oberhand über alles Andere in deinem Herzen gewonnen, das Beste auf, was du hast, deinen Freund! Er liebt das Mädchen, wie du, nur nicht mit derselben Leidenschaft, und gleichwohl entsprechen seine Verhältnisse weit eher einer Verbindung mit Margarethen. Auch vermuthe ich fast, daß sie ihm geneigter ist, als dir, denn stille und sanfte weibliche Gemüther, dergleichen das ihrige ist, schließen sich eher wieder an sanfte und ruhige männliche Charaktere an. Darum also wolltest

du ihn beneiden oder gar haſſen, ihn aus dem Herzen Margarethens zu verdrängen ſuchen — mit Einem Worte, dem Beſitze eines Mädchens den erprobten, treuen Freund aufopfern? Das Beſſere willſt du preisgeben, während du nach dem Geringern trachteſt, den Freund verſtoßen, um eine Geliebte, deren aufrichtiger Zuneigung du überdieß noch nicht einmal ſicher biſt, zu bekommen? das iſt ein übler Tauſch. Kehre um, mein Sohn, von dem betretenen Abwege; ſchließe dich wieder deinem Freunde an, denn der iſt Goldes werth; entſage dem Gegenſtande deiner Liebe, und freue dich des Glückes, das ächte Freundſchaft dir bietet."

„Ich kann nicht anders" — rief Heinrich ſchmerzerfüllt dem Kommandanten entgegen — „ich muß Margarethen beſitzen; mein Leben hängt an ihrem Beſitze!" „Da ſieht man ja klar und deutlich," erwiederte Widerhold, „daß Leidenſchaft bei deiner Liebe vorherrſcht, daß es nur ein plötzlicher Eindruck, nicht eine aus reiflichem und beſonnenem Nachdenken entſprungene Neigung iſt, was dich ergriffen hat. Ich wollte es darauf ankommen laſſen und deinen Jugendfreund fragen, ob er nicht um deinetwillen Margarethen entſagen würde; glaube mir, er würde es gerne thun, wenn er wüßte, daß dein Leben am Beſitze dieſes Weſens hienge; er liebt dich viel zu ſehr, er würde dich nicht um eines Weibes willen aufopfern: und du ſollteſt ihm an Edelmuth nachſtehen? Du haſt dich zuerſt von Friedrich zurückgezogen, ich weiß es, und aufdringen will er ſich natürlich nicht. Nun

iſt es deine Sache, und darum bitte ich dich um deiner eigenen Ehre und Ruhe willen, nähere dich deinem Freunde wieder und gib dir Mühe, allmälig gleichgültiger gegen Margarethen zu werden. Ich bin es, der dich um deines eigenen Beſten willen bittet; ich, der dich einſt vom Tode gerettet und als hülfloſes Geſchöpf an Kindesſtatt aufgenommen hat.“ „Ich kann nicht folgen, mein Vater, ich kann nicht mehr,“ antwortete Heinrich, „und wenn Ihr mich gleich verſtießet, und wenn gleich Friedrich mein Todfeind würde. Ich will Margarethen erwerben um jeden Preis und wenn tauſend Arme ſie von mir reißen wollten.“ Er ſprach dieſe letzten Worte mit einem Blicke, in dem ſich ſein ganzer Seelenzuſtand abſpiegelte, und entfernte ſich darauf ſchnell. „O Leidenſchaft,“ ſeufzte Widerhold dem Gehenden nach, „wie weit kannſt du doch den Menſchen bringen; wie weit wird ſie dich noch führen, mein Sohn, wenn du nicht alsbald umkehreſt. Vater im Himmel, laß meine Ahnungen nie zur Wirklichkeit werden!“ Hier ſchwieg der brave Mann — und ſeitdem ſprach er nie wieder mit ſeinem Pflegeſohn über dieſe Sache.

Was Widerhold gegen Heinrich geäußert hatte, ging wirklich in Erfüllung. Als Margarethe ſah, daß Heinrich gegen ſeinen Freund mit jedem Tage kälter wurde und ſich zuſehends immer mehr von ihm zurückzog, als ſie bemerkte, wie Friedrich von ſeinem frühern Buſenfreunde am Ende ganz verachtet wurde, konnte ſie dieſe Veränderung nicht mehr mit gleichgültigen Augen anſehen. Sie überzeugte ſich, daß

Alles dieß von Heinrich ausging, darum verschwand bei ihr all die frühere Freundlichkeit, die sie stets auch gegen diesen gezeigt hatte; sie wandte sie von nun an in höherem Maaße Friedrichen zu, der so verlassen da stand, dessen Charakter sich stets so sanft und mild äußerte. Dieß bemerkte Heinrich nur zu bald, und an die Stelle des bisherigen kalten Betragens gegen seinen Freund traten jetzt Haß und Neid, die nur auf eine schickliche Gelegenheit warteten, um in ihrer ganzen Heftigkeit auszubrechen.

3.

Es war an einem lieblichen Maisonntage des Jahres 1643, daß Margarethe, nach ihrer Gewohnheit, die Kirche zu Hohentwiel besuchte. Nach beendigtem Gottesdienste machte sie, wie gewöhnlich, ihren Besuch in dem Hause des Kellers Stockmaier. Dießmal hatte sich Heinrich nicht eingefunden: erst, als sie das Haus wieder verließ, erblickte sie ihn in der Nähe der Wohnung des Kommandanten. Gewöhnlich wurde sie von den beiden Freunden den Berg hinab bis an das Aachbrücklein begleitet, über welches der Weg nach dem Bruderhofwäldchen führt; dießmal jedoch ging Friedrich ihr allein zur Seite. „Guten Tag, wertheste Jungfrau," rief Heinrich Margarethen zu, als sie in seine Nähe kamen. Margarethe erwiederte den Gruß etwas gleichgültig. „Dürfte ich Euch nicht begleiten?" fragte Heinrich weiter mit einem verachtenden Blick auf seinen Freund. Margarethe bemerkte dieß und erwiederte: „ich danke Euch, Herr

Offizier, für Euer Anerbieten, wie Ihr ja seht, habe ich bereits eine Begleitung.“ „So, Ihr verschmähet mich also gegen einen Solchen?“ mit diesen Worten blickte er noch verächtlicher als zuvor auf Friedrich hin und verzog seine Miene zum unverkennbarsten Spotte. „Gegen einen Solchen?!“ wiederholte Friedrich in wehmüthig-warnendem Tone — „o, mein Freund, wie magst du doch solche Worte reden; ich glaube, du solltest anders von deinem Freunde denken; gegen Niemanden solltest du dich also herauslassen, so hoch du auch jetzt zu stehen wähnst.“ „Bin ich nicht der Sohn des Kommandanten?“ schrie Heinrich zornentflammt. „Pflegesohn,“ entgegnete in gelassenem Tone Friedrich. „Wie, du willst mich und meine Abkunft schmähen, Elender, Nichtswürdiger?“ mit diesen Worten zog Heinrich seinen Degen und die entblösste Klinge schwirrte über Friedrichs Haupte. Auch Friedrichs Klinge blieb nicht in der Scheide, aber nicht um zu treffen, sondern nur um zu pariren. Margarethe stürzte sich zwischen die Kämpfenden, aber vergebens. Die Wachen sprangen herbei, und jetzt erst wurden die Beiden getrennt. Friedrich hatte mehrere Wunden empfangen, Heinrich war unverletzt geblieben, denn Friedrich hatte seiner absichtlich geschont; jener schäumte vor Wuth, als man ihn gewaltsam von seinem Gegner losriß. Mit zürnendem Blicke erschien jetzt der Kommandant, welcher den Lärmen gehört hatte, auf dem Platze: es war derselbe, wo Heinrich einst mit einem Steinwurfe seinen Freund verwundet hatte. „In Arrest mit meinem Sohne!“

war das befehlende Wort, das Widerhold an die Wachen ergehen ließ; denn er strafte strenge und ohne Ausnahme, wo der militärischen Ordnung zuwider gehandelt wurde, so ungerne er sich sonst in diese Nothwendigkeit versetzt sah. Friedrich ward auf dem Platze freigesprochen, denn es wurde durch die anwesenden Zeugen bewiesen, daß er sich lediglich innerhalb der Gränzen der Nothwehr gehalten hatte.

Margarethe folgte dem durch seine Wunden Ermatteten, als er von den Seinigen nach Hause geführt wurde, und verließ den Berg erst, nachdem der Wundarzt erklärt hatte, daß die Verletzung nicht lebensgefährlich sei. Heinrich ging mit den Wachen ab, zähneknirschend und mit einem grimmigen Blicke auf seinen Wohlthäter, der seinem Pflegesohne traurig nachsahe. Hierauf kehrte Widerhold in seine Wohnung zurück; eine Thräne trat in seine Augen, denn er liebte Heinrich, trotz seiner vielfachen Verfehlungen, dennoch von Herzen.

Seit diesem tragischen Auftritte sah man den Kommandanten nur selten in heiterer Stimmung; bange Ahnungen um das künftige Schicksal seines Pflegesohnes erfüllten sein Vaterherz. Der Blick, den Heinrich, als er von den Wachen abgeführt wurde, auf ihn geworfen hatte, ließ ihn nichts Gutes voraussehen; er konnte leicht schließen, daß der Befehl, den er gegeben hatte, den er zu geben genöthigt gewesen war, das heftige Gemüth des Jünglings noch mehr gegen ihn entzünden mußte. Er täuschte sich auch nicht. Wild und mit zerstörter Miene saß

Heinrich in seiner Haft, die ihm auf mehrere Tage zugedacht war. Es war ein Stübchen auf der fürstlichen Burg, zur Seite der Wohnung des Kellers, das geradeaus gegen den See über Radolphzell die Aussicht hatte. Wenn er nun bei der einfachen Kost, die ihm als Gefangenem gereicht wurde, so da saß oder auf seinem Strohlager sich wälzte, wurde sein Gemüth freilich oft im Innersten bewegt, aber zur Erkenntniß seines Vergehens wollte er doch nie gelangen. „Ist das auch Recht von meinem Vater" — beredete er oft sich selbst — „mich gleich einem gemeinen Gefangenen so zu behandeln? Ist das die Liebe, wovon er mir immer so viel vorsagte? Nein, es war Alles nur eitles Geschwätz von ihm, sonst säße ich nicht hier. Er hat mich nie geliebt, darum will auch ich mich jetzt von ihm lossagen." Er trat an das Gitter seines Gefängnisses, und sah da, wie Widerhold gerade aus der Wohnung des Kellers heraustrat, denn er pflegte den kranken Friedrich mehrere Male des Tages zu besuchen. „So, so," — murmelte Heinrich in seinem Kerker für sich hin, „er besucht noch meinen Todfeind, der zärtliche Vater, will sagen Stiefvater, er hilft ihm am Ende gar auch noch zum Besitze seiner Braut. Nein, daraus wird nun und nimmermehr Etwas; bei Gott, *sein* soll sie nicht werden, und sollte sie ihm auch hundertmal geneigter seyn als mir; entweder will *ich* zu Grunde gehen, oder *Er*." Daß dem wirklich so sei, daß Margarethens Neigung zu Friedrich immer entschiedener hervortrete, davon sollte Heinrich sich von seinem

Gefängniſſe aus durch ſeine eigenen Augen überzeugen. Sonſt kam ſie nur an Sonntagen auf den Berg; ſeit Friedrichs Verwundung dagegen ſah er ſie in wenigen Tagen mehr als dreimal in Stockmaiers Hauſe aus- und eingehen — natürlich um den Kranken zu beſuchen. „Das ſoll anders werden," ſprach Heinrich mit höhniſchem Lachen, „du ſollſt noch anderer Meinung werden, Margarethchen, und wenn gleich Herr Widerhold ſelbſt dich mit deinem Buhlen zum Altare führen wollte. Aber zuerſt wollen wir frei ſeyn von der Haft und dann quitt mit dem redlich geſinnten Pflegevater." Dieſe Freiheit kam bald, denn nicht zu lange konnte der betrübte Kommandant den Umgang ſeines Pflegeſohns miſſen. Widerhold kam in eigener Perſon in das Gefängniß, um Heinrich ſeine Freilaſſung anzukündigen und — ihn auf immer zu verlieren.

Mit freundlichem Blicke trat er in das Stübchen. „Du biſt wieder frei, mein Sohn," redete er gleich beim Eintritte Heinrich an, „aber ich hoffe, daß die kurze Zeit, während welcher ich dir Gelegenheit zum Nachdenken über dich ſelbſt gegeben habe, zum Segen für dich geworden ſeyn wird." Heinrich wandte Anfangs ſein Geſicht von dem Kommandanten ab, ohne ein Wort zu ſprechen, dann aber ſagte er mit trotzigem Tone: „ich kann Euch für die angekündigte Freiheit keinen Dank wiſſen, wenn Ihr ſie mir nicht auch völlig gebt." „Wie verſtehſt du das?" fragte Widerhold erſtaunt. „Nun," entgegnete Heinrich, „ich meine, Ihr könntet mir den Laufpaß ganz ertheilen, ich möchte

Heinrich in ſeiner Haft, die ihm auf mehrere Tage zugedacht war. Es war ein Stübchen auf der fürſtlichen Burg, zur Seite der Wohnung des Kellers, das geradeaus gegen den See über Radolphzell die Ausſicht hatte. Wenn er nun bei der einfachen Koſt, die ihm als Gefangenem gereicht wurde, ſo da ſaß oder auf ſeinem Strohlager ſich wälzte, wurde ſein Gemüth freilich oft im Innerſten bewegt, aber zur Erkenntniß ſeines Vergehens wollte er doch nie gelangen. „Iſt das auch Recht von meinem Vater“ — beredete er oft ſich ſelbſt — „mich gleich einem gemeinen Gefangenen ſo zu behandeln? Iſt das die Liebe, wovon er mir immer ſo viel vorſagte? Nein, es war Alles nur eitles Geſchwätz von ihm, ſonſt ſäße ich nicht hier. Er hat mich nie geliebt, darum will auch ich mich jetzt von ihm losſagen.“ Er trat an das Gitter ſeines Gefängniſſes, und ſah da, wie Widerhold gerade aus der Wohnung des Kellers heraustrat, denn er pflegte den kranken Friedrich mehrere Male des Tages zu beſuchen. „So, ſo,“ — murmelte Heinrich in ſeinem Kerker für ſich hin, „er beſucht noch meinen Todfeind, der zärtliche Vater, will ſagen Stiefvater, er hilft ihm am Ende gar auch noch zum Beſitze ſeiner Braut. Nein, daraus wird nun und nimmermehr Etwas; bei Gott, ſein ſoll ſie nicht werden, und ſollte ſie ihm auch hundertmal geneigter ſeyn als mir; entweder will ich zu Grunde gehen, oder Er.“ Daß dem wirklich ſo ſei, daß Margarethens Neigung zu Friedrich immer entſchiedener hervortrete, davon ſollte Heinrich ſich von ſeinem

Gefängniſſe aus durch ſeine eigenen Augen überzeugen. Sonſt kam ſie nur an Sonntagen auf den Berg; ſeit Friedrichs Verwundung dagegen ſah er ſie in wenigen Tagen mehr als dreimal in Stockmaiers Hauſe aus- und eingehen — natürlich um den Kranken zu beſuchen. „Das ſoll anders werden," ſprach Heinrich mit höhniſchem Lachen, „du ſollſt noch anderer Meinung werden, Margarethchen, und wenn gleich Herr Widerhold ſelbſt dich mit deinem Buhlen zum Altare führen wollte. Aber zuerſt wollen wir frei ſeyn von der Haft und dann quitt mit dem redlich geſinnten Pflegevater." Dieſe Freiheit kam bald, denn nicht zu lange konnte der betrübte Kommandant den Umgang ſeines Pflegeſohns miſſen. Widerhold kam in eigener Perſon in das Gefängniß, um Heinrich ſeine Freilaſſung anzukündigen und — ihn auf immer zu verlieren.

Mit freundlichem Blicke trat er in das Stübchen. „Du biſt wieder frei, mein Sohn," redete er gleich beim Eintritte Heinrich an, „aber ich hoffe, daß die kurze Zeit, während welcher ich dir Gelegenheit zum Nachdenken über dich ſelbſt gegeben habe, zum Segen für dich geworden ſeyn wird." Heinrich wandte Anfangs ſein Geſicht von dem Kommandanten ab, ohne ein Wort zu ſprechen, dann aber ſagte er mit trotzigem Tone: „ich kann Euch für die angekündigte Freiheit keinen Dank wiſſen, wenn Ihr ſie mir nicht auch völlig gebt." „Wie verſtehſt du das?" fragte Widerhold erſtaunt. „Nun," entgegnete Heinrich, „ich meine, Ihr könntet mir den Laufpaß ganz ertheilen, ich möchte

des Berges liegt, erblickte er Margarethen, wie sie schleunig den Berg hinabeilte. Er verdoppelte seine Schritte und erreichte sie noch an dem Orte, wo der große Brunnen fließt. Heinrich stand dem erschrockenen Mädchen gegenüber. „Darf ich euch nicht begleiten, liebenswürdige Margarethe," rief er ihr zu: „Ihr seid ja dießmal doch ohne Begleiter, und wir machen einen und denselben Weg." „Ich danke Euch für Euer Anerbieten, Ihr seid ja doch nicht der rechte Begleiter," mit diesem kurzen Bescheide fertigte ihn die Gefragte ab und ging weiter. „Wen meint Ihr denn?" rief Heinrich ihr nach. „Ich meine den, der noch an seinen Wunden krank daheim liegt, an den Wunden, die Ihr ihm schluget; euern vormaligen Freund meine ich, den Ihr verstoßen und mißhandelt habt, dem bin ich von Herzen gut, und Niemand hat etwas gegen unsre Liebe, auch der Herr Kommandant nicht!" — sie sagte die letzten Worte mit vieler Bedeutung und machte sich eilends davon.

„Ich wünsch' Euch viel Glück zu Eurem Vorhaben!" schrie Heinrich mit einem Blicke voll Grimm der Fliehenden nach, und rannte auf einer andern Seite, wo der Weg vom Brunnen aus gegen Singen und die Aachbrücke sich scheidet, den Berg hinab. Margarethens Worte hatten vollends das letzte lockere Band zerrissen, das ihn noch an seinen Pflegvater knüpfte; es war ihm jetzt so viel als gewiß, daß Widerhold nur aus Vorliebe und besonderer Rücksicht für Friederich ihm das Mädchen habe aus dem Sinne reden wollen. „Ich will mich rächen," sprach

Heinrich, als er auf der Straße gegen Radolphzell ſtand; „ich will mich rächen an euch Hohentwielern, daß ihr noch an mich denken ſollt.“ Er kam in dem Städtchen an, gerade als der Kurfürſt von Baiern mit ſeinen Truppen darin lag und einen neuen Angriff auf Hohentwiel im Plane hatte.

4.

Geraume Zeit war Widerhold von den Angriffen ſeiner Feinde frei geblieben. Nachdem im Jahre 1641 der hartnäckige Belagerer Hohentwiels, Graf von Sparre, den Ort mit empfindlichem Verluſte unverrichteter Dinge hatte verlaſſen müſſen, bezeigten die Oeſterreicher keine große Luſt mehr, fernere Unternehmungen auf die Feſtung zu wagen. Der Kurfürſt von Baiern wollte es jetzt übernehmen, den letzten Verſuch gegen Hohentwiel zu machen. Mit dem Jahre 1644 rüſtete er, und zwar meiſtentheils aus den Mitteln der evangeliſchen Stände, in Oberſchwaben ein Heer zu dieſem Zuge aus. Gerade um die Zeit, als Heinrich in Radolphzell ankam, wurden Truppen daſelbſt geworben. Er trat in die Stube im Gaſthauſe zum Anker und ſahe, wie ein kurfürſtlicher Werbeoffizier eben einigen jungen Leuten, denen er Handgeld gegeben hatte, tüchtig mit Wein zuſprach. „He, junger Mann“ — rief der Werber Heinrichen, der ſich in einer Ecke des Zimmers niedergelaſſen hatte und mißmuthig auf ſein Schöpplein hinblickte, zu — „hättet ihr nicht auch Luſt, unter des Kurfürſten, meines gnädigſten Herrn, Fähnlein zu treten?“

Heinrich ſchien kaum auf die Einladung zu hören, als jener ſich ihm gleich näherte und das Glas zum Anſtoßen darbot. „Nicht ſo traurig und zurückgezogen, junger Mann,“ ſprach der Offizier in traulichem Tone, „Ihr ſeyd ja noch ſo blutjung, wer wird in ſolchen Jahren ſchon den Kopf hängen, und dazu noch ein Kriegsmann; ei der Tauſend, das ſoll nicht ſeyn! Laßt uns anſtoßen, junger Freund, es lebe der Soldatenſtand!“ Heinrich ſtieß an, aber ſeine Stimmung dabei war nicht die rechte. Da ſetzte ſich der Werber neben ihn und bald auch die übrigen jungen Leute, die ſchon geworben waren. Von allen Seiten her erfolgte jetzt Zuſpruch zum Trinken. Heinrich trank, und vielleicht mehr, als er ſonſt zu thun pflegte. Dieß brachte ſein ohnehin ſchon aufgeregtes Gemüth noch mehr in Wallung und unterſtützte die Abſichten des Werbers auf die erwünſchteſte Weiſe. „So iſt's recht, Kamerad, das ſehe ich gerne, wenn junge Leute luſtig und guter Dinge ſind; du mußt unſer werden, bekommſt ein ſchönes Handgeld und haſt ein fideles Leben unter uns; ſchlag' ein!“ Mehr unwillkürlich, als um zu gewähren, bot Heinrich ſeine Hand hin und wollte ſie ſchon wieder zurückziehen, aber feſt hielt ſie der Werber. „Ich will kein Handgeld, ich brauche keines!“ mit dieſen Worten ſchlug Heinrich ein und ward ſo des Kurfürſten Soldat. „Das iſt mir einmal ein flottes Bürſchlein,“ bemerkte der Werber, „der hat Ambition im Leibe; ſolcher Leute könnten wir noch viele brauchen. Jetzt gehörſt du uns an, Kamerad, aber nun bekommſt du einen

andern Rock; die württembergiſche Farbe muß weg, und die baieriſche gilt. Verſtehſt du, es geht gegen das Felſenneſt Hohentwiel, gegen den alten Freybeuter Widerhold; wenn den doch der T..... hätte, dem wollen wir einbrennen, daß ihm gerne beſſer wäre. Nicht wahr, Kameraden, zum Henker mit dem Widerhold dort oben?!" Er hob ſein Glas in die Höhe und ſtieß auf dieſe Verwünſchung mit allen Geworbenen im Kreiſe herum an. Die Reihe kam jetzt auch an Heinrich; ſeine Hand zitterte, ſo daß ihm das Glas beinahe entfiel, denn es war ja ſein Wohlthäter, ſein Vater, auf deſſen Verderben er trinken ſollte. „Morgen werden wir zum Belagerungsheere ſtoßen" — dieß war das letzte Wort des Offiziers an ſeine Neugeworbenen — „drum macht euch bereit, Kameraden!" Spät erſt gingen die Zecher auseinander.

Wie Heinrich die Nacht zubrachte, was für Gedanken und Gefühle beim Erwachen ihn durchdrangen, brauche ich wohl nicht erſt vor das Gemüth meiner Leſer zu führen; es war, wie wenn ein Betrunkener des Morgens erwacht und jetzt erſt über die Handlungen, die er Tags zuvor ohne Bewußtſeyn begangen, nachzudenken beginnt. Wir folgen ihm wieder vor Hohentwiel. Die Belagerung der Feſte durch das baieriſche Heer begann im April 1644 nach langer Rüſtung. Der Kurfürſt ließ von allen Seiten her Schanzen um die Burg aufſchlagen, allein hiebei hatte es auch ſein Verbleiben. Widerhold ſeiner Seits machte, nach Gewohnheit, Ausfälle gegen die

Feinde und entleibete ihnen so nach und nach die Belagerung. Der Kurfürst knüpfte Unterhandlungen an, nur um mit Ehren abziehen zu können; es kam aber vor der Hand zu weiter nichts als zu einem Waffenstillstande.

Während dieser Zeit gab Widerhold den feindlichen Generalen zu Singen ein stattliches Mahl. Bei diesem erschien auch Friedrich Stockmaier, der seitdem zum Oberlieutenant und Adjutanten befördert worden war, an der Seite des Kommandanten von Hohentwiel. Die Herren Generale und der gesammte Offiziersstab kehrten erst gegen Abend von dem Mahle nach Hause zurück. „Das sind doch keine so unrechten Leute, die Württemberger auf Hohentwiel," sagte der Offizier, welcher Heinrich geworben hatte, im Vorbeigehen zu diesem, der eben die Wache vor dem Zelte seines Generals hatte, „und auch den Widerhold wünsch' ich nimmer zum Henker, das ist ein ganz honetter Herr, und sein Adjutant, ich glaube er heißt Stockmaier, hat mir besonders wohl gefallen." Heinrich antwortete lange Nichts auf diese Aeußerung des Offiziers, er schien sie gar nicht vernommen zu haben. Da fuhr Jener fort: „denke dir nur, Kamerad, der Widerhold hat uns sogar zu einer Hochzeit geladen, die in den nächsten Tagen auf Hohentwiel gefeiert werden soll, da dürfen wir doch nicht dabei fehlen." „Wer will denn Hochzeit machen?" — fiel Heinrich ihm hastig ins Wort. — „Wer anders, als der hübsche junge Adjutant, der Stockmaier, und Herr Widerhold selbst wird den Brautführer machen."

„Und wer ist die Braut?“ rief Heinrich noch begieriger. „Eine Württembergerin, genannt Margarethe, vom Bruderhofe drüben, sie soll ein hübsches, braves Kind seyn. Drum ist auch der Herr Adjutant so bald von der Tafel weggeschlichen, und da lispelten die Herren gleich, als er fort war, einander in das Ohr: „der ist gewiß auf den Bruderhof zu seinem Liebchen gegangen.“ Der Karabiner zitterte bei dieser Erzählung in Heinrichs Hand, und sein Pallasch klirrte unwillkürlich an seiner Seite, denn diese Nachricht durchfuhr ihm den ganzen Leib wie ein Fieber. „Was hast du, Kamerad,“ sprach erstaunt der Offizier, „du bist ja bleich wie der Tod, man muß dich auf der Stelle ablösen.“ Heinrich wurde von seinem Posten weg und ohne Säumen zu Bette gebracht. Ueber eine Stunde lag er fast besinnungslos im Fieberfroste, dann richtete er sich schnell auf, gürtete seinen Pallasch um, rannte wie ein Wahnsinniger zum Zelte hinaus und über die Aachbrücke, ohne daß seine Kameraden ihn zurückhalten konnten.

Bald hatte Heinrich das Wäldchen am Bruderhofe erreicht, er bemerkte Lichter in des Pachters Wohnung und bald darauf fiel sein Blick auf zwei aus dem Hause tretende Personen, von denen die eine kleinere eine Laterne in der Hand trug; er erkannte in ihnen Friedrich und Margarethe, die dem Heimkehrenden das Geleite gab. „Nun, da sind sie ja,“ rief er voll hölliſcher Schadenfreude, und rannte schnell über das Ackerfeld einer Wiese zu, die sich am Saume eines, noch in den württembergischen

Bann gehörigen Wäldchens hinzog, und worüber Friedrich seinen Weg nehmen mußte. Er hatte das Wäldchen erreicht und harrete lange, auf seinen entblößten Pallasch gestützt, des Kommenden im Gebüsche. Blutig roth schien der Mond auf ihn herab, nur hie und da glänzte ein Sternlein an dem umwölkten Himmel hervor. Dumpf ertönte in seiner Nähe die Stimme des Käuzchens, wie wenn es den Todtengesang einem Sterbenden singen wollte. Müde des langen Wartens setzte Heinrich sich auf einem Eichenstamme nieder, und brütete vor sich hin wie ein Wahnsinniger, der seinen Wahnsinn für guten Sinn hält. Hie und da richtete er seinen Blick empor, und sah dann gegenüber die Feste Hohentwiel in Riesengröße vor sich liegen, vom schwachen Lichte des Mondes beschienen. Da war es ihm, wie wenn dieser Anblick ihn ermahnen sollte, von seiner ruchlosen, schrecklichen That abzustehen. „Unglückseliger durch deine Leidenschaft" — so redete es aus dem Innersten seiner Seele zu ihm — „siehest du nicht dort oben jene Burg? dort hast du deine Jugendjahre verlebt als ein unschuldiger Knabe, dort wandeltest du so oft Arm in Arm an der Seite eines liebenden Freundes; und jetzt lauerst du auf ihn gleich einem Wegelagerer, um ihn wegen eines Mägdleins, auf deren Besitz dir nicht einmal ein Recht zusteht, hinzuopfern? Blicke hin auf diese Feste, du Unglücklicher, dort wohnt dein Wohlthäter, dein Vater, der dich vom Tode rettete; ach! wenn jetzt sein Auge herabblicken könnte und dich fände, wie du da sitzest

voll Mordgedanken, er würde herabeilen von seinem Bergsitze, deinen Arm zurückhalten und dein Herz zur Sanftmuth lenken.“ Heinrich hörte jedoch nicht auf die gute Stimme in seinem Innern, die Leidenschaft übertäubte sie.

Mittlerweile ließ sich in geringer Ferne ein Gespräch vernehmen; genau konnte man die Worte einer weiblichen Stimme unterscheiden: „gute Nacht! Friedrich.“ „Zum letzten Male,“ knirschte Heinrich vor sich hin und zog sich weiter in das Wäldchen zurück. Er sah die Laterne wieder dem Pachtershause sich zuwenden. Margarethe, die ihren Bräutigam bis in die Nähe des schauerlichen Orts begleitet hatte, war bald wieder zu Hause angelangt, und das Licht verschwand. Friedrich stand jetzt auf der Wiese, gegenüber dem Plätzchen, wo Heinrich seine Stellung gefaßt hatte. Keines Argen sich versehend, gieng er, ohne zu eilen, seines Weges weiter; da rief auf einmal eine wohlbekannte Stimme ihm entgegen: „Steh' Elender, und wehre dich deines Lebens!“ Es war Heinrich, der, mit grimmigem Blicke auf seinen Nebenbuhler, den Säbel gegen dessen Haupt schwang. Schnell hatte auch Friedrich den seinigen gezogen. Auch dießmal wollte er noch schonend gegen den ehemaligen Freund verfahren, aber je mehr er schonte, desto wüthender fiel Heinrich über ihn her. Wie zwei Feuerflammen glänzten die Pallasche im Mondscheine. Ach! kein liebendes Mädchen erschien dießmal, um die Kämpfenden zu trennen, kein treuer Widerhold trat zwischen sie. Lange schwankte der

Kampf auf gleicher Wage, da unterlag endlich der minder kräftige Friedrich, denn in Heinrich kämpfte der Wahnſinn. Friedrich ſtürzte in ſeinem Blute nieder; ein Stoß von Heinrichs Hand hatte ſein Herz getroffen. „Gott möge dir vergeben, Heinrich, wie ich dir vergebe! — o meine Margarethe!“ dieß waren ſeine letzten Worte, ehe er ſein Leben zu den Füßen ſeines Mörders aushauchte. Lange ſtand Heinrich unbeweglich da, den ſtarren Blick auf den Leichnam ſeines Freundes gerichtet. „Was ſoll ich nun beginnen,“ ſprach er verzweifelnd bei ſich, „ich habe unſchuldiges Blut vergoſſen!“ Heinrich blutete aus mehreren Wunden, aber am heftigſten blutete ſein Herz bei dem Anblicke ſeines entſeelten Freundes. Unentſchloſſen, was er anfangen, ob er ſtehen bleiben, oder davon rennen ſollte, fiel ſein Blick auf eine Grube nahe dem Gebüſche; da hinein warf er den Leichnam und bedeckte ihn mit Zweigen und Erde, ſo daß die Spur nicht leicht zu entdecken war. Nachdem dieß geſchehen, verließ er die Stätte des Frevels und wandte ſich ſüdwärts dem Gelände am See zu, aber in ſeinem Innern war es, wie in der Seele Cains, als dieſer ſeinen Bruder erſchlagen hatte. Unglückſeliger, Wahnſinniger, nur der ſtille Mond war Zeuge deiner Greuelthat, nur er blickte auf die Stätte, wo deine mörderiſche Hand den Leichnam deines Freundes dem Auge des Rächers entziehen wollte; der wird den Menſchen deine Unthat nicht verkünden, aber dennoch wird die ewige Wahrheit auch an dir in Erfüllung gehen: „Nichts iſt ſo

fein geſponnen, das nicht an das Licht der Sonne käme."

Wir übergehen den Jammer, der auf Hohentwiel entſtand, als man lange vergebens die Rückkehr des jungen Stockmaier erwartete. Die Eltern wußten vor Angſt und Beſorgniß nicht, was ſie zuerſt beginnen ſollten. Widerhold ſchickte nach allen Seiten aus, um Erkundigungen einzuziehen, doch vergebens. Unbeſchreiblich aber war Margarethens Schmerz um den geliebten Jüngling; ſie durchſuchte ſelbſt mit ihrem Vater die Waldungen um den Bruderhof, aber nirgends war eine Spur von Friedrich zu finden. Hätteſt du gewußt, gute Seele, daß, während du ſo emſig ſuchteſt, dein Fuß auf der Stelle ſtand, wo der blutige Leichnam deines Bräutigams verſcharrt lag! Warum zitterte nicht dein Fuß und gab dir Kunde, daß hier der Geſuchte liege? freilich mit durchbohrtem Herzen und ohne Regung! Doch nein, Gottes väterliche Vorſehung hatte es gut mit dir gemeint, ſie wollte dir den Schmerz eines ſolchen Wiederfindens erſparen!

Heinrichs plötzliches Verſchwinden hatte allerdings im feindlichen Lager Aufſehen erregt, allein man war da ſchon gewohnt, daß manchmal ein Angeworbener ſeine Fahne wieder verließ, darum ſpürte man nicht lange nach; auch kam ſchon im Mai 1644 der Friede zwiſchen beiden Parteien zu Stande, und ſo zog die baieriſche Armee ſelbſt in Kurzem wieder aus der Gegend ab. Wir wollen deßhalb unſern Unglücklichen wieder auf dem eingeſchlagenen Wege

auffuchen. Er war von der Landſtraße abgewichen und kam gegen Mitternacht an dem rechten Ufer des Unterſees an. Von da verfolgte er ſeinen Weg immer weiter bis an den Theil des Geländes, welchen man den „Höri“ nennt, längs deſſen meiſtens nur arme Fiſcher-Wohnplätze lagen. Es war noch ſehr frühe am Tage, als er in eine der Hütten eintrat, um hier auszuruhen und ſich zu erquicken, denn er war durch ſeine Wunden in hohem Grade erſchöpft. Die Hausmutter öffnete dem Hülfsbedürftigen die Thüre, und liebreich wurde er in der kleinen Wohnung aufgenommen. Obgleich bei dem Eintritte ihres Gaſtes, deſſen Ausſehen der Frau in mehr als einer Beziehung auffallend erſchien, etwas erſtaunt, hieß ſie ihn doch gleich freundlich Platz nehmen und verſprach, ihm in möglichſter Eile ein Frühſtück zu bereiten. „Ich bitt' Euch, liebe Mutter,“ ſprach Heinrich mit matter Stimme, „gebt mir doch zuvor etwas zum Verbinden meiner Wunden am Arme, ſie ſchmerzen mich allzuſehr, ich kann ſie nicht länger in dieſem Zuſtande laſſen;“ mit dieſen Worten ſchlug er die Aermel an Rock und Hemde zurück. Die Frau holte einige alte Leinwand, um den Arm ihres Gaſtes damit zu verbinden. Kaum hatte ſie ſich ihm wieder genähert, kaum Hand an das Werk zu legen begonnen, als ſie mit dem Ausrufe: „Jeſus Maria, was ſehe ich!“ den Verband fallen ließ, auf einen in der Nähe ſtehenden Stuhl ſank und mehrere Minuten ſprach- und bewegungslos blieb. Erſt nachdem ſie vom erſten Schrecken wieder zu ſich gekommen war,

raffte sie sich wieder auf, trat näher zu Heinrich hin und sagte mit noch zitternder Stimme, indem sie mit einem nur schwer zu beschreibenden Blicke sein Angesicht betrachtete: „Herr, verzeiht mir meinen plötzlichen Schreck; ihr habt da auf dem Arme ein Muttermal, gerade wie unser Sohn, den wir als Knaben verloren haben, und als ich Euch genauer ins Gesicht blickte, glaubte ich auch hier auffallende Aehnlichkeit zwischen ihm und Euch zu bemerken; o sagt mir doch, wie heißt Ihr mit dem Taufnamen?“ Heinrich sagte seinen Namen, da ließ das Mütterlein seinen Arm los und sprang der Kammer zu, wo ihr Mann noch schlief. „Komm doch,“ rief sie voll Freude diesem zu, „komm und sieh! wir haben unsern Sohn wieder gefunden, unsern Heinrich, den wir seit so vielen Jahren schon verloren glaubten.“ Der Alte kam, umarmte den Jüngling und theilte die herzliche Freude seines Weibes über das so wunderbare und unvermuthete Wiedersehen ihres Sohnes. Nun mußte Heinrich Alles erzählen, was ihm noch von seiner frühen Jugend her erinnerlich war, und es traf Alles so zu, daß kein Zweifel mehr möglich war, er sei wirklich der verloren Geglaubte. Auch seine ferneren Schicksale bis zu dem Punkte, wo er vor dem, was er verbrochen, selbst zurückschaudern mußte, theilte er seinen Eltern, halb wahr, halb entstellt, mit und brach dann, indem er beider Arme ergriff und krampfhaft festhielt, plötzlich ab mit den Worten: „ja Vater, ja Mutter, ich bin euer Heinrich, euer verlorener Sohn!“

5.

Das dreißigjährige Wehe war endlich von der unglücklichen Menschheit gewichen; das Jahr 1650 kam und mit ihm die goldenen Segnungen des längst ersehnten Friedens. Allmählig kehrte wieder Wohlstand in die Gegenden zurück, wo bis dahin nur Armuth und Mangel geherrscht hatten, Saatfelder blüheten wieder an der Stelle öder Wüsten, der Weinstock bot freudige Hoffnungen dar und verarmte Familien traten nach und nach wieder in ihre frühern glücklichern Verhältnisse ein. So ging es auch Heinrichs Eltern. Aus dem Wohlstande, worin sie zuvor gelebt hatten, waren sie durch den Krieg zur bittersten Armuth herabgesunken, und nur im Drucke dieser hatten sie ihre niedrige Hütte und den Beruf der Fischerei erwählen müssen. Heinrich, ihr wiedergefundener Sohn, unterstützte sie jetzt im Gewerbe; er legte den Soldatenrock ab und ward Fischer. Durch Fleiß und Thätigkeit gelang es ihm, wieder häuslichen Segen unter die Seinigen zu bringen; aber der innere Friede und die wahre Ruhe, der höchste Segen der Menschen, wollte nie in sein Gemüth zurückkehren. Er verdiente manches schöne Stück Geld, und brachte es mit der Zeit dahin, daß seine Eltern den Pachthof, den sie früher aus Noth hatten verlassen müssen, wieder beziehen konnten. Nunmehr widmete sich Heinrich dem Bauernstande; wie er zuvor rüstig den Degen geführt hatte, so lenkte er jetzt die friedliche Pflugschaar

So waren einige Jahre dahin geſchwunden, Heinrich war zum gereiften Manne geworden, ſein leidenſchaftliches Weſen ſchien ſich ſeit jenem Tage, da er den blutigen Leichnam ſeines Freundes vor ſich liegen ſahe, verloren zu haben und ein ſtilles, düſteres Nachdenken war an deſſen Stelle getreten. Aber das Andenken an Margarethen und die Liebe zu ihr war nie aus ſeinem Herzen entſchwunden, obſchon er ſeit langer Zeit Nichts mehr von ihr gehört und erfahren hatte. Ein Zufall brachte ihm ihr Bild wieder lebhaft vor die Seele; ein Zufall mußte die Hand bieten, um zu bewerkſtelligen, was bisher unmöglich geſchienen hatte.

Schon öfter hatte Heinrichs Vater ſeinem Sohne angelegen, es wäre nun wohl an der Zeit, ſich nach einer tüchtigen Hausfrau umzuſehen. Heinrich, deſſen Gemüthsſtimmung durchaus nicht mit ſolchen Vorſchlägen im Einklange ſtand, that jedesmal, als höre er dieſelben gar nicht, und ſuchte die Unterhaltung ſtets auf andere Gegenſtände zu wenden. Da geſchah es eines Tages, daß der Alte, nachdem er den Markt zu Stein am Rheine beſucht hatte, Abends ganz vergnügt und heiter nach Hauſe kam. „Mein lieber Sohn," — begann er zu Heinrich — „ſo lange ich dir ſelbſt die Wahl überlaſſe, kommſt du doch zu keiner Hausfrau, wie wäre es, wenn ich dir zu einem braven Weibe rathen würde? Auf dem Markte traf ich mit einem ehrenwerthen Manne zuſammen, er iſt Pächter auf einem württembergiſchen Hofe bei Singen, der hatte eine Tochter bei ſich, die mir ganz

brav und ſittſam däucht, und gewiß eine tüchtige Hausfrau für dich abgeben würde.“ „Heißt ſie nicht Margarethe?“ fragte Heinrich, der, überraſcht von der Erzählung ſeines Vaters, derſelben dießmal gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit die ſtrengſte Aufmerkſamkeit zugewandt hatte. „So viel ich mich entſinne,“ — ſagte der Alte — „nannte ſie ihr Vater bei dieſem Namen; du ſcheinſt von dem Mädchen ſchon zu wiſſen?“ Heinrich war ziemlich verlegen. „Nun,“ fuhr der Alte fort, „wenn dem ſo wäre, und du ſie wirklich ſchon kennteſt, ſo würde die Sache bald im Reinen ſeyn; ich habe ſchon einige Worte gegen den Pächter verlauten laſſen und, ſo viel mir ſchien, war er meinem Vorſchlage eben nicht abgeneigt.“ „So werbet denn Ihr für mich,“ entgegnete Heinrich ſeinem Vater, „was Ihr erſehen habt, mag auch mir in allweg gut dünken.“ „Ich will's thun,“ antwortete der Vater, „will mit dem Pächter über die Sache reden, die Werbung bei dem Mädchen magſt du dann ſelbſt beſorgen.“

Von dieſer Zeit an kamen die beiden Väter noch einige Male da und dort zuſammen, und bald waren ſie mit einander über die Verbindnng ihrer Kinder einig. Eines Abends — es war im Junius 1656 — als der Pächter des Bruderhofes von einem Markte, wo er wieder mit Heinrichs Vater zuſammengetroffen war, nach Hauſe kam, rief er beim Eintritte in die Stube ſeiner Tochter entgegen: „Grete, ich habe einen rechtſchaffenen Mann für dich gewählt; ich denke, du wirſt zufrieden mit mir ſeyn, denn ſo kann es mit

dir doch nicht immer bleiben." Margarethe dankte ihrem Vater für seine gute Absicht, äußerte aber dabei ganz unverholen den Wunsch, ihr doch den ledigen Stand, der ihr seit dem Verluste ihres ersten Geliebten so lieb geworden, und das fernere Bleiben im elterlichen Hause in stiller Zurückgezogenheit auch ferner gönnen zu wollen. „Schon wieder das alte Brüten und Trauern?" — bemerkte etwas aufgebracht der Pächter, der die Weigerung seiner Tochter mehr einer Grille, als dem noch nicht erloschenen Schmerze um ihren frühern Geliebten beimaß, — „was soll das seyn? Du bist jetzt zu Jahren gekommen; wenn du noch länger zuwartest, so kannst du am Ende noch sitzen bleiben. Solche Parthieen, wie sich hier eine darbietet, macht man nicht alle Tage; dein Freier ist der Sohn eines rechtschaffenen, wohlhabenden Hofbauern, den ich schon lange kenne, den darfst du mir nicht ausschlagen; in wenigen Tagen wird er selbst mit seinem Vater hier einsprechen und um dich werben." „Mein Vater," antwortete Margarethe gelassen — „Euer Wille war bisher stets auch mein Wille, so möge es auch jetzt seyn, obgleich mein Herz Euern Wunsch nicht theilen kann; ich will den Mann nehmen, den Ihr für mich gewählt habt, vielleicht daß ich doch zufrieden mit ihm lebe, da der Wunsch der Eltern diese Verbindung schließt und ihr Segen darauf ruhen wird."

Bald bekam Heinrichs Vater Nachricht, daß man ihn mit seinem Sohne auf dem Bruderhofe erwarte. Beide machten sich an einem schönen Tage dahin auf

den Weg. Seltſame und zweifelerregende Gedanken durchkreuzten Heinrichs Gemüth. „Wird ſie mich erkennen und verſchmähen? Ach, ich kann es nicht wagen, ihr unter die Augen zu treten.“ Allein die Liebe zu Margarethen, die von Neuem in vollem Maaße bei ihm erwacht war, unterdrückte ſolche Beſorgniſſe wieder und ermuthigte ihn zu neuen Hoffnungen. Sie nahmen den Weg nach dem Bruderhofe über Radolphzell und Friedingen. Wie ſchlug Heinrichs Herz, als er zum erſten Male wieder die majeſtätiſchen Zinnen der Feſte Hohentwiel aus der Nähe erblickte! „Wie Manches, dachte er, mag ſich dort geändert haben, ſeit ich den Berg verlaſſen.“ Es war in der That auch ſo. Seit 1650 waltete der treue Widerhold nicht mehr auf der Burg; er hatte ſie als unberührte Jungfrau in die Hände ſeines Fürſten zurückgegeben und verbrachte jetzt den Abend ſeines Lebens, in ruhigem Wirken für bürgerliches Wohlergehen, ferne von Hohentwiel in der württembergiſchen Stadt Kirchheim unter Teck.

Als Heinrich aus dem nahen Walde die Dächer des Bruderhofes freundlich herüberwinken ſahe, verdoppelte er ſeine Schritte; es war ihm, als ſollte er fliegen, um die Geliebte ſeiner Jugend wieder zu ſehen und in die Arme zu ſchließen. Vater und Sohn traten mit einander in das Haus. Heinrich wurde von Niemanden mehr erkannt, ſelbſt von Margarethen nicht. Es war dieß auch kein Wunder, denn als blutjunger Menſch hatte er die Gegend verlaſſen und als gereifter Mann kehrte er nun wieder in die-

ſelbe zurück. Die zwölf Jahre vom achtzehnten bis zum dreißigſten hatten faſt jede Spur ſeiner frühern Züge verwiſcht.

Margarethe erfuhr aus dem Munde ihres Vaters die Abſicht der beiden Fremden. Als ſie ihren Freier von Perſon betrachtete, koſtete es ſie — wie ſie ſich ſelbſt geſtand — weniger Ueberwindung, ſich dem Willen ihres Vaters zu fügen, als ſie früher befürchtet hatte; denn obgleich Heinrich nur in einfache ländliche Tracht gekleidet war, ſah Margarethe doch beim erſten Anblicke ihres neuen Bräutigams, daß kein ganz gewöhnlicher Menſch vor ihr ſtehe. Das Schmerzliche, ſtille Leidende in ſeinen Zügen mußte Intereſſe erregen, mußte Mitgefühl erwecken in einem Herzen, das ſelbſt ſo lange Zeit mit verborgenem Grame vertraut geweſen war. Heinrich nahm auch gleich in den erſten Stunden ſeines Umganges mit Margarethen wahr, daß ſie ihm durchaus nicht abgeneigt ſei. Sie war, obgleich an Jahren mit ihm vorgerückt, ganz dieſelbe gute Seele geblieben, als die er ſie früher ſtets gekannt hatte. Wie glücklich hätte er ſich jetzt fühlen können, hätte ſeiner Seele nicht das höchſte und wohlthätigſte Gut gefehlt, ein gutes Gewiſſen. So oft er an der Thüre des Hauſes gegen den Hof hin ſtand, und nach dem Wäldchen hinüber blickte, wo ſein Freund unter ſeiner Hand gefallen war, ſtiegen ſchreckliche Bilder vor ſeiner Seele auf, ſein Blick wurde finſter, und nur Margarethens Bild, wenn es dazwiſchen trat, konnte

die trüben Ahnungen, die ſein Inneres umzogen, auf Augenblicke von ihm wegſcheuchen.

Als die beiden Väter ſahen, daß ihre Kinder einander wirklich nicht abhold ſeyen, beſchleunigten ſie deren Verbindung ſo viel als möglich. Nach Verfluß von wenigen Wochen waren Heinrich und Margarethe durch Prieſters Hand mit einander getraut. Aber ach! daß dieſe Verbindung nur ſo kurze Zeit währen ſollte! eine ſchwere Hand ruhte noch auf dem Haupte deſſen, der, was die äußern Verhältniſſe betraf, allen Grund gehabt hätte, ſich glücklich zu ſchätzen. Ein ſchrecklicher Vorbote mahnte Beide an die Trübſal, deren Kelch ſie noch bis auf die Hefe zu leeren beſtimmt waren.

Ruhig und nichts Böſes ahnend, entſchlief eines Abends Margarethe an der Seite ihres Gatten. Da trat ein ſchreckliches Traumbild vor ihre Augen: ſie ſahe auf einer raſigten Stelle eine blutrothe Blume, ſie griff nach derſelben, um ſie zu pflücken, aber ſie war unvermögend es zu thun; ſie ſtrengte all' ihre Kräfte an, faßte die Blume unten am Stengel, worauf dieſer mit ſamt der Wurzel wich, aber die Wurzel hatte ihren Boden in einer bluttriefenden Hand, die jetzt ſichtbar wurde. Als Margarethe die Hand genauer betrachtete, erblickte ſie an einem der Finger einen Ring, den ſie einſt Friedrichen gegeben hatte. In demſelben Augenblicke öffnete ſich der Riß im Boden immer mehr und der Leichnam eines Mannes richtete ſich empor, in der Bruſt eine tiefe Wunde, und das Bild war das ihres ermordeten Bräutigams.

Die Geſtalt reichte ihr die Blume, blickte ſie ſtarr an und hielt ihr den Ring entgegen. Sie erwachte, wilde Schreckbilder umgaukelten ihre Phantaſie, bis ſie endlich erſchöpft und ermattet von dem Eindrucke der Erſcheinung, wieder einſchlief. Aber bald trat ein neues, nicht minder fürchterliches Traumgeſicht vor ihre aufgeregten Sinne. Sie ſahe Friedrich und Heinrich gegen einander im Kampfe entbrannt, wie damals zu Hohentwiel, wo ſie beide von einander zu trennen bemüht war, ſah, wie Heinrich ſeinem Gegner den Degen in die Bruſt ſtieß, ihn noch lebend in die Erde graben wollte und dieſer, ſchon halb verſcharrt, jenem mit Kopf und Händen entgegenſtrebte. „Heinrich!“ rief Margarethe noch halb ſchlafend, „o Heinrich, du Mörder meines Bräutigams!“ allein ihr Ruf weckte den neben ihr ruhenden Gatten nicht. Sie entſchlief wieder und als ſie des Morgens erwachte, ſtand der Angſtſchweiß noch in großen Tropfen auf ihrer Stirne. Sie erzählte Heinrich Nichts von Allem, denn ſchon ſeit einigen Tagen hatte ſie, mehr als je, Spuren eines geheimen Grames in ſeinem ganzen Weſen wahrgenommen.

„Margarethe,“ ſagte Heinrich beim Frühſtücke, „ich will heute ins Freie; die Wieſe am Walde iſt noch abzumähen; eine Bewegung wird mir gut thun, mir iſt heute gar nicht recht wohl; Mittags komme ich nicht nach Hauſe, du kannſt mir mein Abendbrod auf das Feld bringen.“ Mit dieſen Worten verließ er das Haus und ging ſeinem Geſchäfte nach. Nach einigen Stunden begab ſich auch Margarethe auf die

Wieſe, um nach ihrem Manne zu ſehen. „Du biſt fleißig geweſen, mein Lieber,“ ſagte ſie zu ihm, „wie wäre es, wenn ich dir doch dein Mittageſſen herbrächte?“ „Ich ſpüre kein Bedürfniß,“ entgegnete Heinrich, „vielleicht wird das Abendbrod mir beſſer ſchmecken; aber auch dieſes will ich erſt genießen, wenn die ganze Wieſe abgemäht iſt, und ſollte mich auch der Mond noch bei dem Geſchäfte finden.“ Margarethe entfernte ſich und Heinrich fuhr rüſtig in ſeiner Arbeit fort.

Die Sonne ging unter; Margarethe kam mit dem Abendbrode. „Laß mich,“ ſprach Heinrich, „ich eſſe nicht, bis jenes Stück vollends abgemäht iſt.“ Betrübt über die ihr unerklärliche Stimmung ihres Mannes kehrte Margarethe in das Haus zurück und Heinrich ergriff wieder die Senſe, um den kleinen Reſt des Graſes, welcher noch ſtand, vollends abzumähen. Der Mond warf ſeine Strahlen auf das Werkzeug, daß es wie Feuer in dem Graſe flammte. Mit einem Male, als Heinrich von Neuem die Senſe ſchwang, blieb dieſe am Boden hängen, er ſuchte ſie loszureißen, da knarrte es fürchterlich und ein Todtenkopf lag vor ſeinen Füßen, an dem noch ſchwarze Haarlocken ſichtbar waren. Es war Friedrichs ſeines erſchlagenen Freundes Kopf und dieß die Stelle, wo er ſelbſt vor zwölf Jahren den Stahl in deſſen Herz geſtoßen hatte. Die Senſe entfiel ſeinen Händen, er ſank auf den Boden nieder, ergriff den Schädel, und das Haupt des Lebenden neigte ſich hinab auf das todte. Ein kalter Fieberfroſt durchrieſelte ſeine Gebeine, ſtarr und unverwandt haftete ſein Blick

auf dem Todtenkopfe. Der volle Mond beleuchtete die schreckliche Scene. So fand Margarethe bei ihrer Zurückkunft ihren Gatten: kein Wort entfloh seinen Lippen. Sie knieete neben Heinrich nieder. Seine Hände und Füße waren schon erstarrt wie bei einem Todten. „Heinrich, mein Gatte, was ist dir!?“ rief sie ihm in das Ohr, da richtete er seinen Blick empor und hielt noch den Todtenschädel in den Händen. „Ich bin — der Unglückliche — stotterte er, schon sterbend — Friedrichs Mörder — mein Grab neben ihm!“ Dieß waren seine letzten Worte, sein Haupt sank zurück und Heinrich verschied in Margarethens Armen. Sein Leichnam wurde auf derselben Stelle begraben, wo man am folgenden Tage noch die Reste Friedrichs fand.

Seit jener Zeit heißt diese Wiese die Heinrichswiese und im Munde der Seebewohner geht noch heute die schreckliche Sage.

V.

Das Nebelmännlein.

— In wunderbaren Geſtalten
Ragt aus der dunkeln Nacht das angeſtrahlte Geſtein,
Mit wildem Gebüſch verſetzt, das aus den ſchwarzen Spalten
Herabnickt und im Wiederſchein
Als grünes Feuer blinkt. Mit furchtvermengtem Grauen
Bleibt unſer Ritter ſteh'n, den Zauber anzuſchauen.
Wieland.

1.

An der unterſten Bucht des Ueberlinger See's, ungefähr eine Stunde rechts von der Straße, die von Radolphszell nach Stockach führt, blicken, auf ſchroffen Felſen gelagert, die Ruinen der uralten Burg Bodmann aus dem Schatten dunkler Buchenwälder hervor. Hier wohnte gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts ein wackerer Ritter, Heinrich von Bodmann genannt, ein Held voll jugendlicher Kraft, kaum eingetreten in die erſten Jahre des Mannesalters. Vor wenigen Monden erſt hatte er ein jugendliches Weib heimgeführt, an deren Seite er nun die glücklichſten Tage zu verleben hoffte, aber nur zu bald entſchwand dieſe Hoffnung ſeinen Blicken wieder, als der Ruf von der Noth des Kreuzes in Paläſtina auch bis in die Burg Bodmann drang und die Kunde kam, wie der

Heldengreis Barbaroſſa ſich an die Spitze der Kreuzfahrer geſtellt habe, um das durch Sultan Saladin den Chriſten entriſſene Jeruſalem wieder zu erobern. Heinrich vernahm zugleich, daß alle Ritter im Höhgau und an den Ufern des Bodenſee's das Kreuz genommen und dem Zuge zu folgen entſchloſſen wären, ja, daß der Ruf für die heilige Sache der Chriſtenheit ſelbſt dem Wehrwolfe von Hohenkrähen das ſonſt ſo felſenharte Herz bewegt habe. Wie hätte nun er, der für einen der Braveſten im ganzen Gaue galt, wenn es darauf ankam, eine edle Sache zu vertheidigen — wie hätte er allein ſich dem allgemeinen Aufgebote entziehen können? Feſten Sinnes trat er vor ſeine junge Hausfrau und kündigte ihr ſeinen frommen Entſchluß an, und obſchon er den Thränen der Bittenden, die erſt ſo kurze Zeit des ehlichen Glückes mit ihm genoſſen, kaum zu widerſtehen, kaum die trüben Ahnungen, die ſein eigenes Herz erfüllten, zu beſchwichtigen vermochte, wußte er doch all die weicheren Gefühle für dießmal zu unterdrücken, denn es war Gottes Sache, es war die Ehre, die ihn mahnte — ein ſtärkerer Ruf als Frauenliebe. „Wenn ich nach Jahresfriſt, an demſelben Tage, an welchem ich von dir ſcheide, nicht wieder kehre, ſo darfſt du meiner nicht mehr harren.“ Dieß waren Heinrichs letzte Worte, bei welchen er den Abſchiedskuß auf die Lippen ſeiner gebeugten Gattin drückte.

Kriegsfrohen Blickes, aber niedergeſchlagen und düſter in der Tiefe ſeines Herzens, ſchloß Heinrich von Bodmann ſich dem Zuge der Höhgauiſchen Ritterſchaft

an. Es war ein ſtattliches Heer von Herren und Knechten, was dieſer einzige Gau ausgeſandt hatte. Allein, ſo viele auch herrlich ausgezogen waren, ſo wenige ſollten — und auch dieſe Wenigen arm und elend genug — die Heimath wieder ſehen. Mehr als 150,000 ſtreitbare Männer, alle mit dem Kreuze bezeichnet, waren unter ihrem wackern Führer, Kaiſer Friedrich dem Erſten von Hohenſtaufen, im Mai 1189 nach Paläſtina aufgebrochen. Glücklich hatte dieſer Kreuzzug begonnen; durch tauſend Fährlichkeiten führte der Heldengreis ſeine Krieger bis an die Gränzen Syriens, aber ſein jäher Tod in den Fluthen des Kalycadnus vereitelte mit einem Male all die ſchönen Hoffnungen der Kreuzfahrer. Des Kaiſers Sohn übernahm jetzt die Führung des Heeres und zog bis vor Antiochien. Aber hier begannen erſt die eigentlichen Leiden der frommen Kämpfer: eine fürchterliche Peſt raffte den größten Theil derſelben dahin und die blutige Belagerung von Ptolemais, wobei die Meiſten der übrig Gebliebenen von dem Schwerte der Saracenen niedergemacht wurden, benahm vollends alle Ausſichten auf die Wiedereroberung Jeruſalems.

Nach ſo vielen Leiden und geſcheiterten Hoffnungen hatte der kleine Reſt der Kreuzfahrer keine andere Wahl mehr, als wieder in die Heimath zurückzukehren, ohne die Stätte geſehen zu haben, wo der Erlöſer das Licht der Welt erblickt, und für die Menſchheit am Kreuze geblutet hatte. Theils in kleinen Schaaren, theils einzeln ſah man jetzt allenthalben ſolche Unglückliche auf dem Wege zur Heimath,

beſonders Krieger aus Deutſchlands Gauen. Halb krank und oft des Nöthigſten ermangelnd zogen ſie einher, das wahre Bild menſchlichen Elends. Unter der Zahl dieſer Unglücklichen befand ſich auch Heinrich von Bodmann. Die Meiſten ſeiner Waffengenoſſen hatte er durch das Schwert der Ungläubigen oder durch das Gift der Krankheit dahin ſterben ſehen: er allein war unter allen Gefahren wohlbehalten, oder — ſo dachte er ſelbſt — für größere Leiden aufgeſpart geblieben. Schon ſeit einigen Tagen hatte er ſich von den wenigen Landsleuten, die mit ihm den Heimweg ſuchten, getrennt; denn, obgleich ſeine Lage der ihrigen ganz gleich war, fühlte er ſtets doppelten Schmerz, wenn er Andere in Jammer und Elend neben ſich erblickte. So zog er eines Tages ganz traurig und mißmuthig durch eine öde, von der Sonnengluth ganz ausgebrannte Gegend. Matt und müde ſchleppte er ſich eine lange Strecke Weges hin, bis er endlich einen einzeln ſtehenden Palmbaum antraf, deſſen weitragendes Schattendach zur erſehnten Ruhe einlud. Heinrichs einzige Habe beſtand noch in einer Kürbisflaſche, die leer an ſeinem Gürtel herabhing; alles Andere hatte er verkaufen müſſen, um ſich die nöthigſten Lebensbedürfniſſe zu verſchaffen; ſelbſt ſein treues Roß, das ihn zu manchem Streite getragen hatte, war fremdes Eigenthum geworden, ſowie ſeine Rüſtung, und ſein unzertrennlicher Begleiter, ſein gutes Schwert. Die Stelle des letztern mußte ein dicker Knotenſtock vertreten, als Beſchützer gegen etwaige Feinde, die ſolche Gegenden zu beunruhigen pflegten.

Unter trübem Nachdenken über den Wechsel seines Schicksals, wie er früher reich, und jetzt so gar entblößt von allem Nothwendigen war, wie er früher im ritterlichen Schmucke prangte, jetzt kaum noch ein schmutziges Bettlergewand besaß, schlummerte endlich der ermüdete Wanderer ein. Nun aber umgaukelten holde Bilder des Traumes seine Seele. Seine Phantasie trug ihn hinüber an die blühenden Ufer des heimathlichen See's, es däuchte ihm, er wandle an der Hand seiner holden Gattin über die blumenreichen Matten unter seiner väterlichen Burg und höre den Gesang der Vögelein, deren vielstimmige Weisen hell erklangen durch die blüthenreichen Bäume. Doch in diesem süßen Genusse wurde er auf Einmal gestört; es war ihm, als ob eine Hand ihn rüttle, und er erwachte. Zornig erhob unser Ritter seinen Knotenstock, um sich zu rächen an dem, der ihn so unberufen in seinem Traumglücke gestört hatte, da ward sein Arm sanft zurückgehalten und er sah neben sich ein Männlein von ganz kleiner Statur stehen. Das Männlein war anzuschauen wie jener Zwerg Albrich, der, wie die Sagen melden, den gehörnten Siegfried auf allen seinen Abenteuern begleitet hatte: der lange weiße Bart reichte hinab bis zu den winzigen Füßlein und um seinen bunten Rock zog sich ein Ledergürtel, an welchem eine Kürbisflasche hing, fast so groß als des Männleins Kopf selbst war. Mehr überrascht über den seltsamen Anblick, als in Schrecken gesetzt, fuhr Heinrich den Gnomen fast zornig an: „Was hast du für Freude daran, du boshaftes, kleines

Ding, mich Unglücklichen aus meinem ſüßen Wahne zu wecken? Weißt du nicht, daß der Schlaf mit ſeinen Träumen das einzige Glück des Leidenden im Erdenleben iſt?" „Nicht ſo zornig, Herr Ritter," erwiederte das Männlein mit gar lieblicher Stimme; „nicht aus Bosheit, oder um Euch zu gefährden, habe ich Euch geweckt, es geſchah vielmehr aus lauter Sorgfalt, denn leicht hätte Euch, während Ihr ſo ſorglos ſchlieſet, irgend ein Unglück in dieſer unſichern Gegend zuſtoßen können. Freilich, wenn einen ſo ſüße Träume aus der Heimath umgaukeln und man wird ſo unverſehens daraus geſtört, da kann man leicht zornig werden, darum verarge ich Euch Euern Unwillen auch nicht im Mindeſten.

Erſt bei den letzten Worten des Zwerges wurde das Staunen des Ritters rege; jetzt erſt betrachtete er ſeinen kleinen Gaſt etwas genauer und „wer biſt du denn," fragte er ihn, „daß du dieß Alles weißt?" „Es müßte Einer wenig verſtehen," erwiederte das Männlein, „wenn er aus dem ſüßen Blicke, womit Ihr erwachtet, nicht auf große Wonne und Freude, die ihr im Schlafe genoſſen habt, ſchließen könnte, und da Ihr, wie ich ſehe, einer von denen ſeyd, welche den Weg zur Heimath ſuchen, ſo konntet Ihr wohl von nichts Süßerem, als von der Heimath und von dem Wiederſehen der Eurigen, beſonders Eurer holdſeligen und jugendlichen Gemahlin geträumt haben." „Du ſteigerſt meine Neugier, anſtatt ſie zu ſtillen," fiel Heinrich ein, „woher weißt du denn, daß ich eine jugendliche Gemahlin habe?" „Das iſt nicht weit

herzuholen," verſetzte der Kleine, „ſeyd Ihr doch ſelbſt noch ein junger und ſtattlicher Rittersmann, wenn Euch ſchon die Peſt vor Antiochien und Ptolemais ein wenig hart zugeſetzt und Eure Wangen gebleicht hat. Wiſſet Ihr nicht, vom Mann ſchließt man auf die Frau, freilich nicht in allen Dingen, z. B. in der Treue, denn die hat nur Ein Mal ſich bei den Frauen herrlich erwieſen, nämlich bei Weinsberg, in den Tagen des erlauchten Königes Conrad; ſeit jener Zeit iſt ſie ein ſelten Gut geworden, das überall, wo man es findet, theuer bezahlt wird. Wohl gibt es noch in deutſchen Landen manch frommes Weib, aber man hat doch auch neuerdings viele Beiſpiele, daß ſolche Treue nur währete, bis der Gemahl von dannen zog. Da heißt es denn gemeiniglich:

Wohl aus den Augen, aus dem Sinn,
Zu Andern fliegt mein Herze hin!

abſonderlich, wenn die theuern Eheherrn lange nicht wiederkehren und die verſprochene Friſt nicht halten." Als das Männlein die letzten Worte ſprach, durchfuhr ein ſchrecklicher Gedanke die Seele Heinrichs. Schmerzlich wurde er an das Verſprechen gemahnt, das er ſeiner Gattin beim Scheiden gethan und bis zur Stunde noch nicht erfüllt hatte, ſichtbar erſchienen wieder Furchen auf ſeiner Stirne, die kurz vorher vor der Wonne des gehabten Traumes verſchwunden waren, er wandte ſich ab von ſeinem Gefährten und verfiel auf's Neue in trübſinniges Nachdenken. „Was fehlt Euch denn, Herr Ritter?" ſprach jetzt tröſtend das Männchen, indem es Heinrichs Hand ergriff; „haben Euch meine Worte

ſo ſchnell in Trauer verſetzt, ſo ſollte mir das von Herzen Leid thun. Ich will nicht hoffen, daß Ihr zu der Zahl jener Unglücklichen gehöret, deren Leiden durch düſtere Blicke in die Zukunft noch vermehrt wird, deren Heimkehr in's Vaterland nicht ein Weg zur Freude, ſondern zu Schmerz und Kummer iſt. Was es auch ſei, faſſet Muth, mein Lieber, und wenn trübe Gedanken Euch quälen, laſſet ſie uns verſcheuchen mit einem guten Trunke, der Euch bei Eurer Müdigkeit und bei der brennenden Glut der Sonne gewiß wohl bekommen wird." Mit dieſen Worten nahm der Zwerg ſeine Flaſche von der Seite und reichte ſie dem Ritter hin. „Da trinket, mein Freund, es iſt nichts Schlechtes, was ich Euch biete, kein Muſelmannentrank, ſondern Saft, der aus den Beeren edler Reben quillt, ganz dazu gemacht, Sorgen und Grillen in den Wind zu ſcheuchen."

2.

So wenig der Ritter von Bodmann noch vor wenigen Augenblicken zur Luſtigkeit geſtimmt war, — jetzt, als er die Flaſche erblickte, welche das Männlein ihm mit beiden Händen entgegenhielt, und die wohl gerne halb ſo viel wägen mochte, als der Beſitzer ſelbſt, konnte er ſich nicht erwehren, ein wenig zu lächeln: denn auch im größten Schmerze kann oft ein ſcherzhafter Eindruck eine heitere Stimmung für den Augenblick erzeugen. „Nun, Ihr lachet, Herr Ritter," fuhr der Kleine fort, „daß ich ſo ein großes Trinkgefäß mit mir herum trage; wiſſet, mir geht es damit

wie dem kleinen Roland mit seinem Schwerte: „„ein kleiner Mann, ein großes Pferd, eine kleine Hand, ein großes Schwert““ — und heute habe ich dazu noch guten Vorrath, es ist, wie wenn ich gewußt hätte, daß ich einen Gast bekomme. Ich will Euch einmal Eins vortrinken nach Schwabenbrauch, damit Ihr wegen des Trunkes keine Besorgniß heget.“ Dieß sprechend, that der Kleine einen wackern Zug und hob dem Ritter die Flasche zum zweiten Male entgegen. Nach einigem Sträuben nahm Heinrich das Gefäß und setzte es an den Mund, aber nur um seinen brennenden Durst zu stillen, nicht um sich gütlich zu thun. „Das ist nicht getrunken, wie die Schwaben trinken,“ scherzte der Zwerg, „das ist nur genippt, wie die Jungfrauen in unsern Tagen zu thun pflegen; „„ein großer Krug, ein großer Zug,““ das ist mein Wahlspruch; wenn ich schon nicht groß bin, im Trinken nehme ich es doch mit Manchem auf. Oder schmeckt Euch vielleicht mein Wein nicht, Herr Ritter? Ihr seyd wohl eine andere Sorte gewöhnt, wenn auch nicht bessern, doch heimathlichen, etwa den von den Ufern des Bodensee's: der ist aber nicht meine Liebhaberei; wenige ausgenommen, sind die Seeweine allzumal sogenannte Krätzer, bei denen man, wenn man sie getrunken, auf der Hut seyn muß, daß nicht“ — hier unterbrach der Ritter des Männleins Rede: „wie weißt du denn, daß die Ufer des Bodensee's meine Heimath sind?“ „Das wäre schlecht,“ erwiederte der Kleine, „wenn ich dieß nicht aus Eurer Sprache schließen könnte.“ „Aber,“ fuhr der Ritter neugierig

fort, „wie kommſt du zu ſolcher genauen Ortskenntniß in meinem Vaterlande?“ „Nun,“ entgegnete das Männlein, „ich bin, wie Ihr ſehet, ſchon etwas vorgerückt an Jahren, habe manches Land geſehen und mancherlei Erfahrungen gemacht; warum ſollte ich gerade Eure Heimath, die lachenden Ufer des Bodenſee's und das wunderſchöne Höhgau nicht kennen, wo ſo viele ſtattliche Burgen prangen, deren manche ſo ſchön im See ſich ſpiegelt, wie die Nellenburg, Bodmann u. A. — doch, was ſchwatzen wir lange in dieſer unwirthbaren Gegend; ſteht auf und kommt mit mir in meine Wohnung, da können wir bei einem Kruge von Eurem Lieblingsweine baß mit einander plaudern. Vielleicht mundet Euch dann jener beſſer, als dieſer hier aus der Kürbisflaſche, auch beſitze ich zu Hauſe eine größere Auswahl.“

Die trauliche Rede des Männchens hatte auf den Ritter einen zu guten Eindruck gemacht, als daß er die Einladung nicht hätte annehmen ſollen, zu dem war es allmählig Abend geworden, wo man ſich nach einem angeſtrengten Tagesmarſche wohl nach Ruhe ſehnt. Heinrich folgte willig ſeinem voranſchreitenden Führer und obwohl er Anfangs geglaubt hatte, nur wenige Schritte machen zu können, fühlte er ſich doch, wie von einer höhern Macht, wunderbar geſtärkt auf ſeinem nunmehrigen Wege. Sie mochten ſchon eine ziemliche Strecke zurückgelegt haben, als Heinrich bemerkte, wie die Gegend nach und nach ein ganz verändertes Ausſehen gewann; die langweilige Ebene verlor ſich allmählig in einen reizenden, zu beiden

Seiten von hohen Felsen begränzten Thalgrund. „Laßt Euch den Weg nicht verdrießen, Herr Ritter,“ begann der Zwerg nach langem Schweigen, „wir sind bald zur Stelle, dort drüben ist meine Wohnung.“ Dabei deutete er auf eine Felsenwand, die sich rechter Hand nicht ferne von unsern Wanderern erhob. Bald waren sie daselbst angelangt; aber, statt daß, wie Heinrich wähnte, etwa ein Felsensteig zu einer hochragenden Burg hinaufführte, öffnete sich unten am Felsen ein kleines Pförtchen, welches den Eingang in eine dunkle Höhle bildete. Hier wurde dem Ritter zum ersten Male unheimlich, denn er merkte an Allem, was er sahe, gar wohl, daß sein gastfreundlicher Führer nicht zu den gewöhnlichen Menschen gehöre, sondern ein höheres — ob gutes oder böses, das wußte er eben nicht — Wesen seyn müsse. Zögernd blieb er daher an dem Eingange der Höhle stehen. Dem Kleinen entging die Stimmung des Ritters nicht, „ei, ei,“ rief er spöttelnd, „wie stimmt Ritterſinn und Verzagtheit zusammen? im Gewühle des Streites fest stehen und dem Tode kühn in's Auge blicken, und dann wieder Furcht hegen, wo so wenig Ursache dazu ist; wie soll sich das reimen!“ „Im Freien, unter Gottes Sonnenlichte,“ erwiederte Heinrich, „habe ich noch nie gezagt, aber im Dunkeln, und bei solchen Umgebungen, da gilt nicht die Mannheit; — indessen, was habe ich denn zu verlieren?“ Mit diesen Worten trat er durch das Pförtchen. Zuerst mußten sie mit Mühe den Weg durch den schmalen Gang suchen. Weniger verlegen war dabei das Männlein; aber der

Ritter von Bodmann war von gar hohem Wuchſe und mußte ſich oft bücken; auch war er, der nur gewohnt war, durch hohe Bogenhallen und Gemächer der Burgen zu ſchreiten, noch nie ſolche Wege gegangen.

Lange ſtiegen ſie abwärts, der Gang erweiterte ſich allmälig und es fing nach und nach an heller zu werden. Aber die Helle, welche den Gang erleuchtete, war nicht jene Helle des Tageslichtes, ſondern der Glanz helle leuchtender Metalladern, die von beiden Seiten her die Höhle durchſtrahlten. Nach einiger Zeit gelangten ſie an eine glänzende Pforte, die ſich auf eine ſanfte Berührung des Gnomen alsbald vor ihnen öffnete. Und nun ſtellte ſich dem Ritter ein Anblick dar, den er von ferne nicht geahnet hatte. Sie ſtanden in einem hochgewölbten, hellerleuchteten Saale; Wände, Bodendecken, Tiſche, Stühle, kurz alles Geräthe, was er erblickte, war eitel Cryſtall. Herrliche Teppiche und Polſter, von einer Pracht, wie Heinreich ſie bisher kaum an den Höfen der reichſten Fürſten und Könige geſehen hatte, bedeckten den Boden des weiten Gemaches. „Nun, wie gefällt es Euch hier in meiner Wohnung," fragte der Berggeiſt den erſtaunten Ritter, „nicht wahr, man ſollte nicht glauben, daß man zehn Klafter tief unter der bewohnten Erde ſolche Helle fände? Doch, laßt uns jetzt nach der Mühe eines ſo langen Weges niederſitzen, und einen Trunk thun auf ächte deutſche Art; zu meinem Keller habe ich nicht weit." Auf einen ſanften Fußtritt des Herrn dieſer unterirdiſchen Herrlichkeiten wich der Boden zurück und in wenigen

Augenblicken umgab den auf ein weiches Polſter gelagerten Ritter ein ganzes Heer cryſtallener Krüge, angefüllt mit allen Sorten köſtlicher Weine. „Wählet jetzt, edler Herr," ſprach nicht ohne Selbſtgefälligkeit das Männlein, „von welchem der Krüge ich Euch kredenzen ſoll. Doch, zuvor will ich Euch mit Eurer Umgebung näher bekannt machen, damit Ihr Euch nicht ſo lange zu beſinnen habt. Die linke Reihe dort enthält Seeweine von der Schweizer Seite, die aber alle nichts taugen, mit einziger Ausnahme des rothen in dem großen Kruge dort. Der ſtammt aus dem Thurgau; Schweizer aber haben ihn nicht gepflanzt, ſondern ein edler Ritter aus Schwabenland, ein ächter Liebhaber von Wein und Minneſang hat ihn gebaut auf den Rebhügeln, die ſein Schloß umgeben, wo vor uralten Zeiten der heilige Eppo eine Zelle oder Haus erbaut hatte, das man nachher Eppishauſen nannte." „Es lebe der edle Schwabenritter, mein Landsmann," rief jetzt Heinrich von Bodmann aus, dem ein tiefer Zug aus dem großen Kruge die Zunge gelöst hatte und voll Freude ſtimmte der kleine Wirth in den Jubelruf ſeines Gaſtes ein. „Die andern auf dieſer Seite," fuhr jetzt das Männlein in ſeiner Belehrung fort, „z. B. der Rheinecker, Steinacher u. A. können Euch nun nimmer ſchmecken, wir wollen daher zu der Reihe rechts, zu Euren eigentlichen Landsleuten, den Weinen von der Schwabenſeite übergehen. Da iſt einer darunter, den goldgelben in dem zweiten Kruge dort mein' ich, den werdet Ihr wohl kennen, er iſt eigentlich nicht mehr

zu den Seeweinen zu zählen, denn er wird im Höhgau gebaut, an der hohen Felſenburg, die man Twiel nennt.“ „Das iſt ja mein nächſter Nachbar,“ rief Heinrich von Bodmann aus, und griff nach dem Humpen, den ihm das Männlein entgegen hielt. „Ja,“ fuhr er fort, nachdem er das Gefäß bis auf den Grund geleert hatte, „ihr Mönche, die ihr zu Herzog Burkhardts Zeiten eure Behauſung auf der ſtattlichen Feſte hattet, ihr wäret gewiß nicht in das niedrige Stein am Rhein herabgewandert, wenn ihr geahnet hättet, daß hundert Jahre ſpäter dem Berge ſolch köſtliches Gewächs entſproſſen würde. Doch, beſſer iſt's, daß edle Ritter jetzt dieſen Rebenſaft trinken, als dergleichen faule Bäuche!“

„Aber, Freund Kleinmann, bisher haſt du mir mit lauter Weinen aus der Nachbarſchaft zugeſprochen, und noch mit keinem aus meiner eigentlichen Heimath; den Königswein, meine ich, der um meine Burg Bodmann wächst, den liebe ich vor allen am Meiſten.“ „Das Beſte kommt erſt nach,“ entgegnete der Zwerg. „Mit Nichten,“ rief Heinrich, „ſondern man gibt zuerſt den guten Wein, dann erſt den ſchlechten, denn gegen das Ende hin unterſcheidet man nicht mehr ſo ſtrenge.“ Kaum hatte der Ritter ausgeſprochen, als das Männlein ihm ſchon einen gefüllten Humpen darreichte. Begierig führte er ihn zum Munde, aber mit ſaurer Miene warf er denſelben gleich wieder von ſich. „Dießmal haſt du mich recht angeführt, loſer Schalk; an deinen Kopf gehörte das Gefäß: das iſt ja Sipplinger Eſſig, bei dem man ſich Nachts im Bette

umwenden muß, daß er Einem nicht ein Loch durch den Magen frißt.“ „Ach, verzeiht, edler Herr,“ sprach gleichsam abbittend und doch schelmisch zugleich der Zwerg, „ich habe mich geirrt; die Krüge standen so nahe bei einander, daß sie verwechselt wurden. Da hier ist der rechte, der mag Euch den sauern Mund wieder süß machen.“ Mit diesen Worten füllte er einen neuen Humpen aus einem andern Kruge. Aus seinem Schäumen erkannte Heinrich gleich, daß dieß Wein aus dem Königsgarten war, wo König Karl der Dicke die ersten Reben gepflanzt hatte. Begieriger, als bei allen bisherigen Weinen, faßte der Ritter von Bodmann dießmal den Humpen. „Sei mir willkommen, du königlicher Rebensaft aus meiner Heimath, du bist der erste Tropfen, den ich nach langer Entbehrung wieder koste, du sollst mir schmecken vor allen andern.“ Mit wenigen Zügen war der Pokal geleert und schon hatte sein kleiner Wirth wieder einen zweiten gefüllt. „Herr Ritter,“ sprach der Kleine, während er ihm denselben kredenzte, „wenn Euch dieser Wein in meiner Behausung und aus eines so unansehnlichen Mundschenken Hand so herrlich mundet, wie muß er erst in der Heimath schmecken, wenn ihn eine holdselige Gemahlin mit lieblich lächelndem Munde kredenzet.“ „Was mahnst du mich da an die Heimath, du Knirps,“ rief unwillig der Ritter, „und an ein holdes Weib, die ich, ach, vielleicht beide auf ewig missen muß!“ Mit diesen Worten war Heinrichs Frohsinn, den die Weingeister auf einige Zeit herbeigerufen hatten, auf

einmal verschwunden und Furchen des Trübsinnes nahmen wieder auf seiner Stirne Platz. „Ihr müßt nicht alle Hoffnung fahren lassen," tröstete ihn das Männlein, „vielleicht seid Ihr Eurem Ziele näher, als Ihr selbst glaubt." Heinrich: „Nach Jahresfrist habe ich heimzukehren versprochen, und diese ist bereits verstrichen; der Maimond, in welchem ich von ihr, der Theuren, schied, ist seit meiner Abreise von Hause wieder gekehrt und bereits wieder entschwunden. Wird sie wohl meiner noch harren?" Zwerg: „Das ist eine Frage, die sich erst lösen wird, wenn Ihr zur Stelle seyn werdet." H. „Das ists gerade, warum ich so traurig bin; ein weiter Weg liegt zwischen mir und meiner Heimath, welch lange Zeit wird wohl erfordert, solchen zurückzulegen." Z. „Schneller, als Ihr wähnet, könnt ihr unter gewissen Bedingungen wieder zu Hause seyn, und wenn ihr nur wollt, so kann ich, so klein ich auch bin, Euch hiezu Rath schaffen." H. „Da müßtest du in der That mehr vermögen als andere, sogar außerordentliche Menschen; denn daß du unter die letztere Classe gehörst, davon habe ich mich längst auf das deutlichste überzeugt." Z. „Das hoffe ich auch in der That, doch, ich will mich kurz fassen: wenn ich Euch bis morgen mit dem Frühesten vor Eure Burg bringe, gewährt Ihr mir dann eine Bitte?" H. „Wenn du dieß zu thun im Stande bist, will ich dir erfüllen, was du verlangst, wenn es nur in meinen Kräften steht und mein und der Meinigen Seelenheil nicht betrifft." Z. „Nichts von allem diesem; ich bin kein

böſer Geiſt; — meine Bitte iſt ganz einfach und hängt mit dem zuſammen, was meines Amtes iſt. Ihr habt geſehen, Herr Ritter, daß ich ein Liebhaber von Weinen bin, deren ich auch einen guten Vorrath von allen Sorten beſitze. Meinen ganzen Weinvorrath nun verdanke ich einzig und allein dem Nebel; denn was in den Rebbergen aller Länder durch dieſen zu Grunde geht, das fällt in meinen Keller; darum nennen mich auch die Leute insgemein das Nebelmännlein, weil ich vom Nebel meinen Unterhalt ziehe. An Seeweinen aber bekomme ich bei Weitem am Wenigſten, weil die Leute dort gewöhnt ſind, durch Läuten den Nebel zu vertreiben. Bei den meiſten dieſer Weine kümmert mich das freilich nicht; aber von Eurem Königsweine möchte ich doch mit Hülfe des mir dienſtbaren Nebels mehr erhalten. Wollt ihr mir nun meine Bitte gewähren, und in Eurem Königsgarten nicht mehr läuten laſſen, wenn mein Freund Nebel ſeinen dichten Mantel über denſelben ausbreitet, damit auch mir etwas von ſeinem köſtlichen Rebenſafte zufällt.“ „Von Herzen gerne,“ erwiederte Heinrich von Bodmann; „es ſoll von nun an ſowohl von mir als von meinen Nachkommen, bis auf ewige Zeiten, ſo gehalten werden wie du wünſcheſt; man ſoll kein Läuten mehr im Königsgarten hören; aber erfüllen mußt auch du mir, was du verheißen haſt, Freund Nebelmännlein! hier mein Ritterwort und Handſchlag.“ „Von mir ein Gleiches,“ ſprach das Männlein, indem es des Ritters kräftigen Handſchlag erwiederte; „jetzt laßt uns aber unſern Pact

mit etlichen Humpen Rebenblut verſiegeln, und der erſte werde auf das Wohlſeyn Eures Weibes geleert, die ihr bis morgen wieder ſehen ſollt." „Es ſei," rief der Ritter von Bodmann; „für das Uebrige laſſe ich dich ſorgen, mein kleiner Freund!"

Von beiden Seiten wurde nun einander wacker zugeſprochen und mancher Humpen mit Königswein geleert. Bei Heinrich äußerte ſich bald die Kraft dieſes edlen Saftes, während das Männlein noch manchmal den Tummler führte. Freund Nebel ſtellte ſich ein und wiegte unſern Ritter in einen ſüßen Schlummer.

3.

„Wo bin ich?" rief Heinrich von Bodmann, als er des andern Morgens frühe wieder erwachte. Das Cryſtallgemach und das Nebelmännlein waren verſchwunden; — er lag auf einer blumenreichen Wieſe an den Ufern des heimathlichen Sees. Lange ſann er hin und her, ob Alles nicht ein bloßer Traum wäre, allein er ſah nur allzu deutlich, wie die Burg Bodmann ſo lieblich von ihrer Höhe herabſchaute und ſich in den Wellen des Sees ſpiegelte. „Du biſt es, du lange entbehrtes Haus der Heimath," rief er voll Wonne aus: „es iſt kein Traumbild!" und ohne Verzug ſchickte er ſich an, den Felſenſteg zu beſteigen, der ſich ihm nicht ferne zeigte. „Aber, wird ſie mich auch noch erkennen, die Theure, in meiner armſeligen Geſtalt; wird ſie mich nicht verſchmähen, oder hat ſie ſchon einen Andern zu ihrem Herzgeſpielen erwählt?" Unter ſolchen widerſtreitenden Gedanken ſtieg er den Burgweg hinan.

Kaum hatte er die Hälfte des Weges zurückgelegt, als auf einmal liebliche Töne von Lauten, Harfen und Pfeifen ihm entgegen klangen. Je näher er dem Thore der Burg kam, deſto lauter ertönte der Schall des Spieles. „Was bedeutet das Alles?“ fragte Heinrich erſtaunt einige Leute, die ihm feſtlich gekleidet unter dem Thore begegneten. „Kommet und ſehet ſelbſt,“ war die Antwort. Er trat ein; Niemand wollte ihn mehr erkennen. Einige Burgleute, welche im Hofe ſtanden, trieben ſogar, als ſie ihn erblickten, ihr Geſpötte mit ihm, indem ſie ſagten: „was will denn dieſer Bettler in ſeinen Lumpen am heutigen Feſttage hier? Der wird große Freude machen unter all den geputzten Herren und Frauen.“ Dieſer Spott betrübte den Ritter im Innerſten ſeines Herzens. „Ach, dachte er bei ſich, bin ich durch mein Elend meinen eigenen Dienern ſo unkenntlich geworden, daß ſie mich verachten und meiner ſpotten: welche Aufnahme werde ich erſt bei meiner Gemahlin zu gewarten haben! Traurig ſchritt er durch die Räume der Burg; er war jetzt an den Gemächern angelangt, aus denen der Schall der Lauten, Harfen und Pfeifen kam und wollte eintreten. Da begegneten ihm einige Thürhüter mit barſchen Worten: „was willſt du hier, armſeliger Bettler? ſolche Leute braucht man heute nicht!“ Dergleichen und andere böſe Reden verſchwendeten ſie an Heinrich, doch dieſer ließ ſich nicht abſchrecken, drang mit Gewalt durch und „kennt ihr mich nicht mehr, ihr Wichte,“ rief er jetzt zornentbrannt den Knechten entgegen, „kennt ihr mich

nicht mehr in meiner armseligen Gestalt, mich, der ich euer Herr und Gebieter bin, so sollt ihr es jetzt fühlen!" Mit diesen Worten schwang er rechts und links kräftig seinen Knotenstock und bahnte sich leicht einen Weg durch die Schaar der Feiglinge. Die meisten flohen und so trat er ungehindert in das wohlbekannte Gemach der Burgfrau.

Traurig saß Adelheid von Bodmann in ihrem Kämmerlein, während Alles um sie herum lustig und voll ausgelassener Freude war. Lange war es ihr gelungen, einen zudringlichen und mächtigen Freier abzuweisen, indem sie vorgab, daß die Frist noch nicht verflossen wäre, nach welcher ihr Gemahl wieder zu kehren verheißen hatte. Endlich konnte sie nicht mehr verhehlen, daß dieselbe längst schon überschritten war. Der Freier drang mit Ungestümm auf die Erfüllung seiner Wünsche, ihre Verwandten selbst redeten ihr mit aller Macht zu, und Adelheid ließ sich, wiewohl mit heftigem Widerwillen, überreden, weil der Freier, ein mächtiger Ritter des Höhgau, sich hoch und theuer vermaß, fürchterliche Rache an der Edelfrau von Bodmann und ihrem ganzen Geschlechte zu nehmen, wenn sie ihm ihre Hand länger verweigern würde. Heute war der Tag, der über ihr Schicksal entscheiden sollte; in wenigen Stunden sollte sie dem aufgedrungenen Freiersmanne vor dem Altare die Hand reichen. Darum war sie so traurig; sie hatte schwarze Kleider angelegt, denn dießmal dünkte ihr der Gang zum Brautgemache ein Gang zum Grabe zu seyn.

Kaum blickte Adelheid auf vor lauter Betrübniß,

als der Mann in der armſeligen Geſtalt zu ihr hereintrat. Auch Er ſchlug, aus Scham über ſein Ausſehen, die Augen zu Boden. „Woher des Weges?“ fragte endlich nach langem Stillſchweigen die Burgfrau. „Von Paläſtina's Gränze,“ erwiederte der Ritter mit veränderter Stimme. Wie ein heller Lichtſtrahl fielen des Mannes Worte in das von Gram umnachtete Gemüth der Frau. „So werdet ihr mir vielleicht Kunde bringen können,“ fragte ſie, „von Einem, den ich ſchon lange mit heißen Thränen zurückerflehte, von meinem theuren Gemahle, der vor mehr als zwei Jahren ſchon ausgezogen iſt an das Grab des Erlöſers, und von dem ich bisher noch keine Nachricht habe erhalten können, ungeachtet ich überall nach ihm geforſcht und gefragt habe. — Doch, vor Allem bedürft ihr Labung, armer Mann.“ Auf einen Wink der Burgfrau erſchien ein Diener, und brachte einen Becher mit edlem Königsweine gefüllt. Adelheid nahm den Becher und reichte ihn dem Unbekannten. „Mög' Euch die Kunde erfreuen, die ich Euch zu dieſer Stunde bringe,“ ſprach Heinrich, indem er mit zitternder Hand den Pokal ergriff. Während er aber aus dem Labekelch trank, den ihm eine ſo theure Hand gereicht hatte, ſtreifte er unvermerkt einen goldenen Ring vom Finger und ließ ihn in den Grund des Bechers fallen: es war der Ring ehelicher Treue, den ihm ſeine Gemahlin am Tage der Vermählung gegeben und den er bisher, trotz allem Mangel und Entbehrung, als ſein theuerſtes Kleinod

bewahrt hatte. Schweigend gab er, nachdem er getrunken, der Burgfrau den Becher zurück. Kaum erblickte Adelheid das hellfunkelnde Kleinod in der Tiefe des Gefäßes, als sie mit einem Rufe des Erstaunens und der Freude auf den Unbekannten zueilte: „Woher hast du diesen Ring?“ „Det, dem du ihn selbst gegeben, er steht vor dir — — kennst du mich nicht mehr, meine Adelheid, meine theure Gemahlin?“ Mit diesen Worten schlug Heinrich seine wilden Haare zurück und zeigte eine wohlbekannte Narbe. „Ich bedarf kein anderes Zeichen mehr, ja, du bist es wirklich, lange Ersehnter,“ rief Adelheid, und lag in den Armen ihres wiedergefundenen Gemahls.

Eine rauhe Stimme weckte die beiden Glücklichen aus der Wonne des Wiedersehens. Erschreckt blickten sie auf und neben ihnen stand der aufgedrungene Bräutigam, der eben im Begriffe war, die Burgfrau zum Altare abzuholen. „Ha, der Schande, einen Bettler in euren Armen!“ fuhr er Adelheid zornig an, und glutroth rollten seine Augen im Kopfe herum. „Mit nichten,“ sprach diese ganz gelassen, „sondern es ist mein theurer Ehegemahl, den ich wieder gefunden habe“ und hielt dabei ihren Heinrich noch fester umschlungen, der wenig dessen achtete, was um ihn vorging. „Mit dem Schwerte wollte ich deine Frechheit lohnen, elender Bube,“ fuhr der Freier fort, indem er sich zu dem Ritter von Bodmann wandte, „aber dieses ist viel zu gut, um es mit solch unedlem Blute eines hergelaufenen Wichtes zu beflecken.“ Bei den letzten Worten riß sich Heinrich plötzlich aus den

Armen ſeines Weibes und mit einem Blicke, aus dem Hoheit und Adel ſtrahlten, rief er: „reicht mir ein Schwert, wenn ihr ein Ritter ſeid; ich will auch darthun, daß in meinen Adern nicht minder adelig Blut wallt, als in den euren; ich will kämpfen mit Euch um mein Eigenthum; das Recht wird meine Arme ſtärken!“ „Es ſei dir gewährt,“ entgegnete der Freier mit höhnendem Lachen, „laß ſehen, was du vermagſt, du Ritter von der traurigen Geſtalt.“ Auf ſeinen Wink nahete ein Diener und reichte dem Ritter von Bodmann ein blankes Schwert. Vergebens war alles Bitten und Flehen der Burgfrau, um die Beiden von einem ſolch unglückſeligen Streite zurückzuhalten. „Mit Gott, für mein Recht!“ rief Heinrich und fiel mit geſchwungenem Schwerte auf ſeinen Gegner ein. Ein Gleiches that der Freier. Wie zwei Feuerflammen blitzten die Flamberge in den Händen der Kämpfenden. Lange ſchwebte der Kampf auf gleicher Wage, denn beide Gegner ſchienen einander gleich zu ſeyn in der Geſchicklichkeit das Schwert zu führen. Endlich ſiegte die gerechte Sache. Der Ritter von Bodmann führte einen glücklichen Hieb auf des Gegners rechten Arm: entkräftet durch einen hervorquellenden Blutſtrom ließ dieſer ſein Schwert ſinken. „Gott hat gerichtet! Ihr ſeid der rechtmäßige Beſitzer von Adelheids Hand,“ ſprach der Gegner mit ſchwacher Stimme, und ſank in die Arme eines herbeigeeilten Dieners. Mit verſöhnendem Blicke nahete Heinrich dem, ſich von ſeiner Entkräftung bald wieder erholenden Ritter; „möge unſere Feindſchaft zu Ende ſeyn,“ ſprach er und bot

jenem die Rechte zum Frieden dar. „Mein Ehrenwort," entgegnete der Freier, „es soll Friede seyn und ewige Freundschaft zwischen uns" und herzlich erwiederte er den Händedruck des Ritters von Bodmann. Nun naheten Heinrichs sämmtliche Burgleute; einige, die ihn noch nicht gesehen hatten, hocherfreut über seine Ankunft, andere um Verzeihung bittend, weil sie, ihn nicht erkennend, ihm den Eintritt in die Burg zu hindern gesucht hatten. Alle empfing er als milder Gebieter, denn hohe Wonne über die Treue seiner langentbehrten Gattin hatte sein ganzes Herz erfüllt; und nun ward der Tag, welcher erzwungene Hochzeitfreude bringen sollte, geweiht zur Feier der Wiedervereinigung eines glücklichen Ehepaares.

Heinrich von Bodmann gedachte im Stillen oft des guten Nebelmännleins, das allein der Stifter seiner Freude gewesen war, er gedachte seiner bei manchem Zuge aus dem Humpen mit Königswein, während er zur Seite seiner holdseligen Gattin saß. Zwar wurde ihm dieser neckende Wohlthäter von nun an nicht mehr sichtbar, aber hie und da fühlte er die angenehme Nähe desselben, gleichwie alle die fröhlichen Zecher, die vielleicht oft schon, ohne Wissen und Willen, den Einfluß des Nebelmännleins empfunden haben. — Indessen erfüllte der Ritter von Bodmann redlich sein Versprechen. Seit jenen Tagen bis auf diese Zeit wird im Königsgärten zu Schloß Bodmann nicht mehr geläutet, zum Frommen des Nebelmännleins, das hier und dort noch manchmal spucken soll.

VI.

Die Gründung des Kloſters Schönthal.

Da verläßet Er auf immer
Seiner Väter Schloß,
Seine Waffen ſieht er nimmer,
Noch ſein treues Roß.
Von der Toggenburg hernieder
Steigt er unbekannt,
Denn es deckt die edlen Glieder
Härenes Gewand.

Schiller.

1.

An des Landes Hohenlohe nordweſtlicher Gränze, wo der Jaxtfluß, nachdem er ſich eine lange Strecke durch Gebirgsſchluchten hindurch gewunden, ein breiteres Bette zu wählen beginnt, und bald darauf ein ſchönes, offenes Thal voll üppiger Wieſen und Fruchtfelder dem Blicke des Wanderes entgegentritt, ſteht, nicht ferne vom linken Ufer, auf einer ſchroffen, doch eben nicht hohen Felſenwand die bekannte und ſagenreiche Kapelle, St. Wendelin zum Stein genannt. Hart an dem Felſen klebend, mit deſſen Mauerwerk ihr Geſtein gleichſam Eine Maſſe bildet, und faſt ganz hinter weitäſtige Ahornbäume verſteckt, wird ſie dem Beſucher erſt dann ſichtbar, wann er ihr bereits

gegenüber steht. Noch merkwürdiger aber ist ihre nächste Umgebung; eine innere Pforte führt an der Kapelle aufwärts zu dem Felsen, und nachdem man mehrere Stufen hinan gestiegen, befindet man sich in einer Art Grotte von bedeutendem Umfange. Etwas weiter oben zeigt sich eine kleinere Höhlung, die ganz dazu geeignet scheint, die Wohnung eines Eremiten zu bilden.

Schon seit den ältesten Zeiten wurde diese Kapelle häufig von Pilgrimen besucht; nicht leicht ging ein Wanderer die Straße, ohne den schwankenden Steg, der früher die beiden Ufer des Flusses mit einander verband, zu überschreiten, und an dem zierlich gearbeiteten Altare des Kirchleins eine Stunde der Andacht zu weihen. Selbst edlen Herren hoch zu Rosse däuchte in jenen frommen Zeiten der Weg dahin nicht zu mühevoll; muthig ließen sie ihre Thiere die Strömungen des Flusses durchwaten, denn der Steg, nur für einzelne Wanderer gemacht, war viel zu schwach, um einen Ritter im Eisenkleide auf seinem schweren Rosse zu tragen.

Zwei solcher ritterlichen Pilgrime, der junge Engelhardt von Berlichingen und sein Waffengenosse, Wolfram von Bebenburg, standen an einem der schönsten Maimorgen des Jahres 1149 gegenüber der Kapelle St. Wendelin zum Stein. Beide hatten sich zwei Jahre zuvor dem Kreuzheere angeschlossen, welches damals mit Beginne des Frühlings unter Conrad von Hohenstaufen und dem heiligen Ludwig in das gelobte Land ausgezogen war; wie Brüder, die unter Einem Herzen der Mutter gelegen,

hatten sie alle Mühsale jenes verhängnißvollen Zuges getheilt, hatten Beide den Trug der Griechen, die Hungersnoth in den öden, wasserlosen Gegenden Kleinasiens erfahren, doch waren beide auch dem Verderben, das bei Ikonium 60,000 deutsche Krieger dahin raffte, glücklich entkommen. Aber der heißeste ihrer Wünsche wurde ihnen nach allen diesen Nöthen erfüllt: sie sahen die heilige Stadt Jerusalem und knieeten in brünstiger Andacht an der Stelle, wo der Erlöser der Welt gekreuzigt und begraben worden war. Von da eilten sie kampfbegierig in die Nähe von Damaskus, und waren unter den ersten, die neben ihrem Führer, dem Könige Konrad, stürmend vor ihren Thoren standen. Allein die Stadt wurde nicht gewonnen, denn schon im Angesichte des Sieges stritten die Fürsten über den Besitz des erst zu Erobernden, und mittlerweile eilte ein Entsatzheer herbei, das die Belagerer von ihren Posten zurückdrängte.

Im Herbstmonde des Jahres 1148 segelte Konrad mit dem kleinen Reste seines Heeres von den Küsten des Morgenlandes ab. Im südlichen Italien trennten sich Engelhardt und Wolfram von dem Könige und setzten über die Alpen den Weg in die geliebte Heimath fort. Ungerne wollten sie auch jetzt von einander scheiden, darum folgte der Bebenburger mit Freuden der Einladung seines Waffenbruders, ihn auf seine Stammburg an die lieblichen Ufer der Jart zu begleiten, und dort noch einige Wochen im Genusse der Freundschaft und in der Erinnerung an das

gemeinschaftlich Verlebte mit ihm zuzubringen. Ein Theil des Frühlings war schon vorübergegangen, immer hatte Engelhardt seinen Freund noch festzuhalten gewußt, aber jetzt war es ihm nicht mehr länger möglich. Wolfram schützte die lange Abwesenheit von den geliebten Seinigen vor, von der bejahrten Mutter, die seiner mit Sehnsucht und Schmerzen harre, darum mochte ihm der Ritter von Berlichingen nicht mehr zureden, länger zu bleiben.

Als eines Morgens mit dem Früheſten Wolfram aus den Thoren der gaſtlichen Burg reiten wollte, ſtand das Pferd ſeines Freundes geſattelt neben dem ſeinigen, denn Engelhardt war entſchloſſen, ihn zu begleiten, um wenigſtens noch einige Stunden an der Seite des treuen Waffenbruders zu verleben. So ritten ſie thalaufwärts die Heerſtraße, die gen Rothenburg an der Tauber führt, wo in der Nähe das Stammſchloß der Bebenburger liegt, und waren eben gegenüber der Kapelle St. Wendelins angekommen.

„Bis hieher und nicht weiter.“ Mit dieſen Worten wandte ſich Engelhardt zu Wolfram, indem er ſein Roß plötzlich anhielt. „Dort hinüber, mein Bruder, wenn es dir gefällt. Noch niemals bin ich, ſo oft ich auch ſchon dieſes Weges zog, an dem Kirchlein vorbeigegangen, ohne meine Andacht daſelbſt zu verrichten, und auch heute will ich es nicht unterlaſſen.“ In wenigen Augenblicken hatten ſie über den Fluß geſetzt, ſie ſtiegen von ihren Roſſen und ließen dieſe im Grünen waiden. „Wie wohlthuend — fuhr Engelhardt in ſeiner Rede fort —

wie leicht wird Einem beim Eintritte in die heiligen Räume ums Herz, wenn es zuvor auch noch so bange und düſter darin war.“ Mit dieſen Worten trat er zum Altare, knieete an deſſen Stufen nieder und ſprach ein andächtiges Gebet. Wolfram folgte dem Beiſpiele ſeines Freundes. Lange dauerte die Andacht der beiden Jünglinge. Nachdem ſie geendet und ſich wieder erhoben hatten, bemerkte Engelhardt, wie Wolfram gar düſter geſtimmt war und Thränen in ſeinen Augen perlten. Warum ſo trüben Blickes, mein Trauteſter, und gerade jetzt an dieſer heiligen Stätte?“ fragte Engelhardt erſtaunt. „Magſt du dich deſſen wundern, mein Bruder, der du an dieſem Altare Gott danken durfteſt für das Glück, die Deinigen alle, geſund und froh wieder gefunden zu haben? — aber ich, ich bin noch fern von meinen Lieben; wer weiß, ob und wie ich ſie wieder ſehe, ob Freude oder Schmerz mein Loos ſein wird, wenn ich über die Brücke meiner väterlichen Burg ſprenge um in ihre Arme zu eilen.“ „Es wird Freude ſeyn und muß es ſeyn, denn es harret dein' zu Hauſe ein treues Liebchen, an deſſen Herzen dir deine Tage wie ein ſchöner Traum dahinſchwinden; ich dagegen, der ſo einſam und allein bleiben muß, wenn du von mir geſchieden biſt, bin ich nicht unglücklich von dem Augenblicke an, da wir aus der Kapelle treten und du, der Einzige, der es redlich mit mir meint und meinem Herzen über Alles theuer geworden iſt, thalaufwärts reiteſt und ich abwärts? Gelt, mein Lieber, ich habe Recht, du gehſt der Freude

eines frohen Wiederſehens entgegen?" — Bei dieſen Worten ſah Engelhardt ſeinem Freunde forſchend in die Augen. — „Wenn du dich aber gleichwohl täuſchen ſollteſt?" erwiederte Wolfram — „und ein frohes Herz vermutheſt, wo nur ein von Gram zerriſſenes iſt, von einem Grame, der auch damals nicht beſchwichtigt werden konnte, als ich mit dir auf der heiligen Stelle knieete, wo das Blut des Welterlöſers floß, wo er begraben und auferſtanden iſt? — Glaube mir, es war für mich ein Ruf von oben, als Bernhardt von Clairvaux das Kreuz predigte: auf mich wandte ich das Wort der Tauſende an, die da ausriefen: „Gott will es!" Ich zog in die Ferne, um den Gegenſtand meiner Schmerzen nicht mehr vor Augen zu haben und vielleicht im Kampfe für die heilige Sache Ruhe zu finden für mein tiefgedrücktes Herz. Hier ſtehe ich vor dir, und noch iſt mein Schmerz derſelbe, wie vor zwei Jahren, als ich zum erſten Male vor dich trat und dir die Hand zum brüderlichen Bunde reichte. Wohl könnteſt du mir zürnen, daß ich dieſen Schmerz bisher in meiner Bruſt verſchloß, es mag dir wehe thun, daß ich ihn auch in der Stunde des Abſchieds noch für mich bewahre; allein ich thue dieß, um die Schmach einer untreuen Seele nicht zu offenbaren und die Erbitterung eines theilnehmenden Freundes nicht gegen ſie zu erwecken."

„Ich zürne dir nicht, theurer Waffenbruder, und ehre dein zartes Gefühl, ſelbſt gegen Unwürdige; aber, wenn Alles untreu an dir geworden

ſeyn wird, ſo ſteht doch meine Treue gegen dich felſenfeſt; ſie iſt feſter als Frauenliebe; wir haben ja den Bund unſerer Freundſchaft auf der heiligſten Stätte des Erdbodens, an Chriſti Grabe, beſchworen: laß uns ihn hier nochmals erneuern an heiliger Stätte." Mit dieſen Worten faßte Engelhardt Wolframs Rechte und drückte ſie innig an ſein Herz. „Ja, entgegnete dieſer, ich will ihn halten, den heiligen Schwur, und eben ſo redlich will ich das Gelübde erfüllen, das ich gethan, als ich fortzog ins heilige Land: wenn ich glücklich wiederkehren würde, von meiner geringen Habe ein Klöſterlein zur Ehre Gottes zu ſtiften. Ja, der Herr hat uns errettet aus ſo mancherlei Gefahr und Noth, und hat mich wieder in die Heimath geführt, wenn gleich das Herz noch nicht geneſen iſt." Jetzt trat Wolfram wieder zu dem kleinen Altare, knieete nieder, und Engelhardt neben ihm. Wohl bewegte ſich kein Mund, um den feierlichen Schwur ewiger Freundſchaft auszuſprechen, aber in den Blicken der Betenden war deutlich zu leſen, wie ſie Gottes Segen zu ihrem Entſchluſſe erflehten.

Nach vollendeter Andacht traten die beiden Jünglinge wieder aus der Kapelle und trafen ihre Roſſe an, wie dieſe immer noch vergnügt auf dem üppigen Grasplatze neben einander waideten. „Mein Weg — rief Wolfram ſeinem Freunde zu — iſt der weitere," und ſetzte ſchon den einen Fuß in den Stegreif, aber noch hielt Engelhardt ſeine Rechte feſt und ließ ſie nicht los, bis dieſer ſich auf den Sattel geſchwungen

hatte. Jetzt schlug Wolfram seinen Helmsturz herab, um die Thränen zu verbergen, die ihm die Trennung von dem treuen Waffenbruder entlockte; er gab dem Rosse die Sporen und ein schmerzliches Lebewohl ertönte noch aus Beider Munde.

Nur mit Mühe konnte Engelhardt sein Roß halten, als Wolfram über den Fluß sprengte; das edle Thier wollte mit Gewalt dem Rosse des Ritters von Bebenburg folgen. Es schäumte in den Zügel, als sein Reiter schon im Sattel saß, setzte ebenfalls in wildem Sprunge über den Fluß, und lange nicht gelang es Engelhardt's kräftigem Arme, es umzulenken, bis Wolfram die Höhe, die in einiger Entfernung hinter den Felsen beginnt, erreicht hatte und dem Gesichte entschwunden war. Jetzt erst trabte es ruhig thalabwärts und trug seinen Herrn sanft zurück in die heimathliche Burg.

2.

Was Wolfram seinem Freunde aus Zartgefühl und schonender Rücksicht für ein weibliches Wesen, das die schändlichste Untreue an ihm begangen hatte, nicht anvertrauen wollte, sollen unsere Leser jetzt erfahren, indem wir einen Blick in dessen frühere Geschichte zurückwerfen.

Als Wolfram kaum erst fünf Jahre alt war, wurde ihm sein Vater, Otto von Bebenburg, einer der wackersten Ritter des Gaues, in welchem die Stadt Rothenburg lag, in Folge eines unglücklichen Sturzes auf der Jagd, durch den Tod entrissen.

Seit dieſem verhängnißvollen Tage lebte ſeine Mutter, die edle Bertha von Seckendorf, in tiefſter Zurückgezogenheit von der Welt einſam auf ihrer Burg; der einzige Troſt und die einzige Freude in ihrem frühen Wittwenſtande war für ſie bloß noch ihr Söhnchen Wolfram und die kleine vierjährige Ida von E..., welche Herr Otto, da ſie eine vater- und mutterloſe Waiſe war, an Kindesſtatt angenommen hatte.

Wie zwei Geſchwiſter wuchſen die beiden Kinder nebeneinander auf; Ida betrachtete ihren Geſpielen Wolfram nicht anders, denn als ihren Bruder, und die Frau von Bebenburg als ihre Mutter. Mit ſichtbarem Wohlgefallen blickte Frau Bertha auf das innige Verhältniß der Kinder, und ſchien es auch nicht zu mißbilligen, als mit zunehmenden Jahren ein noch innigeres an die Stelle des geſchwiſterlichen zu treten ſchien. Zuvor die beſtändige Theilnehmerin an Wolframs Spielen, ſaß Ida, die nun fünfzehnjährige Jungfrau, mehr einſam in ihrem Gemache, aber nichts deſto weniger mit dem ſteten Gedanken an den Geliebten beſchäftigt, während dieſer ſein Roß auf der Ebene herumtummelte oder hinaus in Feld und Wald ritt, aber mehr um ſeinen Gedanken ungeſtört nachhängen zu können, als um der Neigung zum Waidwerke zu fröhnen. Es war bereits jenes Gefühl in Wolframs Herz erwacht, wo der Jüngling gerne Gottes freie Natur, vornämlich das Dunkel der Wälder aufſucht, um ſich mit dem Gegenſtande zu beſchäftigen, dem man ſo gerne nahe ſeyn

möchte, und doch wieder nahe zu seyn sich scheut, aus Furcht, er möchte die stillen Gedanken des Herzens belauschen, und sein Auge dem liebeglühenden, verlangenden Blicke begegnen; — jenes Gefühl, wobei die Abgeschiedenheit uns am liebsten ist, damit das geliebte weibliche Wesen nicht das Geheimniß der eigenen Hingebung errathe und Zeuge einer unmännlichen Abhängigkeit werde. Doch, warum sollten es die Liebenden sich selbst, warum Andern länger verhehlen, daß ein süßes Band ihre Seelen umschlinge? Sahe doch die Mutter selbst mit Wohlgefallen auf diese gegenseitige Neigung, schien sie es ja selbst zu wünschen, daß das innigste Bündniß, was Sterbliche schließen können, die Beiden auf Lebenszeit vereinige.

Wie nur bei wenigen Glücklichen, leuchtete geraume Zeit ein freundlicher Stern am Himmel unserer Liebenden. Aber auch bei ihnen sollte sich die traurige Erfahrung bewahrheiten, daß, je beglückter der Anfang, um so verhängnißvoller oft der Fortgang und das Ende sich gestalten. Wer durfte der ungetheiltesten Neigung Ida's gewisser seyn, wer hatte sprechendere Beweise, daß ihr Herz für ihn nur schlage, als Wolfram? Ach! nur kurz dauerte der Wahn, in dem er so selig war; durchsichtig wie Glas war die Treue, welche des Fräuleins Mund dem Geliebten in so mancher traulichen Abendstunde gelobt hatte.

Cuno von Selbeneck war einer der Jugendgenossen Wolframs, seine Burg lag nicht ferne von

der Bebenburg; oft machte er, wenn die Jagd, oder sonst eine Veranlassung ihn des Weges führte, Besuche daselbst, und Fräulein Ida, die in der ganzen Gegend als Wolframs Verlobte galt, erschien jedesmal neben Mutter Bertha zur Bewillkommnung des Gastes und kredenzte ihm den Becher mit dem perlenden Tauberweine. Cuno war bei seinen wiederholten Besuchen nicht ohne Aufmerksamkeit für die reizende Ida geblieben, und auch diese verglich das höfische Wesen und die mehr als freundlichen Worte des Selbeneckers mit dem geraden und minder biegsamen Charakter Wolframs, sie stellte den hohen und stattlichen Cuno mit seinem blonden, wallenden Haare und blauen Augen ihrem, durch äußere Schönheit minder ausgezeichneten Verlobten gegenüber — sie verglich, und fand als eitles Weib, daß Wolfram weit unter Cuno von Selbeneck stehe. Eine solche Vergleichung, meinte Ida Anfangs freilich, schade ja ihrer Liebe nicht; Wolfram nahm dennoch die erste Stelle in ihrem Herzen ein, und Cuno war ja Wolframs Freund, der Freund ihres Geliebten, warum sollte er nicht auch ihr Freund seyn?

Je öfter Cuno und Ida zusammen kamen, desto mehr wuchs die gegenseitige Aufmerksamkeit zwischen ihnen, ohne daß Wolfram es bemerkte, denn sein Herz war keines Mißtrauens fähig, daher kam er nie auf den Gedanken, den Beobachter zu machen. Cuno dagegen war ganz der Mann dazu, jene Eitelkeit, wovon ja keines Weibes Seele ganz frei ist, zu nähren; bald begegneten die Beiden einander hinter

Wolframs Rücken mit süßen Blicken und Ida, anfänglich nur Einem zugethan, hatte, ehe sie selbst sich dessen recht bewußt war, ihre Neigung bereits zwischen Zweien getheilt. Doch, so wenig als der Dienst zweier Herren, kann getheilte Liebe lange dauern: man muß den Einen lieben, den Andern hassen. Das erstere ward Cuno's von Selbeneck glückliches Loos, und Wolfram, der Auserwählte ihrer Jugend — für ihn schlug Ida's Herz mit jedem Tage leiser, so sehr sie dieß auch sich selbst und ihm zu verbergen bemüht war. Geraume Zeit, und um so weniger, als Ida's freundliche Reden und Liebkosungen stets dieselben blieben, konnte Wolfram die, in dem Herzen der Geliebten vorgegangene Veränderung nicht bemerken, obgleich seine Mutter ihm da und dort nicht undeutliche Winke gab, den Gegenstand seiner Neigung genauer zu beobachten; — Weiber sehen ja bekanntlich tiefer in das Herz derer, die ihres Geschlechtes sind — aber Wolfram, wollte er nicht, oder war es ihm nun einmal vom Schicksal so bestimmt, achtete keines Winkes, bis eine zufällige Enttäuschung ihn das Wahre seiner Lage auf schreckliche Weise erkennen ließ.

Eines Tages kehrte er früher, als er sonst gewohnt war, von der Jagd zurück, und ritt eben über die Zugbrücke in den Burghof. Gewöhnlich waren Ida und seine Mutter die ersten, die ihn bewillkommneten: dießmal hatte sich Ida nicht eingefunden, und nur Frau Bertha, die ihn schon außerhalb, an dem Burggarten, wo sie einen einsamen Spaziergang gemacht, begrüßt hatte, ging allein an

seiner Seite. Hastig schritt Wolfram die Treppe hinauf und schlich sich leise bis vor Ida's Gemach, um sie durch seine unvermuthet-frühe Zurückkunft zu überraschen. Ungeduldig öffnete er die Thüre — kaum traute er seinen Augen — er sah — Ida, und vor ihr auf den Knien lag Cuno von Selbeneck — ihre Rechte hielt die seinige fest und ihr linker Arm war um seinen Nacken geschlungen. Wie vom Blitze gerührt, standen die Beiden, als sie den Ritter von Bebenburg erblickten.

„Cuno von Selbeneck," — rief Wolfram, ebenfalls ganz außer sich durch die plötzliche Ueberraschung — „ist das Ritterſinn und Freundestreue?" Glut und Todesbläſſe überzogen abwechselnd sein Gesicht bei diesen Worten und seine Hand zitterte krampfhaft am Griffe des Schwertes, das er bereits unwillkürlich gefaßt hatte. Ida aber wurde keines Blickes von ihm gewürdigt, sie war zurückgetreten und hielt beide Hände vor ihr von Scham glühendes Gesicht. Mit geschränkten Armen stellte dagegen Cuno sich dem Schwerbeleidigten gegenüber, mit einem Blicke, welcher sich an dem Schmerze, der Wolframs Inneres durchwühlte, ordentlich zu weiden schien. Nach einer ziemlich langen Pause, während welcher die Zwei einander unverändert mit stummer Wuth betrachtet hatten, brach endlich Wolfram das Stillschweigen, und mit den Worten: „Morgen frühe nach Sonnenaufgang bei den beiden Eichen im Thalgrunde!" verließ er schnell das Gemach, nachdem er im Abgehen noch einen weh-

müthigen Blick auf die treuloſe Geliebte hatte fallen laſſen.

Mit Hohnlachen erwiederte der von Selbeneck die Herausforderung ſeines beleidigten Gegners, gleich als wüßte er zuverläßig, daß er dieſem in der Fertigkeit, das Schwert beim Zweikampfe zu führen, unendlich überlegen wäre.

Indeſſen erfuhr Niemand auf der Burg, Frau Bertha ſelbſt nicht ausgenommen, auch nur das Geringſte von dem, was geſchehen war. Wolfram verſchloß das Ganze als ein Geheimniß in ſeiner Bruſt. Nur in ſeinem Blicke, der ſo düſter war wie noch nie, konnte ſeine Mutter leſen, daß Etwas vorgefallen ſeyn müße; allein ſie wagte nicht zu forſchen, als ſie Abends beim Imbiß ſaßen, warum Ida nicht bei Tiſche erſcheine, eine bange Ahnung ſagte ihr, daß ſie keine beruhigende Auskunft erhalten würde.

Am andern Morgen, noch ehe die Sonne aufging, verließ Wolfram die Burg und begab ſich hinunter in das Thal, an einen Platz, wo zwei Eichen aus Einem Stamme hervorwuchſen. Nicht lange durfte er hier warten, ſo erſchien auch Cuno von Selbeneck in glänzender Rüſtung. Beide traten einander näher; kaum hatte Wolfram ſeinen Gegner recht in's Auge gefaßt, als dieſer bereits den Stahl über ſeinem Kopfe ſchwang. Mit Gewandtheit fing Wolfram den Hieb auf, Cuno's Schwert prallte in die Luft, und bald ſah dieſer, daß ein Mann mit kräftiger Fauſt ihm gegenüberſtehe. Wolfram ließ ſeinem Gegner Zeit, das Schwert wieder feſter zu

faſſen. Cuno richtete einen zweiten Hieb gegen Wolframs Haupt, aber zu gleicher Zeit holte dieſer aus und begegnete dem Schwerte ſeines Gegners; beide prallten zuſammen und Cunos Stahl flog in Stücke. Der Kampf war jetzt zu Ende, aber der von Selbeneck wollte nicht abſtehen, er riß den Dolch aus ſeinem Gürtel und ſtürzte damit auf Wolfram los. Aber indem er deſſen Hals durch die Oeffnung, welche ſich zwiſchen Helm und Panzerkragen befindet, zu treffen ſuchte, glitt der Mordſtahl aus; Wolfram faßte ſeinen Feind mit kräftigem Arme, und warf ihn, nachdem er eine Zeit lang mit ihm gerungen, zu Boden, daß Cuno's Rüſtung erkrachte, das Helmband riß in Stücke und der Helm rollte weit hinaus. Jetzt zeigte ſich, daß Wolframs Hieb nicht nur Cuno's Schwert zerſchlagen, ſondern auch deſſen Helm getroffen und ihm eine nicht unbedeutende Kopfwunde beigebracht hatte. Cuno von Selbeneck lag bewußtlos zu Boden und Ströme Blutes quollen aus ſeinem Haupte, er ſah mehr einem Todten als einem Lebenden ähnlich.

Wolfram verließ den Kampfplatz und kehrte auf ſeine Burg zurück, als er aber noch einmal hinter ſich blickte, ſah er, wie der Selbenecker grimmig die Fauſt ballte und hörte ihn nicht undeutlich die Worte: „Rache und Verderben meinem Feinde“ ausſtoßen. Indeſſen ſchien Wolfram dieſe Drohung eben nicht hoch aufzunehmen, auch hörte er ſonſt nicht mehr viel von Cuno: die einzige Kunde, die ihm über den Treuloſen zukam, war, daß die erhaltenen Wunden

nicht gefährlich gewesen und er bald wieder genesen wäre. Ungleich drückender aber waren die Leiden des Ritters von der Bebenburg. Seit er sich so schrecklich von Ida, von ihr, die ihm Alles gewesen war, getäuscht sah, nagte ein schwerer Gram an seinem Herzen; er verbarg aus überzarter Schonung ihre Untreue fortwährend vor seiner Mutter, sie blieb also ununterbrochen in der Umgebung der Burgfrau, er sah sie täglich, saß ihr bei Tische gegenüber, sah den Kummer ihres Herzens, welcher dem neuen Buhlen galt; sein männlicher Stolz gebot ihm, die Treulose zu hassen, aber er konnte sie nicht hassen, das Band der Liebe, der ersten feurigsten Liebe, war in seiner Brust noch nicht zerrissen.

Da erging der Ruf zum heiligen Grabe von Kaiser Konrad auch in diese Gegend. Wolfram vernahm ihn mit Freuden und folgte; kein Wort, keine Bitte seiner Mutter, die sich ohne ihren Sohn so einsam, so verlassen fühlte, konnte ihn zurückhalten. Nach wenigen Tagen war er schon gerüstet, und zog hinab in das Jaxtthal, um sich dort dem Sohne eines Freundes seines seligen Vaters, dem jungen Ritter Engelhardt von Berlichingen anzuschließen, und dann mit diesem zu dem kaiserlichen Heere zu stoßen. Es war ein schmerzlicher Anblick, als Wolfram aus der Burg seiner Väter ritt; in Thränen zerflossen stand Frau Bertha auf dem Söller, sie schien die Trennung von dem geliebten Sohne kaum zu überleben. Auch Ida war in der Stunde der Trennung gegenwärtig; sie schien ihr Unrecht bitter zu bereuen.

Wolfram reichte ihr, gleich nach der Mutter, die Hand zum Abſchiede, und ein Blick aus ſeinem Auge fiel auf ſie, ſo liebevoll, wie in jenen Tagen, als ihre Liebe noch ſein ganzes Lebensglück ausmachte. „Mutter" — das war noch das letzte Wort des Scheidenden, — „behalte Ida bei dir und halte ſie gleich einer Tochter; bewahre ihr deine Liebe um meinetwillen, denn was du ihr Gutes thuſt, das thuſt du mir, deinem Sohne ſelbſt." Jetzt, als Ida die Aeußerungen der ſeltenen und unauslöſchlichſten Liebe Wolframs vernahm, floßen ihre Thränen heftiger, und lange noch folgte ihr Auge dem Scheidenden in die Ferne nach.

3.

Wir kehren nun nach dieſer Zwiſchenerzählung wieder zu der Steinkapelle St. Wendelins im Jaxthale zurück, wo wir unſere beiden Ritter verlaſſen haben. Engelhardt von Berlichingen kam noch bei guter Tageszeit in ſeiner Burg an, Wolfram dagegen erreichte die ſeinige erſt, als die Sonne ihre Strahlen ſchon eine gute Weile untergeſenkt hatte.

Hart an der Landſtraße, wo die Anhöhe, von welcher die Bebenburg majeſtätiſch herabblickt, aufzuſteigen beginnt, liegt ein Kirchlein, das ſchon in den älteſten Zeiten erbaut worden war. Hier befand ſich ſeit lange her das Familienbegräbniß der Bebenburger, und manches ſchöne Grabmal edler Ritter und Frauen zierte dieſen heiligen Ort der Andacht. Unmittelbar daran war die Wohnung des Küſters

angebaut, der den Beruf hatte, der ritterlichen Ruhestätte zu wahren, jeden Morgen und Abend das Glöcklein zum Gebete anzuziehen und dem Pfarrer des nächsten Ortes, der allwöchentlich eine Messe in dem Kirchlein zu lesen hatte, als Sacristan zu dienen. Dieses Aemtlein bekleidete damals, als Wolfram aus dem heiligen Lande zurückkehrte, ein ehrwürdiger Greis, der alte Benedict genannt. Lange Zeit hindurch ein treuer Diener auf Schloß Bebenburg, hatte er den Rest seiner Tage in diesem Berufe zu verleben gewünscht, und war nach dem Tode von Wolframs Vater, dessen unzertrennlicher Begleiter er in allen Fehden und Zügen gewesen, von Frau Bertha hier versorgt worden.

Eben trat Benedict aus seiner Wohnung heraus, um die Abendglocke zu läuten, als er einen stattlichen Ritter mit herabgelassenem Helmgitter vor dem Kirchlein Halt machen und vom Pferde steigen sah. Freundlich ging dieser auf den Alten zu und bot ihm die Hand zum Gruße. Verwundert blickte er den Ritter an, erkennen konnte er ihn nicht, aber die grüßende Stimme schien ihm die eines alten Bekannten zu seyn. „Ei, ei" — begann Wolfram, als er sah, daß Benedict immer noch nicht über die Person des Fremden mit sich in's Reine kommen konnte — „wenn Alle hier es so machen, wie du, so bin ich ja ein ganzer Fremdling in meiner Heimath und meinem Eigenthume" — bei diesen Worten drückte er die Hand des Greises noch fester — „kennst du nicht mehr diesen Händedruck, diese Stimme, die

dich schon so oft gegrüßt und deinen Namen ausgesprochen hat?“ Jetzt erst schaute Benedict den Ritter genauer an und, „bei Gott“ rief er plötzlich, „wenn ich nicht gewiß wüßte, daß mein geliebter Junker Wolfram im heiligen Lande sein Grab gefunden, wahrhaftig, ich würde sagen, Ihr wäret es, mein Herr und Gebieter, Ritter Wolfram von der Bebenburg.“ Da vermochte Wolfram sich nicht länger mehr zurückzuhalten, er schlug den Helmsturz in die Höhe, Benedict blickte in das wohlbekannte Angesicht seines Herrn und — fuhr entsetzt zurück. „So sind die Todten wieder auferstanden“, rief er, und bekreuzte sich. „Fürchte dich nicht, guter Alter“, entgegnete ihm mit gewohnter freundlicher Stimme der Ritter, „ich bin nie unter den Todten gewesen, sondern stehe leibhaftig vor dir, ich bin mit Gottes Hülfe dem Schwerte der Ungläubigen und der verheerenden Seuche entkommen, und bin hier, um dem Allmächtigen für meine Rettung und glückliche Heimkehr zu danken und dann hinauf zu eilen auf die Burg meiner Väter.“

Während der alte Benedict immer noch in sein Erstaunen versunken dastand, trat Wolfram in das Kirchlein, kniete vor dem Altare nieder und verrichtete seine Andacht an dem Orte, der ihm seit seiner frühen Jugend vor andern theuer gewesen war, denn hier ruheten ja die Ahnen seines Hauses seit alten Tagen, hier sein Vater, den er als Kind schon in's Grab hatte senken sehen. Nach vollendetem Gebete erhob er sich wieder, da fiel sein Blick auf

ein neues Grabmal, das sich neben dem Leichensteine seines Vaters erhob; er trat hinzu und las die Inschrift — ach, es war das Grab seiner Mutter. Stumm und regungslos blieb Wolfram vor dem Grabe stehen, Thränen erstickten die Aeußerungen seines Schmerzes. „Also auch du, meine geliebte Mutter", rief er aus, nachdem er sich vom ersten Schrecken wieder etwas erholt hatte, „auch du ruhest unter diesem kalten Steine im Schooße der Erde, und ich, der ich mich so sehr gesehnt, dich wieder zu umarmen und deines Alters Stütze zu seyn, stehe nun einsam und allein da in den öden Mauern meiner väterlichen Burg!"

„Ja, leider" — entgegnete der alte Benedict, „ist es nur allzuwahr, mein theuerster Herr, Ihr seid einsam und verlassen und ein Fremdling in Eurem eigenen, rechtmäßigen Besitzthume geworden. Kaum sind es acht Monate, daß man die Leiche Eurer guten Mutter den Schloßberg herunter trug, und Fräulein Ida, ihre Pflegetochter, dem Sarge der Entschlafenen folgte — — sie weinte zwar, aber ich glaube kaum, daß ihre Thränen ernstlich gemeint waren — trägt doch gerade sie die meiste Schuld an dem Grame, dessen Opfer die gute, von Allen auf's Innigste geliebte Frau geworden ist." An diese letzteren Worte knüpfte der Alte jetzt eine Erzählung voll trauriger Veränderungen und Ereignisse an, die seit Wolframs Abwesenheit auf Schloß Bebenburg vorgefallen waren. Der Hauptinhalt seines Berichtes war ungefähr dieser:

Nach Wolframs Wegzug in das heilige Land ſchlich ſich der Ritter von Selbeneck von Neuem wieder bei Ida ein, ohne daß die Burgfrau etwas von dem Verhältniſſe erfuhr, das die Beiden wieder mit einander angeknüpft hatten. Kurze Zeit nachher verbreitete ſich — wahrſcheinlich auf Cuno's Anſtiften — die Nachricht, daß Wolfram im Kampfe mit den Ungläubigen ſeinen Tod gefunden habe. Dieſe Schreckenskunde wirkte ſo verderblich auf Frau Bertha's Gemüth, daß ſie von da an ſichtbar dahinwelkte, und auch bald darauf ihrem Schmerz und Kummer über den Verluſt des einzigen, geliebten Sohnes unterlag. Durch ihren Tod nun wurde Ida die unumſchränkte Beſitzerin aller Güter der Herren von Bebenburg, da Jedermann der feſten Ueberzeugung war, daß Wolfram nie mehr in die Heimath zurückkehren würde. „Jetzt" — ſo ſchloß Benedict ſeine Erzählung — „ſitzt Diejenige, deren Eure gute, ſelige Mutter ſich im Leben ſo liebevoll angenommen, als Herrin auf der Burg Eurer Väter und vergeudet mit ihrem Buhlen, dem Selbenecker, das ſchöne Erbe, ſtatt es Euch zu erhalten und Euch ein treues Herz zu bewahren, wie ſie es vor Gott und der Welt gelobt hat, die Undankbare! Nein, ſie war der Liebe Eurer ſeligen Mutter, war Eurer Liebe nicht werth, denn ſie iſt doch an all' dem Unheile Schuld, das ſeitdem über uns ergangen iſt."

Ruhig und ſcheinbar ganz theilnahmslos hörte Wolfram Benedict's Erzählung an; ſein Blick war unverwandt auf das ſteinerne Grabmal gerichtet; —

war es Gefühllosigkeit oder Gleichgültigkeit? — mit Nichten, aber es ist eine Erfahrung, die Unglückliche oft machen; wenn ein heftiger Schmerz unsere Seele trifft, und besonders, wenn wir Verluste erleiden, die nicht mehr zu ersetzen sind, da erfüllt diese Eine Empfindung unser ganzes Inneres so sehr, daß in den ersten Augenblicken kein anderer Eindruck, mag er noch so stark seyn, mehr Raum darin gewinnt. Dieß war auch Wolframs Lage; der Tod seiner zärtlich geliebten Mutter war für ihn das bitterste Gefühl; das Unrecht, das Ida an ihm begangen, konnte ihn jetzt weniger niederdrücken, da es im Grunde nur eine Fortsetzung ihres früheren Benehmens war. „So könnt' ich also" — begann er endlich nach langem Schweigen mit wehmüthiger Stimme zu Benedict — „so könnt' ich also wieder umkehren, dahin, woher ich gekommen bin? so wäre es also nicht genug, daß ich die Untreue einer heuchlerischen Seele erfahren mußte, auch aus meinem rechtmäßigen Erbe soll ich durch sie vertrieben werden? O Burg meiner Väter, dir, wohin ich mich in mancher Stunde so heiß zurückgesehnt habe, soll ich auf ewig Lebewohl sagen, soll dich einer Buhlerin und einem leichtsinnigen Buben als Beute überlassen! Doch nein, diese Schande wird Wolfram von Bebenburg nicht auf sich laden. Gelt, lieber Alter, noch sind ja meine treuen Diener Konrad, Ruprecht und Wolfgang und vor Allen mein wackerer Burgvogt Oswald am Leben, die werden ihren Herrn und Gebieter wohl noch kennen?" „Ach, wäre das so", entgeg-

nete Benedict betrübt, „aber da drüben im Friedhofe, dort, wo das noch hellglänzende Kreuzlein steht, liegt der Burgvogt begraben; er war ja schon hoch bei Jahren, als Ihr in's heilige Land gezogen; der starb gerade noch zu rechter Zeit, um die traurigen Veränderungen auf der Burg nicht mehr mit ansehen zu müssen; hätte er aber das Leben behalten, es wäre Manches nicht geschehen, — und Eure treuen Diener, die hat man aus der Burg weggejagt, weil sie sich nicht nach den Wünschen und dem Willen der neuen Herrin fügen wollten. In mir allein, lieber Junker, seht Ihr noch die ganze Mannschaft Eurer Getreuen, aber sagt mir frei heraus, was ich für Euch zu thun vermag? Daß ich alt und kraftlos bin, das sagen Euch meine Haare, die ja schon damals weiß waren, da Ihr sie noch als kleines Knäblein zerzaustet. Aber gesetzt, daß ich Euch auch mit der Kraft eines jugendlichen Armes dienen, daß ich auch kämpfend Euch zur Seite stehen könnte, was würde das Alles helfen? Ida, die unrechtmäßige Besitzerin Eures Eigenthums, hat einen mächtigen Beistand an dem Ritter von Selbeneck, der wird nicht ferne seyn, um sie zu wahren in ihrem Raube; und außerdem schützen sie ja Mauern und Gräben, die Ihr wohl kennt, — die sind fest und tief und haben schon manchem feindlichen Sturme kräftig widerstanden." „Und dennoch" — entgegnete Wolfram — „will ich heute noch in der Burg meiner Väter seyn; ich werde mich doch vor einem Weibe nicht fürchten!" „Ein einziges Wort noch", rief der Alte,

als Wolfram ſich ſchon anſchickte, weiter zu reiten, „übereilet Euch nicht, vielliebe Junker, denn durch Euch allein werdet Ihr nie zum Zwecke kommen. Man wird Euch allerdings in die Burg einlaſſen, iſt aber der Selbenecker oben, dann iſt es unwiderbringlich um Euch geſchehen.“

Wolfram beachtete die Warnung des Alten nicht, ſondern gab ſeinem Pferde die Sporen und ritt den Burgweg hinan. Schon lange lag die Burg im Dämmerlichte, als er vor der Zugbrücke ankam, doch war das Fallgitter noch nicht herabgelaſſen. Dreimal ſchlug der Ritter mit ſeinem Schwertknaufe an das eiſerne Thor und gleich darauf erklang das Horn des Wächters über demſelben. Nach einiger Zeit hörte er auf der Zinne der Burg reden und glaubte eine männliche und weibliche Stimme unterſcheiden zu können; zugleich gelangte auch die Frage des Wächters herab: „Was iſt Eure Loſung?“ „Für Chriſti Grab“, war Wolframs Antwort. Jetzt trat wieder eine Pauſe ein, während welcher man mehrere Stimmen durcheinander vernahm. Nun fragte der Wächter wieder nach dem Abzeichen des Fremden: „Die rothe Burg mit zwei Thürmen im ſilbernen Felde“. Auf dieſe Antwort hin ſtieg der Wächter vom Thurme herab, um das Thor zu öffnen; ſchon klirrte der Riegel, Wolfram war abgeſtiegen und hielt den Zaum ſeines Pferdes — da hörte er eine leiſe Stimme hinter ſich, er blickte zurück — und vor ihm ſtand der alte Benedict, der ihm im Dunkel des Abends nachgeſchlichen war. „Um Gottes Willen,

vielliebet Junker," — bat er — „ſetzet den Fuß nicht in die Burg, Euch droht ſchändlicher Verrath; der Selbenecker iſt oben, ich habe ſeine Stimme gehört." Wolfram dankte dem treuen Diener für die wohlgemeinte Warnung, aber er hielt es für unwürdige Feigheit, jetzt noch umzukehren. Das Thor öffnete ſich und er trat ein. Ein unbekannter Diener nahete ſich, bewillkommte ihn mit einem gleichgültigen Gruße und nahm ihm das Roß ab. Sonſt ließ ſich keine lebendige Seele ſehen, während er durch den Burghof ſchritt, Niemand begegnete ihm auf der Treppe — er öffnete das Wohngemach, wo er als Knabe ſo oft aus- und eingegangen war; aber, wie verändert, wie ganz anders fand er da Alles! Früher ſtand in der Mitte ein großer Tiſch von Eichenholz und der alterthümliche Lehnſtuhl, worin ſchon der Großvater als Kind geſchaukelt worden war, ſonſt waren an der Wand die großen Geweihe von Sechszehnendern befeſtigt, die der Urgroßvater ſchon erlegt hatte, und an dieſen hingen Schwert und Jagdgeſchoß herab. Alles dieß war jetzt verſchwunden und ſtatt deſſen ſah er überall Einrichtungen und Geräthſchaften wie in den Wohnungen der Großen des Morgenlandes. Ach! hätte er auch nicht zuvor ſchon die traurige Kunde von der Mutter Hingang erfahren, er mußte jetzt doch erkennen, daß Andere in ſeinem Eigenthume hauſen, und daß die Wohnung alterthümlicher Einfachheit in einen Sitz der Pracht und Schwelgerei umgewandelt ſei.

Unwillig ließ ſich Wolfram auf einer der ſeidenen Ottomannen nieder; er harrte lange, nur leiſe

Stimmen und Fußtritte in ziemlicher Entfernung konnte er vernehmen. Eine Stunde lange mochte er etwa da geſeſſen ſeyn, als ein Diener mit Wein und Brod hereintrat, ihn mit kurzen Worten grüßte und beides auf ein feingearbeitetes Tiſchlein niederſetzte. „Darf ich Euch nicht Waffen und Rüſtung ablegen, Herr Ritter?“ fragte der dienſtbare Geiſt, „Ihr werdet Euch ohne Zweifel doch bald ſchlafen legen; meine Gebieterin könnet Ihr dieſen Abend nimmer ſprechen, ſintemal es ſchon ſehr ſpät an der Zeit iſt.“ „Sage deiner Gebieterin,“ antwortete Wolfram eben ſo entſchieden, daß zwar der Weg vom Jartthale bis zu dem Stammhauſe der Ritter von Bebenburg ein ſehr weiter und für den, der ihn in Einem Tage zurückgelegt hat, allerdings ermüdend iſt; deſſen ungeachtet will ich meine Rüſtung anbehalten, hab' ich doch ſchon ſo manche Nacht im Eiſenkleide zugebracht, und ſein Schwert legt der Ritter ohnedieß nur da aus der Hand, wo er gewiß weiß, daß er ſich unter dem Schutze eines gaſtfreundlichen Daches befindet.“ Der Diener wünſchte gute Nacht und entfernte ſich.

Jetzt erſt erſchien unſerem Ritter die Warnung des alten Benedict recht bedeutungsvoll; hatte es wirklich nicht alles Anſehen, als ob ihm hier eine Falle gelegt werden ſollte? Niemand war ihm zur Begrüßung entgegen gekommen, der Diener hatte Wehr und Waffen von ihm verlangt, zwei Umſtände, die gewiß nicht ohne Abſicht geſchehen waren. Einem Andern wäre unter ſolchen Verhältniſſen ernſtlich bange geworden, allein Wolfram kannte keine Furcht, wenn

nur sein gutes Schwert neben ihm lag. So hielt er sich geraume Zeit aufrecht; Gedanken der verschiedensten Art kreuzten sich in seinem Kopfe und ließen keinen Schlaf in seine Augen kommen.

4.

Eben schlug die Uhr auf dem Schloßthurme die zwölfte Stunde; die Lampe, welche auf dem Tische stand, brannte nur noch schwach, das Oel war fast schon alle geworden. Wolfram hatte sein Schwert aus der Scheide gezogen und neben sich hin gelegt. Aber mit dem Erlöschen des Lichtes schien unsern Ritter auch seine Wachsamkeit verlassen zu wollen; er senkte das Haupt auf die Ottomanne nieder und bald drückte der Schlummer seine Augenlieder zu.

Wir gönnen dem Ermüdeten seine Ruhe; ach! es war ja der erste Schlummer, dessen er nach so langer Entfernung in der Burg seiner Ahnen wieder genoß, und mit ihm schlummerte auch der Schmerz, der seit jenem Augenblicke, da er neben dem Grabmale seiner guten Mutter kniete, nimmer aus seiner Seele gewichen war: schönere Bilder von glücklicher Heimkehr, Bilder, die lindernden Balsam in die bittern Erfahrungen der Wirklichkeit goßen, schwebten jetzt vor seiner entfesselten Phantasie vorüber.

Kaum war Wolfram völlig eingeschlafen, so naheten zarte Tritte dem Gemache, die Thüre öffnete sich leise und eine jugendliche Gestalt trat herein. Sie blieb zuerst unbeweglich am Eingange stehen, betrachtete den Schlafenden eine Weile, dann näherte sie

ſich allmählig und ſah, wie er die beiden Hände vor dem Geſichte hielt. Ida — das iſt die Nachtwandlerin im weißen Kleide, — griff mit zitternder Hand nach Wolframs Schwerte; ſchon hatte ſie es erfaßt, als dieſer, wie wenn er im Schlafe gefühlt hätte, daß ihm ſeine Waffe entwendet würde, eine unwillkürliche Bewegung machte; doch erwachte er nicht, ſondern änderte nur ſeine Lage. Jetzt zeigte ſich ſein Angeſicht, es waren die Züge des einſt ſo blühenden Jünglings, dem Ida in mancher Stunde Liebe und Treue geſchworen hatte; wohl erkannte ſie den einſtigen Geliebten, er war noch derſelbe, — aber das Roth ſeiner Wangen war verſchwunden, und Furchen, die der Kummer eingegraben, lagen auf ſeiner Stirne. Da legte Ida das Schwert wieder aus der Hand und ſah den Schlafenden an; ſie vergaß, was ſie thun wollte, Thränen füllten ihre Augen; lieber hätte ſie anſtatt des Schwertes ſeine Hand ergriffen und an ihr Herz gedrückt. Sie kniete vor der Ottomanne nieder, ſchon will ſie den geliebten Schläfer wecken und ihn reumüthig um Verzeihung anflehen, daß ſie unter dem Einfluſſe des Verführers ſo tief geſunken ſei, Untreue und Undank gegen ihn und die gute Pflegemutter geübt und es ſogar über das Herz gebracht habe, ihm, dem Schlafenden, ſein Schwert zu entwenden, um ihn wehrlos der Rache ſeines Todfeindes zu überantworten. Schon hatte ſie die Hand nach Wolfram ausgeſtreckt, um die ſeinige zu ergreifen, da hörte ſie leiſe Tritte hinter ſich; ſie wandte ſich um und ſah Cuno von Selbeneck mit rachgierigem

Blicke unter der Thüre ſtehen. Wohlbekannt mit dem Winke des wildrollenden Auges, erhob ſich Ida, faßte noch einmal das Schwert und eilte, indem ſie daſſelbe in der zitternden Hand trug, von dem Lager des Schlafenden hinweg. Der Selbenecker empfing die Waffe aus Ida's Hand und nun verſchwanden Beide unter der Thüre.

Unterdeſſen ſchlief Wolfram ohne Unterbrechung fort; ſchon graute der Morgen und der Wächter auf der Zinne verkündete den anbrechenden Tag, da kamen feſtere Schritte über die Hausflur, das Gemach öffnete ſich und eine vermummte Mannsgeſtalt trat herein. Wohl verhüllte eine Larve die Geſichtszüge des Wandlers, aber wir kennen die hohe, ſchlanke Geſtalt und den aufrechten, trotzigen Gang, wenn wir gleich das racheglühende Auge nicht erſchauen. Eine kurze Waffe blinkte unter dem weiten Mantel hervor, der Mann ſchlich leiſe zu Wolframs Lager hin, lauſchte eine Zeit lang, und als er ſah, daß jener feſt ſchlief, zog er den Mordſtahl unter dem Gewande hervor und ſtieß ihn gegen die Bruſt des Schlafenden. Aber die Spitze des Dolches brach an dem Bruſtpanzer ab, den Wolfram im Schlafe weder gelüftet noch von ſich geſchnallt hatte, und in demſelben Augenblicke drang ein lauter Schrei in des Mörders Ohren; es war Ida, die ihm nachgeſchlichen war, um ihn an der Ausführung ſeines teufliſchen Vorhabens, das ſie wohl geahnt hatte, zu verhindern.

Durch den erhaltenen Stoß war Wolfram plötzlich aus dem Schlaf aufgefahren; er ſah den

Selbenecker, wuthſchnaubend über das Mißlingen des Meuchelmordes, vor ſich ſtehen, wollte ſein Schwert faſſen, aber — es war nirgends zu finden. Blitzſchnell raffte er ſich auf, vergebens ſuchte er nach einer Waffe, nur ſeinen Helm, den er vor dem Schlafen abgelegt hatte, fand er; gewichtig ſchleuderte er dieſen gegen Cuno, der ſich nach der Thüre flüchtete und Ida am Arme mit ſich fortriß. Der Helmwurf verfehlte jedoch den Böſewicht, und ehe Wolfram vom Lager ſprang, hatte der von Selbeneck ſchon die Thüre zugeworfen und unter teufliſchem Hohngelächter feſt verriegelt. Umſonſt raste und wüthete der Eingeſchloſſene gegen die Thüre, umſonſt zerſchlägt ſich ſeine Fauſt an ihren ſchweren, eichenen Dielen; jetzt will er durch die Fenſteröffnungen einen Ausweg ſuchen, aber die dichten Eiſenſtäbe ſpotten ſeiner angeſtrengteſten Kraft; ſeine Wuth und Erbitterung erreicht den höchſten Grad, fruchtlos hat er alle Mittel zur Rettung verſucht. Erſchöpft von der außerordentlichen Anſtrengung, ſinkt der Ritter auf ſein Lager zurück, ſein Zorn über die im Finſtern ſchleichende Bosheit geht in ſtillen Schmerz über; Thränen entrollen ſeinen Wangen, nicht über den, der ſich einſt ſeinen Freund nannte und jetzt ſein Mörder werden ſollte, ſondern über Ida, die er an der Seite des Verruchten erblickt hatte, um im Bunde mit Jenem ihn ebenfalls zu verderben.

Wir übergehen die ſchreckliche Scene, wie Cuno von Selbeneck mit Ida verfuhr, die ihm zuerſt hülfreiche Hand gegen Wolfram geboten hatte und nun,

von Reue gepeinigt, Urſache war, daß er ſeine teufliſche Abſicht nicht zu Ende bringen konnte. Wie er zuvor Liebe gegen ſie geheuchelt hatte, eben ſo trat er ihr jetzt mit dem gehäſſigſten Ingrimme entgegen. Von dieſem Tage an bekam das Fräulein ihren Tyrannen nicht mehr zu ſehen, auch ſie ward in ein einſames, abgelegenes Gemach verſchloſſen, denn der Selbenecker, der ſie bei dieſer Gelegenheit als eine Rückfällige kennen gelernt hatte, befürchtete nicht ohne Grund, daß ſie Allem aufbieten würde, um dem frühern Geliebten den Weg zur Rettung zu eröffnen. So ſollte alſo Ida ſchon jetzt die Strafe für ihren Leichtſinn büßen, denn es haßte ſie ja Der, um deſſentwillen ſie einem edlen, treuen Herzen ihre Schwüre gebrochen, durch den ſie ſich zum ſchrecklichſten Undanke, ja ſelbſt zur Genoſſenſchaft am Meuchelmorde hatte verleiten laſſen. Wie ſchmerzlich, ach! bereute ſie nun ihr Unrecht, aber noch weit ſchwerer belaſtete es ihr Herz, daß ihr jetzt alle Mittel und Wege genommen waren, dem armen Gefangenen Hülfe und Rettung zu verſchaffen. Allein gleichwohl erſchien dieſe bald, und zwar von einer Seite, von woher weder ſie noch Wolfram ſelbſt es vermuthen konnten.

5.

Schon waren es drei Tage, daß Wolfram ſich in der Gewalt ſeines Feindes befand, — Brod und Waſſer, die einzigen Nahrungsmittel, die man ihm gereicht, waren faſt ſchon zu Ende gegangen und Niemand nahete, um nur die geringſte Labſal zu

bringen — es hatte allen Anſchein, als ob der Selbenecker ſich ſeinen Nebenbuhler auf die leichteſte Weiſe vom Halſe ſchaffen wolle, indem er ihn dem Hungertode preiszugeben beſchloß. Eben hatte ſich der Gefangene von ſeinem Lager erhoben und blickte hinab in das Thal, von wo das Kirchlein ihm ſo freundlich entgegen ſchaute, als wollte es ihm ſagen: „Hier, in meinen ſtillen Mauern, wo kein Schmerz der Erde, keine Bosheit der Menſchen uns mehr erreicht, läßt es ſich ſanft ruhen“: da drang mit Einem Male ein gellender Ton vom Schloßthurme herab zu ſeinem Ohre und weckte ihn aus ſeinen Gedanken auf. Der Wächter hatte in das Horn geſtoßen und aus der Wiederholung des Rufes konnte man ſchließen, daß der Burg Gefahr drohe. Bald darauf raſſelte das Fallgitter am Thore nieder und nun war kein Zweifel mehr, daß Feinde in der Nähe ſeien. Laute Tritte und Stimmen von Männern tönten durch die Gänge der Burg, man hörte den Klang von Schwertern und Schildern, die aus den Hallen getragen wurden. Da ſtieg nach mancher Stunde des Schmerzens wieder ein Hoffnungsſtrahl in Wolframs Seele auf; — vielleicht ſind es ſeine Freunde von nahe und ferne, die zu ſeiner Rettung kommen; aber *wer* hatte ihnen Kunde von ſeiner Heimkehr gegeben, *wer* ſie benachrichtet, daß er in die Gewalt des Selbeneckers gerathen ſey?

Die Hoffnung unſeres Gefangenen wurde indeſſen zur Wirklichkeit. Er ſah von ſeinem Fenſter aus einen reiſigen Zug die Burgſtraße heraufkommen; lauter

bekannte Wappen entfalteten ſich auf den Fähnlein. Voran zog Kunz von Seckendorf, Wolframs naher Vetter von mütterlicher Seite; — wie das grüne Oelblatt einſt Noahs Herz nach den Tagen des Jammers erfreut hatte, ebenſo winkten die drei glänzenden Lindenblätter in dem Wappen des Seckendorfers Hoffnung dem trauernden Gefangenen entgegen; — neben dieſem der Ritter von Bielrieb; weiß wie der Schnee ſtrahlte der Schwan auf der goldenen Helmzier ſeines Wappens, ein Bild der Sittenreinheit und Tugend deſſen, der ihn zum Zeichen erwählt hatte; hinter beiden ritt Otto von Rammingen mit dem ſchwarzen Raben im Schilde, der dem Selbenecker Rache und Verderben weiſſagte, und Wartmann von Ruſtenberg, deſſen ſilberner Hahn im rothen Felde mit dem Früheſten zur Wache gerufen hatte. Nicht minder furchtbar wehte Luitpold's von Kreſſenſtein Fähnlein mit dem aufgerichteten Schwerte im ſchwarzen Felde dem Ruchloſen entgegen, der ſich nicht geſcheut hatte, aller Ehre des Ritterthums zum Hohne, im Dunkel der Nacht der Mörder ſeines ehemaligen Freundes zu werden. Schon ſind all die unheilbringenden Fähnlein mit ihren bedeutungsvollen Wappenzeichen vor der Burg angelangt, aber in einiger Entfernung ſieht Wolfram noch eine weitere Schaar mit ſchweißbedeckten Roſſen in haſtiger Eile folgen: einer der beiden Führer ſchwingt mit kräftigem Arme den blanken Schild, worauf drei rothe Muſcheln im ſilbernen Felde glänzen — es iſt Ludwig von Eyb, ſeine Burg liegt entfernter von der Bebenburg als die der Uebrigen;

gleichwohl ist er nicht zurückgeblieben, nachdem er von Wolframs Heimkehr und Unfall Kunde erhalten hatte. Der Andere aber saß mit gesenktem Haupte auf dem Rosse; noch hatte er das Fähnlein nicht aufgerollt, und sein Schild hing am Sattel herab, daß man das Zeichen nicht erkennen konnte. Wie sie aber jetzt an dem Kirchlein angekommen waren, ließ er das Fähnlein hoch flattern und hob, wie zum Gruße, den Schild empor, so daß das Rad mit den silbernen Speichen dem Gefangenen entgegen blinkte. „Er ist es" — rief Wolfram entzückt aus — „der treue Freund und Waffengefährte aus dem Jartthale; so bist also auch du, der Fernste von Allen, zu meiner Rettung herbeigeeilt! wohl Jedem, der solcher Freunde sich rühmen kann; wohl mir, wie reich bin ich mit Einem Male mitten in meinem Unglücke geworden!"

Nicht lange blieben die Schaaren unthätig vor der Burg stehen. Ein alter Mann mit schneeweißen Haaren trat aus ihrer Mitte hervor — es war derselbe, der vor wenigen Tagen den Ritter von Bebenburg vor der ihm drohenden Gefahr gewarnt hatte, und, als er seine Mahnung fruchtlos und seine Befürchtungen verwirklicht sah, in eigener Person die Kunde von seines Herrn Unfall von Burg zu Burg trug, alle Ritter der Nachbarschaft ihrer Treue gemahnte und zur Rettung herbeirief. Es war der alte Benedict, des Hauses treuer Diener, der jetzt auch die Stelle des Herolds vertrat, und an Cuno von Selbeneck, der sich auf dem Thore der Burg zeigte,

im Namen sämmtlicher Ritter die ernste Aufforderung richtete, den gefangenen Wolfram urplötzlich frei zu geben und ihm das Besitzthum seiner Väter unbedingt wieder einzuräumen, widrigenfalls schwere Rache an ihm und den Seinigen genommen werden sollte. Cuno versuchte zuerst, sich hinter Ausflüchte aller Art zu verstecken, er schalt den Alten einen Narren, der von ihm die Freilassung eines angeblich Gefangenen begehre, der doch längst schon im heiligen Lande den Tod unter den Schwertern der Saracenen gefunden hätte; „mögen übrigens die Ritter" — setzte er bei — „immerhin hereinkommen, aber nicht als Feinde, sondern als liebe Freunde, daß ich sie bewirthe beim fröhlichen Mahle, dann wollen wir das Andenken des Verblichenen mit köstlichem Weine begehen, den Fräulein Ida, als deren Vogt ich hier rede, uns kredenzen soll." Nun aber ritt ein Zweiter heran, hob sein Schwert mit der Rechten hoch empor und rief mit zornentflammtem Angesichte: „Du lügst, Schändlicher! — denn beim Kreuze seines Schwertes schwört Engelhardt von Berlichingen, daß Wolfram von Bebenburg, mein theurer Waffenbruder, noch am Leben ist. Stand ich ich ihm nicht selbst zur Seite, als er seinen Fuß auf den heiligen Boden setzte, kämpfte ich nicht an seiner Seite gegen die Ungläubigen, und kehrten wir nicht zusammen in die Heimath zurück? Erst vor drei Tagen verließ ich meinen Freund da, wo die Kapelle St. Wendel an den Felsen des Jaxtthales hängt; von da ritt er noch am gleichen Tage zurück auf seine Burg; — jetzt gib ihn heraus, ohne

Weigerung, oder ich werfe dir den Fehdehandschuh hin zum Kampfe auf Tod und Leben."

Cuno schwieg einige Augenblicke, dann aber rief er plötzlich hinab: „Nun denn, wenn ihr so gewiß wißt, daß Wolfram von Bebenburg lebt und in meiner Gewalt ist, so kommt und löset ihm selbst seine Fesseln; der Ritter von Seldeneck zittert vor keinem Feinde!" Mit diesen Worten kehrte er Engelhardt den Rücken und stieg in den Burghof hinab. Jetzt wurden allenthalb Anstalten zur Vertheidigung getroffen; man verrammelte alle Ausgänge der Burg, indem man Quadersteine von ungeheurer Größe vor das Thor wälzte; nur ein einziges unterirdisches Pförtchen blieb offen, um sich, im Falle die Burg von den Feinden überwältigt würde, durch dieses retten zu können. Wohl war die Besatzung der Zahl nach nur gering, aber sie bestand aus lauter rüstigen und kampflustigen Männern, und die Burg selbst, auf allen Seiten von Wällen und doppelten Mauern umgeben, schien jedem Angriffe Trotz zu bieten. Ueberall, besonders aber auf den Thürmen, hatte Cuno seine Leute vertheilt, die Tag und Nacht nicht aus den Waffen kamen; von hier aus konnte den Belagerern mancher Schaden geschehen, und wirklich hatte schon mehr als Einer von den Knechten, welche auf diesem oder jenem Wege in die Burg zu gelangen versuchten, durch die Geschoße der Belagerten den Tod gefunden.

Schon war ein ganzer Tag seit der Ankunft der feindlichen Schaaren verflossen, und noch hatten diese keinen Vortheil von Bedeutung erlangt. Jetzt trat

Engelhardt von Berlichingen vor die versammelten Ritter. „Wollen wir noch länger zwecklos vor der Burg hier liegen“ — redete er sie an — „so wird unserm Freunde keine Hülfe und er kann leicht zuvor ein Opfer der Bosheit des Selbeneckers werden: frisch auf! laßt uns das Felsennest stürmen, denn seine Besatzung ist nur gering und der Erfolg für uns so gut als gewiß. Engelhardts Vorschlag fand allgemeinen Anklang, ohne Verzug wurden die Leitern angesetzt und der Sturm begann auf einmal gegen alle vier Seiten der Burg. Zweimal wurden die Stürmenden zurückgeschlagen; jetzt griffen sie mit erneuerter Kraft zum dritten Male wieder an, ein hartnäckiger Kampf begann, Cuno von Selbeneck setzte sich mit wahrem Löwenmuthe zur Wehre, aber vergebens, er mußte endlich der Uebermacht und der nicht geringeren Tapferkeit des Feindes weichen. In ungeordneter Flucht zog sich der kleine Rest seiner Mannschaft in den Hof und von da in die Gemächer der Burg zurück. Allein ehe sich die Belagerer recht im Besitze des Hofes befanden, hatte Cuno bereits das gewichtige Portal, das in die Wohnungen führte, hinter sich zugeworfen und ließ die Sieger ihre Kraft umsonst versuchen, dasselbe zu öffnen. Von da eilte er dem Gemache zu, worin Wolfram nun bereits vier volle Tage schmachtete: er wollte den Hülflosen zuvor noch seiner Rache zum Opfer weihen und dann durch den unterirdischen Gang aus der Burg entfliehen.

Aufs Aeußerste ermattet lag Wolfram auf seinem Lager. Vor zwei Tagen schon hatte er den letzten

Biſſen Brod genoſſen und den letzten Tropfen Waſſer ausgeſchlürft; kaum war er mehr im Stande, ſich empor zu richten. Längſt hatte er den Lärmen außer- und innerhalb der Burg vernommen, immer näher kam das Geräuſch ſeinen Ohren, jetzt fuhr der Riegel an der Thüre zurück, und herein ſtürzte, einem Raſenden gleich, mit racheblitzenden Augen und das blankgezückte Schwert in der Hand, Cuno von Selbeneck. Ein Hieb gegen Wolframs Haupt ſpaltete dieſem die Schiene des linken Arms, den er zum Schutze vorgehalten hatte; ein Strom Blutes floß heraus und bewußtlos ſank er auf ſein Lager, von dem er ſich mit äußerſter Mühe etwas erhoben hatte, zurück. Schnell verließ Cuno das Opfer ſeiner blinden Wuth, um ſich dem geheimen Zufluchtsorte zuzuwenden, aber noch hatte er den Fuß nicht über die Schwelle geſetzt, ſo ſtanden die Rächer vor ihm. Sie hatten mit ihren Streitärten das Portal geſprengt und, das Schreckliche ahnend, die Spur des Selbeneckers verfolgt. „Halt' an, Schandfleck des Ritterthums" — rief ihm der von Berlichingen entgegen, der ſeinen Freund blutend erblickt hatte — „und wehre dich deines Lebens!" Ein hartnäckiger Kampf begann jetzt zwiſchen den Beiden vor der Thürſchwelle; Cuno hieb voll Unbeſonnenheit und Verzweiflung um ſich, und während er einmal gegen Engelhardt, der ſich mehr zu vertheidigen als ſelbſt zu treffen ſuchte, allzuweit vorlegte, rannte er in deſſen Schwert und ſtürzte zu Boden. Der Ritter von Berlichingen eilte jetzt zu dem Lager, worauf Wolfram noch bewußtlos lag,

vergebe," dann wandte er sich schnell ab und kehrte zu seinen Freunden zurück.

Nun erst genoß der Befreite im Kreise seiner Retter die Freude des Wiedersehens nach so mancher trüben Stunde, und bis zum Abende des andern Tages dauerte der Jubel ohne Unterbrechung fort. Ehe aber die Ritter und Knechte von Bebenburg abzogen, hatte Ida bereits den Weg nach Rothenburg in das Kloster der heiligen Katharina eingeschlagen, wo sie freundliche Aufnahme und den Frieden und die Ruhe wieder fand, die sie in der Welt durch eigene Schuld verscherzt hatte.

Nach und nach wurde es auch auf der Burg wieder stille, sie zählte jetzt nur noch drei Bewohner, diese waren: Wolfram, der alte Benedict und Engelhardt, der noch an seinen Wunden darnieder lag. Wie gerne hätte Wolfram seines Freundes länger gepflegt, aber er genaß, und mit der Genesung war auch die bittere Stunde des Scheidens da. „Wie bin ich jetzt wieder so einsam," — seufzte der Ritter von Bebenburg, als er seinen Freund den Schloßweg hinunter geleitete. „Nun ist ja deine Wohnung wirklich das Klösterlein geworden, das du zu stiften schon längst gelobtest," erwiederte Berlichingen, reichte dem betrübten Wolfram noch einmal die Hand zum Abschiede und gab sodann seinem Pferde die Sporen.

6.

Pfingsten war von jeher die Zeit der Freude und Wonne bei unsern Alten gewesen, denn es fällt ja

dieſes Feſt gewöhnlich in jenen Monat, der die ganze Natur und alle Herzen zu neuem Leben erweckt, und darum mit Recht den bedeutungsvollen Namen „Wonnemonat" trägt. Auf dieſe Zeit verlegte man daher auch vorzüglich gerne Hochzeiten und Turniere, denn die Natur iſt ja ſtets die beſte Ausſchmückerin alles Schönen, das durch wolkenloſe Tage an Pracht und Herrlichkeit gewinnt und durch blühende Bäume und grünende Auen den höchſten Reiz erhält. Dieſe wonnigen Tage waren es auch, die Kaiſer Friedrich von Hohenſtaufen, genannt der Rothbart, erkor, um ein Feſt zu begehen, mit welchem wieder eine glücklichere Zeit ſeines Lebens beginnen ſollte. Drei Jahre hatte er gleichſam im Wittwerſtande zugebracht, denn ſeine Gemahlin Adelheid, eine geborene Gräfin von Vohburg, zeigte nicht jene Eigenſchaften, die einen Mann, wie Friedrich war, glücklich machen konnten. Der Frühling des Jahres 1153 löste endlich dieſe unſelige Verbindung, indem der Cardinal Johann Orſini im Namen des Pabſtes Eugen III. zu Conſtanz die Eheſcheidung zwiſchen Beiden ausſprach. Was hinderte nun den Fürſten, der damals in der Blüthe des männlichen Alters ſtand, der nicht nur alle Eigenſchaften beſaß, ein großes Volk zu regieren, ſondern auch als zärtlicher Familienvater einen engen Kreis von Lieben zu beglücken, eine neue Verbindung zu ſchließen? und war es nicht Pflicht gegen ſich ſelbſt und das Reich, da Adelheid ihm keine Kinder geboren hatte?

Friedrichs Wahl fiel auf Beatrix, die reiche und

ſchöne Erbin von Burgund, und Würzburg, der alte Herzogsſitz des geſegneten Frankenlandes, war der Ort, wo er mit ſeiner jugendlichen Gemahlin das Beilager zu feiern beſchloſſen hatte. Zu gleicher Zeit hatte der Kaiſer einen Reichstag dahin ausgeſchrieben, wozu ſich von allen Orten her die Fürſten und Herrn verſammelten, deren Zahl um ſo größer war, da man hörte, daß die ganze Feſtlichkeit mit einem Turniere beſchloſſen werden ſollte. Durch alle Gauen Frankens verbreitete ſich die Kunde, daß der hochverehrte Kaiſer Friedrich der Rothbart demnächſt in Würzburg eintreffen würde: kein Ritter von nahe und ferne blieb auf ſeiner Burg; theils waren es Solche, die den Helden noch nicht kannten, um ihn von Angeſicht zu Angeſicht zu begrüßen, theils Solche, die ihn ſchon auf dem Zuge ins heilige Land hatten kennen lernen und mit ihm in die Heimath zurückgekehrt waren.

Unter die Zahl dieſer Letzteren gehörten auch Engelhardt von Berlichingen und Wolfram von Bebenburg. Seit jenen verhängnißvollen Tagen hatte Wolfram die Burg ſeiner Väter nie wieder verlaſſen; er führte mit ſeinem alten Benedict im eigentlichen Sinne des Wortes ein Kloſterleben. Nur wenn es die höchſte Noth erforderte, ritt er aus und kehrte dann immer ſo ſchnell als möglich wieder zurück. Selbſt ſeines Freundes im Jaxtthale ſchien er ganz vergeſſen zu haben, denn er ſah ihn ſeit dem Tage, da dieſer ihm zu Hülfe geeilt war, nicht mehr, auch ſchien er die letzten Worte Engelhardts beim Abſchiede, die ihn auf verblümte Weiſe an ſein in der Steinkapelle St. Wendel

erneuertes Gelübde mahnten, ganz aus dem Gedächtnisse verloren zu haben. Allein, obschon Wolfram bisher wie ein wahrer Klausner auf seiner Burg lebte, er konnte doch nicht zu Hause bleiben, als die Kunde von Kaiser Friedrichs Beilager und dem Turniere zu Würzburg nach allen Orten hin ausging. Letzterem besonders wünschte er anzuwohnen, denn schon lange hatte er die Stechlanze nicht mehr erhoben; Helm, Schwert und Schild hingen mit Staub bedeckt an der Wand und das Roß im Stalle hatte sich bisher vergebens gesehnt, seinen Reiter einmal wieder zum Kampfe in Ernst oder Schimpf zu tragen. War auch der Streit zwischen Wolframs Herzen und der Menschheit noch nicht völlig ausgeglichen, jener Streit, der sich seit dem Tage erhoben hatte, da er Ida's Untreue und die Bosheit seines Jugendgenossen erfahren hatte, so lag doch die Erinnerung des erlebten Bittern jetzt minder lebhaft auf seiner Seele, die Zeit hatte seine Jugendkraft wieder hergestellt, und er folgte dem Rufe, der durch alle Gauen Frankens erging, um so lieber, als es darauf ankam, den Ehrentag des edlen Hohenstaufischen Kaisers zu verherrlichen, unter dessen Fahnen er auf Palästina's heiligem Boden gekämpft hatte, dessen Heldenname jedem Krieger vor allen theuer war.

Schon war der größte Theil der fränkischen Ritterschaft in Würzburg eingezogen, als Wolfram von Bebenburg durch das Thor der Stadt ritt. Wenige Stunden zuvor war auch Engelhardt von Berlichingen angekommen. Der Zufall hatte es gewollt,

daß die beiden Freunde nicht gleich bei ihrer Ankunft zusammentrafen, nun aber war es äußerst schwierig, sich aufzusuchen, denn die Menge der Fremden, die von allen Seiten hierher zusammenströmten, war so groß, wie man sich seit langer Zeit nicht mehr erinnern konnte.

Am 17. Junius 1156 traf Kaiser Friedrich mit einem großen Gefolge von Fürsten, Grafen und Herrn in der Stadt ein. Einfach — denn so hatte es der Kaiser ausdrücklich gewünscht — aber herzlich war der Empfang, und auf seinem Angesichte strahlte bei Weitem höhere Freude und Heiterkeit, als bei seinem ersten Besuche im Jahre 1152, da ihn noch ein lästiges Band gefesselt hielt. Nur zwei Tage dauerten die Festlichkeiten der Begrüßung; dann zeigte sich gleich, daß Friedrichs Geist nicht blos mit dem Gedanken eines ihm Glück verheißenden Tages, sondern auch mit ernsteren Dingen beschäftigt war, wodurch das Wohl des Reiches gefördert werden sollte. Ohne Säumen begannen die Geschäfte des nach Würzburg ausgeschriebenen Reichstages. Wladislaw, der Polen Herzog, erschien vor den Stufen des Thrones und erbat des Reiches Hülfe gegen seine Brüder, die ihn aus seinem Besitzthume verjagt hatten. Er fand geneigtes Gehör, denn er war ja zur guten Stunde gekommen, wo des Herrschers Herz der Freude offen und gerne bereit war, auch Anderer Schmerz zu lindern und sie der Freude wieder zu geben. So kam noch Mancher traurig und flehend herbei, und

Alle gingen mit Troſt im Herzem und vergnügtem Angeſichte wieder von dannen.

Kaum waren die ernſtern Angelegenheiten bereinigt, ſo kam die Kunde, daß die kaiſerliche Braut mit ihrem Gefolge den Thoren der alten Herzogsſtadt nahe. Umgeben von ſeinem ganzen Hofſtaate und den Großen des Reiches ritt der Kaiſer ſeiner Geliebten entgegen; ſie trafen da zuſammen, wo der Frauenberg mit ſeiner Burg über die Ebene emporragt. Jetzt ſtieg Friedrich vom Pferde und trat ſeiner Braut mit abgenommenem Hute freundlich grüßend entgegen. Voll Majeſtät und Anmuth ſaß Beatrix auf ihrem weißen Zelter; ihr Oheim, Graf Wilhelm von Burgund, war ebenfalls abgeſtiegen und hielt das Roß ſeiner Nichte beim Zügel. Ein lauter Jubelruf des Volkes erhob ſich; nur mit Mühe konnte man es zurückhalten; Jeder wollte der Erſte ſein, die fürſtliche Braut zu ſehen, von deren Schönheit und Tugend ſchon längſt die Kunde vorangegangen war. Der Kaiſer bot der Prinzeſſin die Hand, um abzuſteigen, und hob ſie in ein prächtiges Sechsgeſpann, worin ſie mit zweien ihrer Frauen Platz nahm. Zur rechten Seite des Wagens ritt der Kaiſer und zur linken Graf Wilhelm; ſo bewegte ſich der Zug gegen die Stadt. Als man ſich dem Ufer des Maines nahte, war der Strom dicht mit Schiffen und Barken bedeckt, von denen her ein jauchzender Jubel erſcholl; die Brücke ſelbſt war dermaßen mit Menſchen angefüllt, daß man jeden Augenblick befürchtete, ſie werde unter dem Gewichte der Menge zuſammenſtürzen.

Da konnte der Kaiſer ſehen, was die gute Stadt der fürſtlichen Braut zu Ehren Alles veranſtaltet hatte. Von der erſten Straße an, durch die ſich der Zug langſam bis zum Kaiſerhofe hinter der Domkirche hinbewegte, waren alle Häuſer von oben bis unten mit Blumen und Laubgewinden geſchmückt; in den Erkern aber ſtanden liebliche Frauen und Jungfrauen und warfen Blumen aus den Fenſtern, während das kaiſerliche Paar vorüberzog. Als Friedrich mit ſeiner erlauchten Braut auf dem Münſterplatze ankam, tönte ihnen eine rauſchende Muſik von dem Balkone der Pfalz entgegen, und unter fortwährendem Jubel des Volkes und immer lauter tönendem Schalle der Inſtrumente zogen die Hochgefeierten mit dem reichen Gefolge von Fürſten, Grafen und Herrn durch das prächtig geſchmückte Portal der gaſtlichen Wohnung ein.

Dieß war der erſte Tag des Feſtes; — noch herrlicher und prachtvoller ſollte der folgende werden; es war der Feſttag der heiligen Pfingſten. Schon am früheſten Morgen, als die Stadt noch in der Dämmerung lag, läuteten die Glocken von allen Thürmen; nur die große Glocke der Domkirche zu St. Kilian ſchwieg noch. Dieſe ertönte in ihren vollen Klängen erſt um die neunte Stunde, als der Brautzug nach der Kirche aufbrach. Die Straße vom Kaiſerhofe bis zum Portale des Domes war mit Blumen beſtreut; Trabanten und Reiſige bildeten zu beiden Seiten eine geſchloſſene Linie, um das Volk, das ſich in dichten Maſſen herbeidrängte, zurückzuhalten.

Den Festzug eröffneten die Jungfrauen der Stadt, sämmtliche weiß gekleidet und Kränze von Maiblumen mit Flittergold auf dem Haupte. Ihnen folgte unmittelbar das erhabene Brautpaar: Friedrich im kaiserlichen Purpurmantel mit der Krone, und zu seiner Rechten Beatrix, die Erbin von Burgund. Sie trug ein Kleid von Seidenstoff mit langer Schleppe, durchwoben von goldenen Bildern mannigfacher Art, und über diesem einen blauen Mantel mit Hermelin gefüttert, den über der Brust eine Spange band, worin ein Edelstein glänzte, der allein eine Grafschaft werth war. Der Gürtel war reich mit Karfunkeln besetzt und durch die blonden Locken war ein Kranz von Myrthen und weißen Rosen geschlungen. Züchtig hatte das Fräulein die blauen Augen zur Erde niedergeschlagen und eine seltene Anmuth spielte um ihren Rosenmund, aus welchem die blendendweißen Zähne, wie zwei Reihen Perlen, hervorglänzten. Hinter dem fürstlichen Paare gingen zwei Grafen; der Eine trug auf einem Kissen von rothem Sammt das kaiserliche Schwert, Scepter und Reichsapfel, der Andere die Krone, womit Beatrix bei der Trauung zum Zeichen ihrer neuen Würde geschmückt werden sollte. An diese schloßen sich die Großen des Reiches und die Gesandten der auswärtigen Herrscher an, gefolgt von einer unabsehbaren Reihe Edler, Ritter und Knappen.

Feierliche Orgeltöne schallten dem erlauchten Paare entgegen, als sie in das Portal der Kirche eintraten. Herrlicher als je war diese sammt allen

ihren Kapellen ausgeſchmückt, und vom Hochaltare trat Biſchof Gebhard mit den Herrn des Kapitels, alle in reiche, goldene Meßgewänder gekleidet, den Kommenden entgegen und reichte ihnen das geweihte Waſſer dar. Der Kaiſer und Beatrix nahmen in den für ſie beſtimmten Stühlen Platz und nun begann das feierliche Hochamt. Nachdem das Evangelium geſungen war, erhob ſich der Biſchof von ſeinem Sitze und trat vor den Altar, um die Trauung vorzunehmen. Friedrich legte den Chormantel an, ließ das entblößte Schwert, Reichsapfel und Scepter vor ſich hertragen und nahte ſo dem Biſchofe, indeſſen von der andern Seite Beatrix, geführt von dem Grafen Wilhelm von Burgund, ebenfalls herzutrat. Beide knieeten vor den Stufen des Altars nieder und nun erfolgte die Einſegnung nach den Vorſchriften der Kirche. Nach vollbrachtem heiligem Amte ertheilte der Biſchof der ganzen Verſammlung ſeinen Segen und begleitete darauf das kaiſerliche Brautpaar zurück in den Palaſt.

Der Biſchof, ein ehrwürdiger Greis aus dem Geſchlechte der reichen Grafen von Henneberg, hatte ſich von dem Kaiſer die Ehre ausgebeten, daß das Hochzeitmahl in ſeiner Wohnung gefeiert werden möchte. Friedrich gewährte mit ſeiner gewohnten Huld dieſe Bitte, und Gebhard, hochbeglückt durch des Kaiſers Gnade, bot Allem auf, um ſeinen Gäſten ſehen zu laſſen, was ein Fürſt-Biſchof von Würzburg vermöge, wenn es darauf ankomme, ſeine ganze Pracht und Herrlichkeit zu entfalten. Alle, die an dem Zuge

zur Kirche Theil genommen hatten, wurden zu dem Mahle geladen; Tafel reihte ſich an Tafel, in reichem Maaße floß der edle Frankenwein, der an den Wänden des Frauenberges wächst, und Früchte der ſeltenſten Art, wie nur die Südländer ſie hervorbringen, prangten zwiſchen dem Wildpret und Geflügel aller Art auf den Tiſchen: denn ſchon damals galt Würzburg für den Garten des Frankenlandes, deſſen Treibhäuſer ihre Früchte und Kräuter weithin in alle Länder verſenden. Bis in die ſpäteſte Nacht dauerte die Freude und Wonne des Mahles; — der dritte Tag ſollte ein Feſt der Ritter werden.

7.

Schon längſt war den Bewohnern Würzburgs die Abſicht des Kaiſers, das Feſt ſeiner Vermählung mit einem großen Turniere zu beſchließen, kund geworden. Ein ſchöner, freier Platz vor der Stadt ward hiezu auserkoren und rings um denſelben eine Menge zierlicher Bühnen für die Frauen und Jungfrauen erbaut. Zwei ſteinerne Säulen bildeten den Eingang, und dieſem gegenüber befand ſich eine beſondere Bühne für die Preisrichter und Herren des Hofes. Ein mit blauer Seide ausgeſchlagener Thronhimmel, über welchem die kaiſerlichen Wappen prangten, war für die Neuvermählten beſtimmt. Mit Anbruch des Tages wurden die Schranken geöffnet und die Kampfluſtigen zum Eintritte in dieſelben aufgeblaſen. Mehr denn zweihundert Ritter hatten ſich auf dem Turnierplatze eingefunden, als das kaiſerliche

Paar in Begleitung des Biſchofs erſchien und ſich auf den für die erlauchten Herrſchaften beſtimmten Sitzen niederließ. Nun fing man an die Helme zu theilen. Beatrix ſelbſt und die drei edlen Fräulein, Bertha von Adelsheim, Elsbeth von Eyb und Emma von Stetten wurden zum Amte der Helmtheilung erwählt. Sie theilten die fränkiſche Ritterſchaft in die vom Gaue und in die Ritterſchaft der Thäler Jart und Kocher. Die burgundiſchen Ritter, welche ſich in dem Gefolge der Prinzeſſin befanden, ſo wie die der drei übrigen Lande, die mit dem Kaiſer gekommen waren, wurden ſo getheilt, daß die Ritter vom Rheine den Baiern und die aus Schwaben den Burgundern gegenüber ſtanden. Als Turnierkönige, die zwiſchen den Seilen halten ſollten, wurden zu Platte getragen: für die Franken Graf Heinrich von Hohenlohe, für die Schwaben Graf Emich von Wirtemberg; für die Baiern Herr Ludwig von Eyb, Ritter, und für Burgund Graf Wilhelm, Oheim der jungen Kaiſerin. Nachdem Alles zum Turniere wohl beſtellt war und die Glocke zwölf geſchlagen hatte, wurden die Schranken geſchloſſen; — man blies jetzt zum zweiten Male auf, verkündete allgemeine Turnierfreiheit, und gebot bei hoher Pön, daß auf beeden Seiten Niemand anders turnieren ſollte, „denn nach ächter Freiheit, wie ſolches mit adelicher Tugend und kraft uralten Herkommens ſtets gehalten worden.“ Hierauf wurden die Seile, welche die Ritter bisher getrennt hatten, entzwei gehauen und das Turnier begann. Da kämpfte zuerſt die Ritterſchaft von Schwaben und

Burgund, je zwei und zwei, dann die Baiern und Rheinländer und zuletzt die Ritterschaft aus Franken und zwar die vom Gau gegenüber denen aus dem Jaxt- und Kocherthale.

Schon hatten alle der Ordnung nach turniert, da ritten noch zwei aus der Reihe der Franken mit geschlossenem Visir hervor, der Eine hoch und schlank gewachsen, der Andere breitschulterig und von untersetzter Statur. Keiner von Beiden trug ein Helmkleinod, das ihn kenntlich gemacht hätte; nur ein dichter Busch von schwarzen Reiherfedern wallte von den Helmen über die dunkle Rüstung herab, und auch die Pferde trugen weder auf dem Fürbuge noch auf der Decke ein Wappenschild, sondern nur auf dem Kopfe einen Busch von derselben Farbe, wie die Helmbüsche der Ritter. Bei der helmtheilenden Jungfrau hatten sie sich, als man die Wappen auftrug, dahin verantwortet, daß eine Gelübde sie binde, Namen und Herkunft zu verschweigen, und der gänzliche Mangel an jeder Auszeichnung mochte wohl auch der Grund gewesen seyn, daß gerade die Beiden einander zu Gegnern erwählten.

Aller Augen waren auf die räthselhaften Unbekannten gerichtet, und es schien, als ob das beste Kämpenpaar noch auf die Letzte aufbehalten worden wäre. Jetzt legten die beiden Gegner ein, drückten die Lanzen an die Seite und rannten gegen einander. Beider Speere trafen vornen auf der Brust, die Panzer erklangen und die Speere flogen in Splitter. Keiner der Kämpfer bewegte sich im Sattel. Die Turnier-

knechte, welche in der Nähe ſtanden, reichten ihnen neue Lanzen; auch dieſe zerſplitterten gleich den vorigen, aber die Ritter, obgleich ſie dießmal ſich etwas zurückbeugten, blieben dennoch feſt im Sattel ſitzen. Schon hatten ſie ſechs Lanzen mit einander gewechſelt, ohne daß Einer den Andern überwunden hätte, da erhob der Ritter von hoher Statur die ſiebente, drückte ſie feſt an die Seite, hielt ihre Spitze über das linke Ohr ſeines Roſſes und zielte von Neuem auf des Gegners Bruſt; aber während er anrannte, fuhr das Thier mit dem Kopfe in die Höhe und der Ritter traf ſeinen Gegner, anſtatt auf die Bruſt, an der Stelle des Halſes, wo der Helm feſtgeknüpft war. Mit einem lauten Schrei beugte der Getroffene ſein Haupt zurück, ließ die Lanze aus der Hand fallen und ſank den Turnierknechten leblos in die Arme. Auch der Sieger, von dem unglücklichen Stoße, den er geführt, aufs heftigſte betroffen, ließ die Lanze ſinken, und einen Schrei des wildeſten Schmerzes ſtieß er aus, als der zurückgefallene Helm ſeines Gegners ihm das todtenbleiche Antlitz Engelhardts von Berlichingen erblicken ließ. Wie vom Blitze gerührt blieb Wolfram von Bebenburg — das war der ſchlanke Ritter — lange regungslos ſtehen, dann ſtieg er ab und ſchloß den geliebten Freund, aus deſſen Halſe das Blut in Strömen floß, mit krampfhafter Heftigkeit in ſeine Arme. Nur mit der äußerſten Mühe konnte er von dem theuern Opfer getrennt werden, als die Turnierknechte naheten, um den Ritter von Berlichingen vom Platze hinweg an einen Ort der Pflege zu bringen,

und als er endlich nachgeben mußte, ſchwang er ſich im vollen Fieber des Wahnſinnes auf ſein Roß und ritt eilends von dannen.

So ging das Turnier, welches ein Feſt der Freude hatte werden ſollen, mit Trauer und Leid zu Ende. Doch wurden die Kampfpreiſe ausgetheilt, welche die Kaiſerin den Siegern mit eigener Hand reichte. Den erſten Dank, aus einem Kranze mit zwölf dichten, goldenen Ringen beſtehend, erhielt Herzog Friedrich von Rothenburg, des Kaiſers Neffe, der mit fünfzig Rittern, worunter auch Wolfram von Bebenburg geweſen, zum Turniere gezogen war. Er hatte ſieben Gegner bügellos gemacht und zwanzig Lanzen waren auf ſeinem Bruſtharniſche zerſplittert worden. Der zweite Dank, eine goldene Armſpange, wurde an Blipper von Steinach, einen rheinländiſchen Ritter, ertheilt, denn der war in der ſchönſten Rüſtung beim Turniere erſchienen. Als den dritten legte Beatrix ihrem Landsmanne, dem Freiherrn Bertram von Maltravers, dem entfernteſten aller Hochzeitgäſte, die nach Würzburg gekommen waren, eine goldene Kette um den Hals. Den vierten Dank endlich — genannt der Dank der Aelteſten — erhielt Ritter Arbogaſt von Hohenhöwen im Höhgau. Obgleich er ſchon ſiebenzig Jahre zählte, wollte er doch ſeinen Herrn und Kaiſer zum Beilager begleiten, und als zum Turniere aufgeblaſen wurde, ritt er mit ſechs Söhnen und drei Enkeln in die Schranken. Ein Schwert mit goldenem Griffe war der Dank des ritterlichen Greiſen.

Nachdem die kaiſerliche Braut dieſe Siegespreiſe

ausgetheilt hatte, verließ sie am Arme ihres erhabenen Gemahles den Turnierplatz. Manchem däuchte ihr Antlitz traurig, und wohl mochte dem so seyn, denn sie dachte der beiden Kämpen, die eigentlich vor Allen einen Dank verdient hätten; — freilich, die erhielten üblen Dank — der Eine trug eine tödtliche Wunde davon und der Andere eine unheilbare Herzenswunde: Kummer und Gram ob dem geliebten Freunde, als dessen Mörder er sich anklagte. Des Abendtanzes, der gewöhnlich auf ein Turnier folgte, gedachten Wenige mehr; denn die Meisten nahmen innigen Antheil an dem Unfalle der beiden Freunde. Auch auf das kaiserliche Paar, besonders die Braut, hatte das Geschehene einen tiefen Eindruck gemacht; doch war es keine böse Vorbedeutung für ihre Zukunft geworden.

Am folgenden Tage verließ der Kaiser mit seiner jugendlichen Gemahlin die gute Stadt Würzburg unter lauten, herzlichen Glückwünschen des ganzen Volkes; und diese gingen auch in Erfüllung, denn die Geschichtschreiber bezeugen einstimmig, daß Beatrix ihren Gemahl immerdar geehrt und zärtlich geliebt habe.

8.

Nicht nach Schloß Bebenburg, das Ritter Wolfram bisher in Gemeinschaft seines alten Dieners bewohnt hatte, wenden wir uns jetzt, um den vom Unglücke verfolgten jungen Mann wieder aufzusuchen, sondern nach einem Orte, den wir schon früher kennen gelernt haben, — es ist die Kapelle St. Wendelins zum

Stein. Dort kniet an dem kleinen Altare, wo vor Jahren zwei ritterliche Jünglinge den Bund ewiger Treue und Freundſchaft beſchworen hatten, ein Waldbruder von ſchlanker Geſtalt, im härenen Gewande, ein Strick ſchlingt ſich anſtatt des Gürtels um ſeine Hüfte, und oft gleiten die Kügelein des Roſenkranzes durch ſeine Finger, während der Knieende andächtig zu dem Altarbilde emporblickt und ſein Mund ſich im Gebete bewegt. Das iſt Bruder Wolfram. Unter dieſem Namen kennt ihn die ganze Gegend; wir aber erkennen in ihm den Ritter von Bebenburg, den Büßenden ob dem Tode ſeines Freundes Engelhardt. Schon ſeit mehr als einem Jahre, nachdem das verhängnißvolle Turnier zu Würzburg gehalten worden war, hat er hier ſeinen Aufenthalt gewählt; — die Burg ſeiner Väter war ihm nicht mehr einſam genug geweſen, obgleich er daſelbſt faſt wie in einem Kloſter gelebt hatte, denn Alles, was ihn dort umgab, mahnte ihn noch zu ſehr an ritterliches Thun und Treiben. So oft der Wind durch den alten Waffenſaal wehte und Helm, Schild und Lanze an einander ſchlug, trat ihm jener ſchreckliche Augenblick auf dem Turniere vor die Seele, wo ſeine Lanze des Freundes Hals durchbohrt hatte; ſo oft das Roß im Stalle wieherte, gemahnte es ihn jener Stunde, wo durch deſſen unheilvolle Bewegung ſeine Rechte zum Verderben des Freundes geleitet worden war, und jedesmal kehrte der Zuſtand des Wahnſinnes, der ihn damals beim Anblicke des Erbleichten angewandelt hatte, wieder zurück. Darum ließ er Alles unter

der Obhut seines treuen Dieners zurück und suchte wieder den Ort auf, der schon beim ersten Besuche einen so wohlthätigen Eindruck auf sein Gemüth hervorgebracht hatte. Bald war der Felsen über der Kapelle, in welchem sich seit alten Zeiten eine Höhlung befand, zu einer Wohnung eingerichtet. Von Holz und Steinen baute er eine Seitenwand in die Höhle, eine kleine, natürliche Oeffnung bildete das Fenster, und eine größere den Eingang, den er mit einer Thüre verschloß. Sein Lager bestand aus Stroh und Laub, und die Früchte der wild um die Kapelle wachsenden Bäume und Stauden waren nebst den Fischen der vorbeifließenden Jaxt seine Nahrung. Jeden Morgen stieg er hinab in die Kapelle und betete auf den Knieen bis um die neunte Stunde, hierauf suchte er seine Lebensbedürfnisse, und wenn er dann sein spärliches Mahl gehalten hatte, begab er sich wieder in die Kapelle zur Andacht und betete für die Seele seines verblichenen Freundes.

Schon hatte er beinahe ein Jahr lange in diesen frommen Uebungen zugebracht, schon waren Tausende von Gebeten aus reuiger Seele emporgestiegen zum Throne des Allbarmherzigen, der jedem Reuigen Ruhe und Frieden verleiht; Wolfram ging von Tage zu Tage getrösteter und beruhigter von dem kleinen Altare weg und oft schien das Bild des Gekreuzigten, das sich auf der Marmorplatte des Altars befand, ihn recht liebevoll anzublicken; — aber immer noch war die wahre Ruhe, der rechte Friede, der allein des Herzens Aengsten stillt, nicht bei ihm eingekehrt!

Eines Tages — es war der Tag, den er nie vergeſſen konnte, den er ſtets in ſchmerzlicher Erinnerung beging, der Tag, an welchem ſeine Lanze dem geliebten Freunde die Todeswunde verſetzt hatte — da hatte Wolfram länger als gewöhnlich in der Kapelle zugebracht, er hatte ſich wund geknieet, und noch wollte er nicht aufhören in ſeiner Andacht; ſchon brach die Dämmerung herein, und Dunkelheit umgab den Altar und den, der an ſeinen Stufen knieete, ſo daß nur noch das marmorne Blatt mit dem Bilde des Gekreuzigten ſichtbar war. Wolfram hatte ſich tief auf die Steinplatte niedergebückt, dieſelbe, worauf er einſt mit ſeinem Freunde Engelhardt den Schwur ewiger Treue erneuert hatte, er rang die Hände im heißeſten Gebete, daß es doch dem, der aller Sünder ſich erbarmt, gefallen möge, die ſchwere Schuld von ſeinem Herzen zu wälzen und den Frieden wieder darin einkehren zu laſſen. Jetzt blickte er empor und ſah, wie eine wundervolle Helle ihm entgegenſtrahlte; zur Rechten des Altares ſtand eine weiße Geſtalt, ein Heiligenglanz ſchwebte um ihr Haupt und ein Hirtenſtab lag in ihrer linken Hand. Heftiger Schauer überlief im erſten Augenblicke den Betenden, doch bald faßte er ſich, denn die Erſcheinung lächelte ihm freundlich entgegen und breitete ſegnend die Rechte über ihm aus. Da faltete Wolfram die Hände und wollte eben den Mund öffnen, um zu reden, denn er glaubte, der Geiſt ſeines Freundes ſei ihm erſchienen, da begann die Geſtalt, und es klang wie Töne aus Himmelshöhen:

„Fürchte dich nicht, Wolfram, ich bin Wendelin, deſſen Namen dieſe Kapelle trägt, einer der Heiligen Gottes; — der Herr hat dein Gebet erhört und mich hieher geſandt, um dir Ruhe und Frieden für dein bekümmertes Herz zu verkündigen. Aber erfülle auch Du jetzt das Gelübde, das du einſt erneuert an dieſer Stätte. Gehe zwo Meilen abwärts von hier längs dem Fluſſe, und du wirſt in ein ſchönes Thal gelangen, wo du ein Haus gründen magſt zur Ehre deines Gottes, der dich beſchützt hat vor dem Schwerte der Ungläubigen und aus den Gefahren des Meeres wohlbehalten zurück geführt in deine Heimath.“ Nachdem die Erſcheinung alſo geſprochen, verſchwand ſie augenblicklich wieder, es ward dunkel in der Kapelle, wie zuvor, und als Wolfram ſich von dem Altare aufrichtete, um in ſeine Wohnung zurückzukehren, war es ſchon ſo finſter geworden, daß er kaum mehr die Stufen unterſcheiden konnte, welche auf den Felſen hinaufführten. So war denn nun die letzte Mahnung, ſein Gelübde zu erfüllen, an ihn ergangen, und dießmal nicht vergebens.

9.

Kaum graute der Tag, ſo machte ſich Wolfram auf den Weg, den ihm die Erſcheinung bezeichnet hatte, um das ſchöne Thal aufzuſuchen. Ach, es war ihm ja keine fremde Gegend, die er durchwanderte, hatte er doch vor einer Reihe von Jahren ſchon an der Seite Engelhardts von Berlichingen den gleichen Weg zurückgelegt. Allein damals war er ſo

ganz mit den Gedanken an seinen Freund, den er verlassen sollte, beschäftigt, daß er auf die Reize der vor ihm liegenden Landschaft beinahe gar nicht achtete; jetzt dagegen hatte Alles für ihn ungleich höhere Bedeutsamkeit, und je weiter er ging, desto wahrer fand er die Worte des heiligen Wendelin. Ungefähr ein Stündchen mochte er so fortgewandelt seyn, da öffnete sich das Thal allmählig und eine breite Wiesenflur stellte sich ihm dar, durch die sich der Jaxtfluß in mannigfachen Krümmungen hinabschlängelte. Von einem vorspringenden Berge blickten die Thürme einer Burg, wovon die Dynastie von Krautheim ihren Namen führte, majestätisch herab. Ruthardt von Krautheim hatte damals seinen Sitz auf dieser Veste; ein ehrenwerther Ritter, der nicht mit unrechtem Gute seine Hand befleckte, obgleich seine Burg so gelegen war, daß sie jeden Vorüberziehenden leicht gefährden konnte. Hier auf diesem schönen Plane hätte Wolfram so gerne den Ort erkoren, um das Gotteshaus, das er gelobt hatte, zu gründen, aber die Weisung des Heiligen führte ihn weiter. Stets folgte er dem Laufe des Flusses; das Thal verengte sich jetzt wieder und ein schöner Wiesengrund, von waldigen Höhen bekränzt, lachte dem Wanderer entgegen. Wunderbar ward ihm zu Muthe, als er hieher seinen Fuß setzte; es kam ihm vor, wie wenn es erst gestern gewesen wäre, daß er sich hier mit seinem Freunde Engelhardt niedergelassen hätte, um auszuruhen von den Mühen der Jagd, und noch deutlich erinnerte er sich der Stelle, wo eine klare Quelle herausfloß, an der sie damals

ihren Durſt ſtillten. Um gewiß zu werden, ob er ſich nicht täuſche, ſchritt er weiter vorwärts bis in die Mitte des Thalgrundes, und wirklich ſprudelte hier eine Quelle des reinſten Waſſers aus dem Felſen hervor.

Hier ſetzte ſich unſer Pilger nieder und gedachte voriger Zeiten, wie er vor ſieben Jahren eben hier ſo vergnügt an der Seite ſeines Freundes geſeſſen war. „Ach!“ — ſprach er laut zu ſich ſelber — „wie könnte ich ſo freudig fürbaß ſchreiten und der Burg Berlichingen zueilen, die nicht ferne von dieſem Platze liegen muß, wohl hinter jenem waldigen Bergrücken, unter dem der Fluß dahin rauſcht — aber jetzt, wie würde man mich aufnehmen, wenn ich der Burg nahete, mich, der ich den theuern Sohn, den wiedergekehrten aus den Gefahren des Heerzuges, von der Seite zärtlich liebender Eltern weggeriſſen habe. Nein, ich will wieder zurückkehren auf meine Klauſe, daß mich nicht die Hinterbliebenen des Freundes hier antreffen und als den Uebelthäter erkennen, der gebrandmarkt iſt vor der ganzen Welt, wie Cain, nachdem er ſeinen Bruder erſchlagen hatte. Ich will zurück, und wenn auch das Wort des Heiligen nicht in Erfüllung geht, wenn ich auch keine Ruhe, keinen Frieden für meine Seele finde; denn hier kann mir das nimmermehr zu Theile werden, hier, wo die Wohnung ſo nahe liegt, aus der ich ſelbſt Frieden und Freude hinweggenommen habe.“

Während er ſo mit ſich ſelbſt redete, jagte ein Rehkalb an ihm vorüber, und bald ertönte Hunde-

gebell hinter dem flüchtigen Wilde her. Wolfram, der bisher sein Haupt auf die Hand gestützt hatte und trübselig zu Boden schaute, blickte auf und sah, wie hinter der Höhe, unter der sich die Jart hinschlängelt, ein stattliches Jagdgefolge aus dem Dickicht des Waldes hervorritt. Er stand auf, um den Weg, den er gekommen, wieder zurückzugehen, aber das Gefolge war ihm früher nahe, als er geglaubt hatte. „Halt' an, guter Waldbruder," rief eine bekannte Stimme ihm von hinten zu. Wolfram blieb stehen und drehte sich um; ein Ritter im glänzenden Jagdkleide stand neben ihm, es war — Engelhardt von Berlichingen der Todtgeglaubte. Wie vom Blitze getroffen blieb Wolfram regungslos stehen, seine Zunge war nicht im Stande, nur ein einziges Wort hervorzubringen. Nicht minder befremdet war Engelhardt selbst, als er seinen Freund im härenen Büßergewande erblickte, seinen Freund, der freilich durch Kummer und Reue so gealtert war, daß er sich kaum selber mehr ähnlich sah. Noch hatte Wolfram sich nicht zu sammeln vermocht, denn was hier vor seinen Augen vorging, hielt er für nichts Anderes als für eine Erscheinung aus dem Reiche der Abgeschiedenen, um seinem schon so sehr geängsteten Gewissen neue Qual zu bereiten. Als aber Engelhardt seine Arme um den Hals des Freundes schlang und beider Herzen an einander klopften, da blickte Wolframs Auge, das zuvor starr hingesehen, freudig in das Auge des theuren Wiedergefundenen und er überzeugte sich, daß es kein Trugbild sei, das ihn umfaßt hielt,

ſondern ſein vielgeliebter Freund und Waffenbruder, Engelhardt von Berlichingen in wirklicher Geſtalt und Perſon.

Wir wollen nun aus Engelhardts eigenem Munde vernehmen, was ſich ſeit dem verhängnißvollen Turniere zu Würzburg mit ihm zugetragen hatte.

„Als mich an jenem Tage" — ſo lautete ſeine Erzählung — „deine Lanze getroffen hatte, wurden alle meine Sinne mit Einem Male umnebelt, doch konnte ich dein Weherufen ſowie das Geſchrei des umſtehenden Volkes wohl noch vernehmen. Man brachte mich hinweg, es wurde allmählig ſtille um mich, und als ich nach einem, wie mir däuchte, langen Schlafe erwachte, ſaß eine wunderholde Jungfrau an meiner Seite, die bisher meinen Schlummer gehütet hatte. Freudig blickte ſie mich an, wie ich die Augen aufſchlug, und es ſchien mir, als ob ſie an meiner Wiedergeneſung innig Antheil nehme. Bald erfuhr ich, daß die Unbekannte ein Fräulein aus dem Gefolge der Kaiſerin, und von ihrer Herrin ausdrücklich verordnet worden ſei, für meine Verpflegung Sorge zu tragen, was ſie auch wirklich mit aller nur möglichen Aufmerkſamkeit that. Kurz nach dem Turniere verließ der Kaiſer mit ſeiner Gemahlin die Stadt, aber Adelheid, meine liebenswürdige Pflegerin, blieb zurück, denn ſie wollte abwarten, bis ich von meinen Wunden völlig wieder geneſen ſeyn würde. Aber während ſie durch ihren angeſtrengteſten Fleiß dieſe zu heilen verſuchte, ſchlug ſie ſelbſt meinem Herzen eine neue Wunde, und die war weniger heilbar als jene,

welche mir deine Lanze beigebracht hatte. Mein Herz, das bisher nur der Liebe zu dir Raum gegönnt hatte, umfaßte von nun an noch ein anderes Bild, und Adelheids Blick ließ mich wahrnehmen, daß auch mein Bild in ihrem Herzen Platz gewonnen habe. Kaum war ich geneſen, ſo ſprach mein Mund offen die Gefühle meines Herzens und meine redlichen Abſichten gegen ſie aus. Adelheid verſchmähte mich nicht, und da ihr, als einer Waiſe, Niemand hindernd entgegen ſtand, wurde ich bald darauf an ihrer Hand der glücklichſte Gatte. Der bin ich jetzt und habe nun an mir ſelbſt erfahren, daß alles Unglück in der Welt auch ein Glück mit ſich führt, denn hätte mich jener Unfall im Turniere nicht getroffen, ſo wäre ich jetzt wohl ſchwerlich ſo glücklich im Beſitze einer geliebten Hausfrau. Aber, um Gott, mein Freund, was hat dich getrieben, dieß Gewand der Buße anzulegen und ein Waldbruder zu werden?" Wolfram erzählte nun, was wir ſchon gehört haben, wie er im Wahne, daß er Engelhardten tödtlich getroffen, ſeit jener Zeit der Welt völlig abgeſagt und auf St. Wendel zum Stein eine Klauſe eingerichtet habe. „Die mag von nun an leer und öde bleiben," erwiederte Engelhardt," denn du, mein Theuerſter, ſollſt jetzt der Welt wieder gegeben werden; komm' mit mir auf meine Burg, und du wirſt ſehen, daß es wonniger iſt, im Kreiſe ſeiner Lieben zu weilen, als in der Klauſe Einſamkeit, und wäre ein ſolcher Ort auch ſo lieblich wie St. Wendelin zum Stein."

Nur mit Mühe ließ Wolfram ſich bewegen, dem

Ritter von Berlichingen auf deſſen Burg zu folgen. Wie ganz anders fand er es aber jetzt in dieſen Hallen, als damals, wo er nach der Rückkehr aus dem heiligen Lande bei ſeinem Freunde verweilt hatte. Engelhardts Eltern ruheten ſchon längſt in der Burgkapelle; ſie waren Beide in Einem Jahre kurz nach einander des Todes verſchieden, darum hatte Engelhardt, als er zum Turniere gen Würzburg zog, auch die düſtere Farbe und den Helm ohne Zierde gewählt. Aber gleichwohl herrſchte jetzt keine Todtenſtille in der Burg; man hörte das laute Gewimmer eines Kindes, und als die beiden Freunde in das Gemach traten, woher die Stimme kam, ſaß Frau Adelheid im Lehnſtuhle da und wiegte ein blühendes Knäblein auf ihrem Schooße. „Wolfram!“ rief Engelhardt dem Kinde ſchmeichelnd bei ſeinem Namen zu; da blickte es dem Vater freundlich ins Geſicht und ſein Gewimmer hatte ein Ende; wie es aber den Waldbruder erſchaute, ließ es von Neuem ſeine Stimme hören und ſchmiegte ſich ängſtlich an die Bruſt der Mutter an. Frau Adelheid ſchweigte das Kind und begrüßte dann freundlich den ſtattlichen Mann im härenen Gewande, den ihr Gemahl ihr als einen langentbehrten theuern Freund vorſtellte.

Ohne auf Adelheids Bewillkommnung beſonders zu achten, blieb Wolfram ſtill und in Gedanken vertieft daſtehen, ſein Auge hing ſtaunend an den Zügen der Burgfrau, ſie ſchienen ihm ein Bild hervorzurufen, das früher ſein ganzes Herz erfüllt hatte; Frau Adelheid war das getreue Ebenbild Ida's, die

er einſt ſo heiß geliebt, die ſo ſchweres Unrecht an ihm begangen hatte, und deren Andenken er doch nie aus ſeinem Herzen zu verbannen vermochte. Wenige Erörterungen von Seiten ſeines Freundes Engelhardt brachten ihn indeſſen von ſeinem Staunen zurück.

Ida und Adelheid waren Töchter Einer Mutter, der wegen ihrer Anmuth und Schönheit weit berühmten Elsbeth von Nortenberg, aber beide waren unter verſchiedenen Verhältniſſen geboren. Ida war die Frucht einer geheimen Verbindung mit dem edlen, aber armen Junker von Entſen; ſie wurde in ihren erſten Jahren bei geringen Leuten erzogen, bis der alte Ritter von Bebenburg, ein Freund und Gönner ihres Vaters, den ſie ſchon im dritten Jahre verlor, ſie bei ſich aufnahm. Noch vor dem Tode ihres Geliebten war Elsbeth von ihrem Vater genöthigt worden, einem reichen und mächtigen Ritter der Gegend, Herrn Hugo von Finſterlohr, ihre Hand zu reichen. Sie brachte aus kindlichem Gehorſam dieß Opfer, das um ſo ſchwerer für ſie war, als ihr neues Verhältniß nicht mehr erlaubte, das Kind ihrer Liebe als das ihrige anzuerkennen und in ihrer Nähe zu wiſſen. Bald nachdem ſie ihrem Gemahle eine Tochter geboren hatte, endete der Tod ihren geheimen Kummer, und kaum ein Jahr nach ihrem Hingange fand auch Hugo von Finſterlohr ſein Ende in einer Fehde mit einem ſeiner Nachbarn. So war denn auch Adelheid ſchon im erſten Lebensjahre eine vater- und mutterloſe Waiſe geworden. Sie wurde hierauf an den Hof Herzogs Friedrich nach Rothenburg gebracht, wo

ſie erzogen wurde, und kam von da aus in das Gefolge der Prinzeſſin Beatrix, als dieſe ihr Beilager zu Würzburg feierte.

Wolfram beſaß jetzt mit Einem Male Aufſchluß über Ida's Abkunft, worüber ſein Vater ſtets ſtrenges Stillſchweigen bewahrt hatte, und ein Räthſel war gelöst, das ſeine vorangegangene Mutter ſelbſt, trotz alles Nachforſchens, nie zu enthüllen vermochte.

Wenige Tage nur verweilte Wolfram auf Schloß Berlichingen. Ehe er daſſelbe betrat, ſchienen Ruhe und Frieden wieder in ſein Inneres zurückkehren zu wollen, denn das Bewußtſeyn ſo großer Schuld war ja von ihm gewichen; aber während er dort umherwandelte, ward ihm wieder ſchwerer um das Herz, denn er ſah täglich das Ebenbild derjenigen, die zuerſt den Frieden von ihm genommen hatte. Er blickte hinab in das ſchöne Thal und jetzt traten ihm die Worte des heiligen Wendelin wieder vor die Seele. „Laß' mich," — ſagte er am Morgen des vierten Tages zu ſeinem Freunde Engelhardt — „laß' mich zurückkehren in meine einſame Klauſe, dort iſt meinem armen Herzen am wohleſten, dort will ich beten und mit ſtiller Ergebenheit in den Willen deſſen, der unſer Aller Geſchicke lenkt, an das gedenken, was einſt war und jetzt nicht mehr iſt." „So hat alſo die Welt gar keinen Reiz mehr für dich, mein armer Freund?" — fragte Engelhardt ſchmerzlich — „ſo kannſt du keine Freude finden beim Anblicke des häuslichen Glückes deines Bruders, daß du wieder von ihm ziehen willſt, von dem, den

die Vorsehung dir zum zweiten Male geschenkt hat?“ „Wo ist vollkommene Freude, Friede und Ruhe,“ entgegnete Wolfram, „wenn im Herzen des Menschen ein Wunsch, ein Gelübde noch unerfüllt bleibt?“ „So nenne mir diesen Wunsch, vielleicht kann ich mit dem Wenigen, was ich habe, beitragen zu seiner Erfüllung.“ „Laß mich ein Haus bauen zur Ehre Gottes an der Stelle, wo ich dich, den ich todt glaubte, zum ersten Male wieder sah, und die schwere Schuld von meiner Seele gewälzt wurde; dann hast du meinen sehnlichsten Wunsch, und ich habe das Gelübde erfüllt, das ich seit sieben Jahren in mir trug.“ „Es sei, der Platz mit dem ganzen Thalgrunde sei dein Eigenthum und das Eigenthum des Gotteshauses, das du hier gründen wirst; auch will ich dir förderlich seyn in Allem, dessen du sonst noch zu Vollbringung deines frommen Werkes bedarfst. Aber Eines sollst du mir gewähren: laß mich ruhen in deinem Hause, wenn ich dereinst zu meinen Vätern fahre, nebst meiner Gemahlin und meinen Kindern und Allen, die nach mir kommen und sich des Stammes und Namens von Berlichingen nennen.“

Was Engelhardt versprochen hatte, das hielt er auch getreulich. Schon nach wenigen Tagen sandte er seine Frohnleute aus, die mußten die ganze Waldung um den Platz, genannt Hochfeld, auslichten, und an der Stelle, wo die Quelle fließt, wurde der Grundstein zum Kirchlein gelegt. Wolfram von Bebenburg trat selbst unter die Zahl der Arbeiter, und bald stieg das Kirchlein in die Höhe, denn Engelhardt ließ

alle Nothdurft an Holz und Steinen in reichlicher Menge herbeiſchaffen. Wolfram war der Erſte, welcher am Altare des neuen Gotteshauſes diente, und nachdem ſich noch drei weitere Brüder, Bernard, Niveling und Sibodo zu ihm geſellt hatten, zog er mit dieſen gen Würzburg und bat den Kaiſer, der ſich eben wieder dort aufhielt, um die Confirmation des Kloſters und den Biſchof Gebhard von Henneberg um den Conſens zu einer Sammlung. Beides wurde ihm ohne Widerrede bewilligt, und nun bauten ſie ſich Zellen an das Kirchlein; die Zahl der Brüder wurde immer größer und ſie erwählten aus ihrer Mitte einen Abt Namens Herwig, denn Wolfram wollte der Geringſten Einer bleiben und ward für Alle ein Vorbild der Frömmigkeit und Demuth. Das Kloſter aber wurde von ſeiner Lage „Schönthal" genannt, denn ſo war es dem Stifter angedeutet worden von St. Wendelin in der Steinkapelle.

VII.

Das Grabmal auf Caſtell.

Kennſt du den ſtillen Ort,
Wo von dem Grame
Dein Herz geneſen kann?
Grab iſt ſein Name.
Altes Volkslied.

1.

„Hol' mir meine Netze, Roſa!“ — rief eines Morgens Matthäus, der Fiſcher von Petershauſen, ſeinem Töchterlein zu, — „ich will verſuchen, ob ich heute nichts fange, es iſt Markttag; da magſt du dann unſere Waare zur Stadt tragen und einkaufen, was wir bedürfen.“ Roſa kam auf den Ruf ihres Vaters mit dem Netze in der Hand, aber ihr Blick war düſter, und leicht konnte man in ihren Augen noch Spuren von Thränen entdecken, die ſie ſchon in der Frühe des Tages geweint hatte. „Warum ſo betrübt, mein Kind?“ ſprach Matthäus, „ich ſehe, du haſt geweint, was fehlt dir denn?“ „Ach, lieber Vater,“ entgegnete das Mädchen, „was ſollte mir fehlen, da ich Euch habe, aber“ — bei dieſen Worten verhüllte ſie das Geſicht mit ihrem Tuche und

Thränen brachen aus ihren Augen — „laßt Euch erbitten, lieber Vater, bleibet heute zu Hause und geht nicht auf den See.“ „Warum denn nicht? weißt du nicht, daß unser Waarenvorrath alle ist; ich muß ans Geschäft, um etwas zu erwerben, es ist ohnedieß demnächst dein Namenstag, und da möcht' ich uns doch, dir zu Ehren, ein Stündlein gütlich thun.“ „Laßt dieß, lieber Vater, ich will schon mit meiner Hände Arbeit dafür sorgen, daß es uns bis dahin an einem vergnügten Tage nicht fehlen möge, aber heute, ich bitte recht inständig, bleibet zu Hause. Ich hatte diese Nacht einen gar schrecklichen Traum, ich sah Euch am See die Netze auswerfen, und wie schon einige Fischlein darin lagen, kam von der Au her ein mächtiger Aar auf Euer Schifflein niedergestürzt und wollte Euch die Fische rauben, ihr schluget nach ihm, er aber flog Euch ins Gesicht und hackte Euch die Augen aus. Da erwachte ich; es ahnete mir, als ob heute etwas Trauriges bevorstünde, und darum habe ich auch in der Frühe schon so geweint.“ „Was Träume,“ sagte der Alte, „darauf ist nicht zu gehen. Sieh nur, wie der See so heiter, wie die Reichenau so schön beleuchtet ist, was sollte mir da begegnen? laß deine Sorgen, ich werde wohl einen guten Fang thun, und dann wird mein Röschen mit Einem Male wieder fröhlich werden.“

Matthäus nahm sein Geräthe auf die Schulter und bot seiner Tochter die Hand zum Abschiede. Rosa ergriff dieselbe und bedeckte sie mit Thränen, ohne ein Wort zu sprechen, nur stumme Seufzer

drängten ſich aus ihrem Herzen. Mit Mühe wand ſich der Alte los und ging, weinend begleitete ihn Roſa zum Fahrzeuge und lange blickte ihr thränenvolles Auge dem Vater nach.

Das Mädchen blieb noch eine Zeit lang am Ufer ſtehen und ſah, wie der Vater der Stelle des Sees zuruderte, die man Eichhorn nennt; hierauf ging ſie wieder in ihre Wohnung zurück. Noch war ſie nicht dort angekommen, als ein Junker zu Pferde die Straße herabſprengte; es war Ritter Otto von Caſtell, der ſo eben ſeine Burg verlaſſen hatte, um nach Conſtanz zu reiten. „Guten Tag, Röschen!“ rief der junge Ritter, das Mädchen aber erwiederte kaum ſeinen Gruß, ſondern eilte ihrer Wohnung zu, — doch blickte ihr thränendes Auge bald noch einmal zurück und der Ritter ſah wohl, daß dieß kein Blick des Haſſes war. Wunderbare Gedanken zogen bei dieſer Scene durch Otto's Seele. „Was mag wohl dem lieben Mädchen fehlen?“ dachte er bei ſich. Schon oft war er an des armen Fiſchers Wohnung vorbeigezogen, und noch immer ward ihm ein freundlicher Gruß aus des Mädchens roſigem Munde zu Theil geworden. „Heute ſo gleichgültig und Thränen im Blicke? das muß ich wiſſen,“ ſprach er bei ſich, „ich will ſie ſelbſt fragen.“ Schon wollte er in die Fiſcherhütte eintreten, da beſann er ſich ſchnell wieder eines andern; „nein,“ dachte er, „ſie iſt allein zu Hauſe, ihr Vater fuhr eben auf den See, es möchte ihr unangenehm ſeyn, ich will lieber ſpäter wieder einſprechen, wenn er zurückgekehrt ſeyn wird.“ Traurig ritt

er die Straße dahin, denn Rosa's Schmerz, von dem er Spuren in ihren Augen entdeckt hatte, ging ihm sehr zu Herzen. Schon war Otto eine Strecke auf der Straße vorwärts geritten, als das Mädchen an das kleine Fenster ihrer Hütte trat und ihm nachblickte. „Es ist doch nicht recht," meinte sie jetzt, „daß ich dem lieben Herrn seinen Gruß nicht erwiederte, es mag ihm wehe gethan haben. Aber ich darf ja nicht, mein Vater sieht es nicht gerne, daß ich ihm gut bin, und doch liebt er mich so aufrichtig; — freilich, der Vater hat Recht, ein armes Mädchen und eines reichen Ritters Sohn, das will sich nicht gut zusammen schicken. Auch hätten die Leute gleich wieder Böses geredet, wenn ich nur ein Weilchen zu ihm hingestanden wäre. Nein, lieber Vater, deine Tochter will dir keinen Kummer machen, eher will ich den Ritter vergessen, so schwer mir dieß auch werden wird." Ein Seufzer entstieg bei diesen Gedanken ihrer Brust, der wohl zeigte, daß ihr Entschluß ihr nicht so leicht werden würde, denn schon geraume Zeit hatte ein Gefühl für Otto in ihrem Herzen Platz gewonnen, welches man Anfangs freundliche Zuneigung nennt, bis es sich immer entschiedener entfaltet und den Namen Liebe erhält.

Der Fischer Matthäus gehörte zu den Leuten des Ritters von Castell, er war es unter den Fischern des Fleckens hauptsächlich, der die Tafel seines Herrn mit Fischen versorgte. Da hatte Röschen immer, schon als sie noch ein ganz kleines Mädchen war, die Fische nach der Burg tragen müssen, und brachte dann jedesmal

ihrem Vater doppeltes Geld nach Hauſe, denn der Ritter von Caſtell, Otto's Vater, hatte das Mädchen wegen ſeiner Artigkeit und Beſcheidenheit lieb gewonnen. Des Ritters Sohn war beinahe in gleichem Alter mit Röschen, jedesmal verweilte ſie, wenn ſie ihre Waare an den Koch abgegeben, noch einige Zeit auf der Burg und ſah dem Spiele des muntern Knaben zu; — nach und nach näherte ſich dieſer dem Mädchen und das Kind des armen Matthäus wurde bald die liebſte Spielgenoſſin des reichen Ritterſohnes. So gründete ſich frühe in den Herzen der Beiden eine innige Zuneigung. Otto und Röschen wuchſen heran, der alte Matthäus ahnete, daß die Neigung ſeines Töchterleins zu dem Junker und Otto's Neigung gegen ſie leicht noch mehr werden könnte, und er trug deßhalb von nun an ſeine Fiſche ſelbſt auf die Burg, denn dem Gerede der Leute mochte er ſein liebes Kind nicht ausſetzen, das ſein einziger Troſt werden ſollte, nachdem er ſein gutes Weib zu Grabe getragen hatte. Roſa beſuchte von nun an die Burg Caſtell nicht wieder, aber nichts deſto weniger blieb ſie ihrem Jugendgeſpielen gut wie er ihr.

Lieblich ſenkte die Sonne ihre Strahlen eines Tages auf die herrliche Inſel Reichenau herab und lockte die Herrn des reichen Convents aus ihren düſtern Zellen hinaus. Die Einen wandelten durch die ſchönen Wieſenauen, Andere erholten ſich auf den traubenſchwangern Rebhügeln und noch Andere ließen ſich auf dem See ſpazieren führen, fiſchten oder trieben ſonſtige Kurzweile. Zu den Letztern hielten ſich

auch zwei edle Conventualen, Mangold von Brandis, Probſt und Kellerherr des Kloſters, ganz nahe verwandt mit dem damaligen Abte Eberhard von Brandis; und Edmund von Altenklingen, Domcantor des Convents. Beide waren von ganz verſchiedenem Charakter; Edmund hatte ein äußerſt ſanftes Gemüth, denn wo Liebe zum Geſange iſt, da kann nicht wohl etwas Rohes und Unreines im Herzen ſeyn; der Probſt Mangold dagegen war ein hitziger, unverſöhnlicher und rachgieriger Mann. Ob er gleich das eiſerne Gewand ſeiner Vorfahren mit der Mönchskutte vertauſcht hatte, ſo war darum doch ſein Inneres für edlere Gefühle nicht empfänglicher geworden, unter dem härenen Gewande ſchlug ein Herz, noch härter als der Stahl, welcher einſt die Bruſt ſeiner erlauchten Ahnen bedeckt hatte. Dieſe beiden Herrn nun ſuchten ſich auf dem See zu vergnügen. Sie beriefen zwei Männer von den eigenen Leuten des Gotteshauſes, welche einen Nachen zurüſten und die geiſtlichen Herrn auf dem See herum führen mußten.

Schon waren ſie gegen das ſogenannte Eichhorn gekommen, welches das Gebiet des Gotteshauſes Reichenau von dem der Fiſcher von Gottlieben ſcheidet, als der Probſt mit Einem Male ausrief: „halt' Schiffer, ich ſehe dort Jemanden am Eichhorn in einem Nachen ſitzen; trügt mich mein Auge nicht, ſo iſt es ein Mann, der Fiſche fängt.“ Der Fährmann hielt eine Weile; „es mag ſeyn, ehrwürdiger Herr,“ ſagte er zu dem Probſte, „es iſt ein Fiſcher, der eben jetzt ſein Netz auswirft.“ „So laß uns ſchnell fahren,“

befahl dieſer, „das iſt einer, der in unſerem Gebiete fiſcht, ein Conſtanzer, die mir ſtets zuwider waren, fahre ſchnell, daß wir ihn noch erreichen können.“ In Kurzem waren ſie zur Stelle. Matthäus der Fiſcher — denn dieſer war es, den die Herrn von ferne erblickt hatten — fuhr ruhig in ſeinem Geſchäfte fort. Gerade zog er ſein mit Fiſchen angefülltes Netz aus dem Waſſer. Mit freudigem Blicke über den reichen Fang lud er die Fiſche aus, wollte eben das Netz reinigen und wieder nach Hauſe zurückfahren, als der Probſt ihm entgegenrief: „halt, Fiſcher und laß ſehen, was du gefangen haſt!“ Matthäus lenkte ſeinen Nachen zu dem Schifflein der geiſtlichen Herren hin, entblößte ſein Haupt und ſprach demüthig: „wählet Euch, ehrwürdige Herren, von dem reichen Fange, den mir Gott beſcheeret hat, nach Belieben Einiges aus.“ Neidiſch ſah der Probſt auf die Menge Fiſche hin, die im Nachen lagen und entgegnete mit höhniſchem Lächeln: „du biſt gar zu gütig, Fiſcher, ſage vielmehr: „„hier bring' ich Euch, liebe Herren, was ich Euch geſtohlen, laſſet mir nur ein Fiſchlein zukommen aus Gnade,““ ſchau her, frecher Bube,“ — des Probſtes Augen rollten bei dieſen Worten wild herum, und ſein Geſicht, das ſchon lange mit kupferrother Farbe überzogen war, (denn nicht umſonſt war er des Convents Kellerherr) wurde noch feuriger; — „ſchau her, dieß iſt des Kloſters Gebiet, in welchem du deine Netze auswarfſt mit frevelhafter Hand.“ „Verzeihet, ehrwürdiger Herr, entgegnete ſanft der Fiſcher, daß ich ſagen muß, Ihr habet Unrecht; dort iſt

der Pfahl, welcher die Gränze zwiſchen der Au und denen von Gottlieben ſcheidet, ich habe ſie nur überſchritten, um eurem Schifflein näher zu kommen, weil ich ſah, daß Ihr auf mich zurudertet." „Wie, du willſt mich noch Lügen ſtrafen, frecher Bube?" ſchrie der Probſt mit noch wilderer Stimme; „nehmt ohne Weiteres die Fiſche," herrſchte er ſeinen Leuten zu, „ſie ſind des Kloſters." Auf ihres Herrn Befehl ſtiegen nun die Schiffleute in den Nachen des armen Matthäus und wollten ihm ſeinen Fang entreißen; der aber griff nach dem Ruder, hob es in die Höhe und ſprach: „wenn Ihr mir Unrechtes zufügen wollt, ſo erwartet von mir ein Gleiches; wer mir zu nahe tritt, den trifft mein Ruder — nichts für ungut, ihr geiſtlichen Herren." Der Fiſcher wehrte ſich tapfer um ſeine Beute und die beiden Ruderer des Probſtes richteten nur wenig aus. „Nun, wenn er ſeine Fiſche nicht laſſen will," rief der Probſt, „ſo nehmet ihn ſelbſt." „Laßt das ſein, mein Bruder," redete ihm Edmund, der Sängerherr, zu, „es iſt nicht recht gehandelt von Euch; der Fiſcher hat nicht in unſerem Gebiete ſein Netz ausgeworfen, ich kenne die Gränzſcheide wohl." Doch der Probſt hörte auf die Mahnung ſeines Mitbruders nicht, ſondern ermunterte ſeine Leute noch mehr durch das Verſprechen: „wer mir den Buben bindet, der ſoll ein gutes Trinkgeld erhalten."

Schneller als Matthäus ſein Ruder zur nöthigen Gegenwehr ergreifen konnte, fielen ihm die beiden Schiffleute des Probſtes in den Rücken; ſeine rieſige

Kraft mußte endlich der Stärke von Zweien unterliegen. Ein Dritter kam noch dazu, das war der Probſt ſelbſt, der band eigenhändig mit einem Stricke die Arme des niedergeworfenen Matthäus. In wenigen Augenblicken war Alles geſchehen. „Mein Bruder," rief der Sängerherr, „ihr thut Unrecht vor Gott und Menſchen, deſſen mag ich nicht Zeuge ſeyn, ich fahre zurück und will es dem Abte melden." „Ah, bah," lachte der Probſt, „der iſt einſtimmig mit mir; ich gelte in der Au Alles, und zudem iſt ja der Abt mein Herr Vetter." Edmund ergriff das Ruder und ſteuerte mit eigener Hand der Inſel zu; dort angekommen, eilte er in das Kloſter und in das Gemach des Abtes, aber er fand es bei dieſem unwürdigen Manne ganz, wie der Probſt es vorausgeſagt; das Ende der Rede war: „mein Sohn Mangold hat recht gehandelt, denn ſolches geſchieht für des Kloſters Rechte."

Indeſſen fuhr der Probſt mit ſeinem Gefangenen der Inſel zu. Matthäus redete während der ganzen Fahrt Nichts, ſondern blickte nur von Zeit zu Zeit grimmig in des Probſtes mitleidsloſes Auge. „Du wirſt mich nicht mehr lange grimmig anblicken," ſagte Mangold mit bedeutſamem Nachdrucke. Bald waren ſie an dem Theile der Inſel angekommen, welcher die uralte Burg Schopfeln trägt. „Hier," ſprach der Probſt zu dem Fiſcher, „magſt du büßen für den Frevel, daß du dich einem Herrn von der Au widerſetzteſt." Er winkte einigen Leuten, welche am Ufer ſtanden, dieſe kamen herbei und führten den Gefan-

genen der Burg zu. „Hier magst du deines Handwerks eine Zeit lang müßig gehen," sagte Mangold mit teufliſchem Lächeln, „dort unten im Kerker treibe Kurzweil mit Kröten und Unken und büße für die Vielen von Conſtanz, die mir ſchon lange gehäſſig ſind." Mit dieſen Worten wandte er ſich ab und ging dem Kloſter zu. Matthäus aber ward von den Leuten des Probſtes gebunden in die Burg Schopfeln geführt. Als man im unterſten Verließ angelangt war, wurde er losgebunden, die Thüre abgeſchloſſen und der arme Fiſcher ſeufzte in einem der abſcheulichſten Gefängniſſe.

2.

Während dieß Alles geſchah, ſaß Roſa zu Hauſe in traurigen Gedanken an ihrer Arbeit. Das Eſſen war zugerichtet; jeden Augenblick glaubte ſie die Fußtritte ihres Vaters zu vernehmen, aber immer ſah ſie ſich wieder getäuſcht. Mittag war längſt vorüber, ſie ging an das Waſſer hinab und ſpähte umher, ob ſie nicht einen Nachen erblicke; — nirgends war eine Spur zu ſehen. „O Gott," ſeufzte das Mädchen bei ſich, „wenn nur meine Ahnung nicht in Erfüllung gegangen iſt! — ach, mein Vater, warum habt Ihr meinem Rathe nicht gefolgt!" Sie harrte lange am Ufer, aber es wollte ſich Nichts zeigen; dann ſetzte ſie ſich nieder und ſchaute mit thränendem Blicke über die blaue Fluth. Plötzlich hörte ſie eine männliche Stimme hinter ſich rufen, ſie blickte auf und vor ihr ſtand Ritter Otto von Caſtell. „Warum ſchon wieder

Thränen im Auge, liebes Kind?" forschte der Junker mit freundlicher Stimme. Rosa erwiederte kaum den Gruß, sie verhüllte ihr Gesicht; nur ein Schluchzen war ihre Antwort. „Mein Vater, ach, mein armer Vater!" — dieß waren die einzigen Worte, die sie endlich hervorbrachte. „Sei ruhig, liebes Röschen," tröstete sie Otto, nachdem er den Grund ihres Schmerzens vernommen hatte, „dein Vater wird wiederkehren; vielleicht ist er in Constanz bei der Fischerzunft, und hat sich nur in Etwas verspätet." „Ach," seufzte Rosa, „wenn meinem Vater Unheil widerfahren, wenn ihm gar am Leben etwas geschehen wäre, wo soll ich Verlassene hin!" „Wie magst du doch so gar verzweiflungsvoll und übereilt sprechen," entgegnete Otto, „weißt du denn nicht, daß ein Freund dir zur Seite steht, der dich nie verläßt, der dich zu schützen vermag in aller Noth und Gefahr des Lebens, der dich schützen will, und gälte es auch gleich sein eigenes Leben." Die letzten Worte des Ritters trösteten das trauernde Mädchen, sie blickte auf zu Otto, und voll Liebe erwiederte dieser ihren Blick, der ihm noch reizender vorkam, da Thränen in demselben perlten. „Ja, Ihr werdet mich schützen," sagte Rosa, „das vertraue ich zu Euch, Ihr werdet vor den Menschen diejenige nicht verläugnen, die Eure Jugendspiele mit Euch theilte, der Ihr Euer Wohlwollen und Eure Freundschaft schon in so mancher Stunde zu erkennen gegeben habt." „Bei dem Kreuze meines Schwertes schwöre ich es dir, liebes Mädchen," rief Otto, ergriff ihre Hand und drückte sie an seine Brust — „in

jeder Noth wende dich zu mir; wer dich oder deinen Vater kränkt, der iſt mein Feind — ich will dein Rächer ſeyn, das können Menſchen mir nicht wehren, das kann ſelbſt mein Vater nicht, denn er will, daß auch ich den Namen eines Ritters nicht umſonſt führe. Ach! dürfte ich nur handeln, wie ich wollte, du wandelteſt längſt nicht mehr in der armen Fiſcherhütte herum." „O, ſchweigt doch von dem, lieber Junker," erwiederte Roſa, „und wecket die frühern Hoffnungen, die längſt dahingewelkt ſind, im Herzen nicht mehr auf. Bleibet nur mein Freund — dieß einzige Wort haltet mir — wenn ich Eures Schutzes bedarf; damit iſt die arme Fiſcherstochter ja zufrieden." Mit dieſen Worten wand Roſa ihre Hand aus der des Ritters und eilte ihrer Wohnung zu; doch ihre Thränen hatte das Verſprechen Otto's von Caſtell nicht ſtillen können. Otto ſtieg den Burgweg hinan, aber ihn erfreute nicht der Geſang der Vögel, nicht wohlthuend waren ihm die letzten goldenen Strahlen der Sonne, die eben im See niedertauchte. Das weinende Mädchen war das Bild ſeiner Träume.

Nur ſehr kurze Zeit verweilte Roſa zu Hauſe; die immer bängere Sorge um ihren Vater trieb ſie wieder hinab an den See. Schon erſchien der Mond am Himmel und beleuchtete die nicht entfernte Reichenau. „Mein Vater!" rief Roſa weinend in die Fluth hinaus, „ach, mein Vater, wo bleibt Ihr denn?!" Sie band einen Nachen los, auf dem ſie einigemale ſchon in Begleitung ihres Vater gefahren war, ſtieg in denſelben, ergriff das Ruder und ſteuerte

in den See hinaus. Sanft gleitete das Fahrzeug durch die Fluthen, sie lenkte es dem Eichhorn zu, jenem Platze, wo ihr Vater gewöhnlich zu fischen pflegte. Sie fand hier nirgends eine Spur von dem Vermißten; — nicht ferne war die Reichenau, — ihr guter Engel leitete sie dieser Insel zu. Dort landete sie an der Stelle, wo die Burg Schopfeln liegt. Wunderbar! als sich ihr Nachen dem Ufer näherte, erblickte sie am Landungsplatze das Schifflein ihres Vaters an einem Pfahle angebunden.

Die alte Burg Schopfeln ist nur auf der einen Seite gegen Westen von der Seefluth bespült, und gerade dort, als dem sichersten Theile, war das Verließ für die Gefangenen. Tief gingen die Mauern ins Wasser hinab. Oberhalb der Wasserfläche war eine Oeffnung angebracht, durch welche frische Luft in das Kerkerloch des armen Fischers strömen konnte. Nahe bei dieser Oeffnung stieß Rosa's Nachen an die Mauer und blieb eine Weile an derselben lehnen: Horch, da hörte das Mädchen Laute einer menschlichen Stimme; sie hielt ihr Ohr hin und lauschte — Gott, welcher Schrecken und welche Freude doch auch zugleich, sie vernahm die Stimme eines Betenden, sie vernahm ein ihr dem Inhalte nach bekanntes Nachtgebet — es war die Stimme ihres Vaters. „Mein Vater," rief sie hinunter, „o Gott, ist das eure Stimme, die ich vernehme?" „Ach, leider ja," erwiederte der Gefangene, „aber wie kommst du hieher?" „Lieber Vater, Gott hat mich hieher geführt, um Euch zu retten, aber welche böse Macht hat denn

solch schreckliches Geschick über Euch verhängt?" Mit wenigen Worten erzählte der alte Matthäus seiner Tochter die Schlechtigkeit des mitleidslosen Probstes. „O, wie sind doch die Menschen so böse," seufzte Rosa; „ach, warum habt Ihr auch meinem Rathe nicht gefolgt, — doch, sagt mir, lieber Vater, was kann ich für Euch thun?" „Meine Tochter," entgegnete Matthäus, „der mich gefangen nahm, ist ein schlimmer Mann, und wird mich wohl lange schmachten lassen, doch hat er es gethan ohne Wissen des Abtes. Vielleicht läßt der mich frei — gehe zum Bischof nach Constanz, der vermag etwas bei ihm, denn er ist sein Vetter — und läßt der Abt mich nicht frei, so wird hoffentlich die Fischerzunft zu Constanz etwas für mich thun: sie werden ihren Zunftgenossen doch nicht verderben lassen." „Wisset Ihr aber auch gewiß, lieber Vater," fragte Rosa, „daß das Euch zugefügte Unrecht ohne den Abt geschah? — dann will ich selbst zu ihm gehen und ihn bitten; freilich gehört er nicht eben unter die wackern Regenten der Au, doch, mit Gott will ich es wagen! Gott der Barmherzige tröst' Euch indessen, lieber Vater, und verleih' Euch eine gute Nacht!" „Gott segne dein Vorhaben, liebes Kind!" sprach der Gefangene.

Rosa dankte Gott von ganzem Herzen, daß er ihr gezeigt, wo ihr Vater schmachte und sie selbst zu dessen Retterin erkohren habe. Sie ergriff das Ruder und steuerte längs der Insel hinauf. Schon war die Zinne des Thurmes, den einst der würdige Abt Hatto erbaut hatte, vor ihren Augen, bald war sie am Landungs-

platze des Klosters, wo eine Straße zu demselben führte. Jetzt erst däuchte es ihr schwer, das Werk auszuführen — ein Mädchen, und allein in ein Kloster gehen. Doch, die kindliche Liebe überwand alle Bedenklichkeiten.

Hell erleuchtet war noch die Burg Reichenau, genannt die Pfalz, welche Abt Diethelm von Castell in herrlichem Style erbaut hatte. Von lautem Freudengeschrei ertönten die weiten Hallen, die oft schon das Nachtlager von Kaisern und Königen gewesen waren. Auch dießmal war gerade Besuch auf der Burg. Heinrich von Brandis, der Bischof von Constanz, ein naher Anverwandter des Abtes, hatte von seinem Lustschlosse Hegne herüber eine Spazierfahrt auf die Reichenau gemacht; er verweilte sich dieses Mal länger als gewöhnlich bei seinem geistlichen Vetter, die Herrn saßen in traulichem Kreise bei einander und thaten sich gütlich. Abt Eberhardt hatte Allem aufgeboten, um sich vor dem Bischofe in vollem Glanze zu zeigen. Der Ritter von Salenstein, als Schenke der Reichenau, mußte gar oft den Becher mit edlem Schlaitheimer kredenzen, um die stets durstigen Kehlen der geistlichen Herren zu laben. Der von Hohenkrähen, als Truchseß, hatte das beste Wildpret aufgetischt, das auf dem Gebiete sämmtlicher Klostervasallen erjagt werden konnte. Doch man achtete der Speisen nimmer so sehr, seitdem der edle Schlaitheimer so fleißig seine Runde machte. „Wen machen nicht alle Becher beredt?“ so hieß es jetzt auch bei den geistlichen Herren, die mehr als gewöhnlich dem lieblichen Tranke zuge-

ſprochen hatten. Bald war kein Unterſchied mehr zwiſchen Biſchof und Abt, es galt jetzt nur das trauliche „Herr Bruder“ zwiſchen ihnen, während die Becher erklangen, und ſelbſt den übrigen Amtherren wurde von Seiten des Biſchofs dieſer Titel öfters zu Theile. „Herr Bruder“ — ſo wandte ſich der Biſchof im Verlaufe des Geſpräches an den Probſt Mangold von Brandis, der neben ihm ſaß — „mich will bedünken, meine Conſtanzer ſeyen Euch nicht gar grün.“ „Das kümmert mich wenig,“ erwiederte mit lallender Zunge der Kellerherr, „mein Schlaitheimer ſchmeckt mir nicht minder gut, wenn auch die Spießbürger mir grollen. Doch, Ihr dürft Euch eben nicht allzuſehr vermeſſen, auch Ihr ſitzet nicht gar feſt auf Eurem Stuhle, jeden Tag wär' es ihnen angenehm, wenn Ihr der Welt Valet geben wolltet.“ „Das mag Euch ſo hingehen,“ ſagte der Biſchof, „wegen der Vetterſchaft, die bleibt ja doch zwiſchen uns; was kümmern uns die Conſtanzer.“ „Zum Teufel,“ ſchrie der Probſt mit lallender Zunge, „mögen ſie alle fahren, darauf laßt uns die Gläſer anſtoßen, Herr Bruder!“ Der Biſchof, Abt Eberhardt und Probſt Mangold ſtießen die Becher aneinander, daß es laut erklang; doch noch lauter tönte ihre Stimme, und die der übrigen Amtherren und Conventualen: „zum Teufel mit dem gemeinen Krämervolke in Conſtanz und am ganzen See!“

Noch ertönte das Geſchrei der geiſtlichen Herren, in das auch der Ritter Wölfle von Brandis, Vetter des Abtes und Probſts, ſo wie alle anweſenden

Dienstleute des Klosters einstimmten, als der Pförtner mit der Meldung eintrat, „es sei noch Jemand draußen, und wünsche den gnädigen Herrn Abt zu sprechen.“ „Zum Henker,“ rief dieser, „läßt man uns denn nie ungestört, wann uns wohl ist? — mag morgen kommen.“ „Mit Erlaubniß, gnädiger Herr,“ sagte der Klosterbruder, „es ist, so viel ich im Scheine des Lichtes wahrnahm, ein Mägdlein, und bittet dringend um Gehör.“ „Ah! Herr Bruder,“ fiel der Bischof ein, „so etwas könnt Ihr freilich nicht abweisen, und ich weiß, Ihr thut's auch nicht.“ Auf einen Wink des Abtes ging der Pförtner hinaus und kam in wenigen Augenblicken, mit einem holden Mädchen von neunzehn Jahren an der Hand, wieder zurück. Stumm und schüchtern blieb das Mädchen stehen, als sie den hellerleuchteten Saal und die Tafel, umgeben von so vielen geistlichen und nichtgeistlichen Herren, erblickte und gab so der Versammlung wider Willen Gelegenheit ihre schönen Gesichtszüge zu betrachten, denn damals trugen nicht-adelige Jungfrauen noch keine Schleier, auch wäre es bei Rosa in der That Schade gewesen, wenn sie ihre schönen, lebensfrischen Wangen und ihr blaues Augenpaar mit solch einem neidischen Tuche verhüllt hätte. „Bei St. Jörgen, meinem Schutzpatrone“ — sagte Wölfle von Brandis, indem er als geübter Kenner das Mädchen vom Kopfe bis zu den Füßen hinab musterte — „um die könnt' ich schon eine Lanze brechen, ob es mir gleich nur eine Dirne von gemeinem Stande zu seyn dünkt.“ „Und ich,“ bemerkte der Probst, „möchte wohl auch

um ihretwillen der Kutte entsagen, wenn ich nur noch ein Jährlein fünfzehn oder zwanzig jünger wäre.“ So bemerkte der Eine Dieß, der Andere Jenes, und manche Rede entfiel den geistlichen Wüstlingen, worüber Rosa, ohne gerade ihren eigentlichen Sinn zu erfassen, doch unwillkührlich erröthen mußte. „Ei, so komm doch heran, schönes Kind,“ rief der Abt, nachdem er sie lange genug mit seinen lüsternen Augen begafft hatte — „du willst ja zu mir, wie ich höre, wem gehörst du, und was ist dein Anliegen?“ Nach einigem Zögern nahete sich das Mädchen, küßte dem Abte ehrfurchtsvoll die Hand, ließ sich auf ein Knie vor ihm nieder und begann: „Ehrwürdiger, gnädiger Herr, ich bin die Tochter des armen Fischers Matthäus von Petershausen, ich komme und bitte Euch flehentlich, daß Ihr meinen Vater losgeben möget, der in Eurer Burg Schopfeln gefangen liegt, — und ich weiß doch nicht, was der arme Mann verbrochen hat“ — bei diesen Worten brach sie in Thränen aus und konnte nicht weiter fortreden. „Schon gut, schon gut, ich weiß von der Sache,“ entgegnete der Abt, „dein Wunsch soll erfüllt werden, schönes Kind; morgen mit Tagesanbruch wird dein Vater frei, dessen darfst du gewiß seyn.“ Dankend küßte Rosa des Abtes Hand, stand auf und verließ schnell die geistliche Pfalz.

3.

Von dem Kloster aus schlug Rosa ihren Weg der alten Münsterkirche zu ein. Links am Portale

derselben befindet sich ein berühmtes aus Holz geschnitztes Bild, den leidenden Erlöser am Oelberge vorstellend; vor diesem sank sie nieder und verrichtete ihre Andacht; sie dankte Gott inbrünstig, daß er ihr Vorhaben so gut habe gelingen lassen. Nachdem sie die heilige Stätte verlassen, eilte sie wie ein schnellfüßiges Reh, das der Verfolgung seiner Jäger entronnen, dem Ufer zu. Wohl hatte sie oben an der Tafel bemerkt, wie einige der Herren lüsterne Blicke auf sie warfen und dann wieder einander leise in die Ohren raunten. Ihre Befürchtung war auch nicht ohne Grund gewesen.

Schon stand sie neben ihrem Nachen und wollte ihn eben losbinden, als eine Gestalt in Mönchskutte auf sie zuschritt. „Halt, schönes Kind," rief diese ihr zu, „laß mich auch in deinen Nachen steigen und mit dir ans andere Ufer fahren, es ist eine gar schöne Mondnacht; da drinn in den dumpfen Hallen wird Einem gar so heiß, da will ich mich denn noch zuvor in Gottes frischer Luft auf dem See bewegen, ehe ich zur Ruhe gehe. Du sollst ein hübsches Fahrgeld erhalten — oder noch besser, ich schaffe dir, daß dein Vater frei wird; denn, unter uns gesagt — mit diesen Worten trat er näher zu ihr — der Abt ist ein listiger Mann und seinem Worte nicht immer zu trauen, und der, welcher deinen Vater gefangen hält, gilt mehr im Kloster, als der Abt selbst, das ist der Probst und Kellerherr Mangold von Brandis. Vor dem vornehmen geistlichen Herrn, den du gesehen — es ist der Bischof von Constanz — stellte sich der

Abt nur so, um keinen Schein der Hartherzigkeit auf sich zu laden; aber, ich sage dir, dein Vater wird nicht frei ohne meine Fürsprache; laß mich mit dir fahren, dann will ich ein kräftig Wort bei dem Probste einlegen, der hat den Schlüssel zu deines Vaters Kerker." „Ach, thut das, ehrwürdiger Herr," bat Rosa, „ich flehe Euch recht inständig darum an, daß ich den Weg nicht vergebens gemacht habe." „Nur unter der Einen Bedingung," entgegnete der Mönch, „werde ich dir helfen, wenn du mich bis dahin mit dir nimmst, wo die Insel gegen Schopfeln endet." „O, was denkt Ihr, ehrwürdiger Herr, ein Mägdlein mit einem geistlichen Herrn allein und bei Nacht über den See fahren! bedenkt doch meinen Ruf und Eure strenge Regel, das kann ich nicht thun, um meiner Ehre willen." „Noch Ein Wort — dieß sprechend ergriff er Rosa's Hand und hielt sie fest in der seinigen — Mädchen, du handelst gegen dich selbst, wofern du nicht einwilligst; sieh mich an, ich bin der gefürchtete Probst Mangold, Herr über den Abt und in Wahrheit der Regent des Klosters; ich bins, der deinen Vater gefangen legte, ich allein kann ihn frei machen; — sieh her, dieß hier ist der Schlüssel zu seinem Kerker, wer will ihn mir nehmen? Zur Stunde schließ' ich den Kerker deines Vaters auf, wenn du mich auf deinem Nachen bis hin gen Schopfeln mit dir nimmst; wo nicht, so wird dein Vater die Freiheit nimmer mehr erblicken." „Nehmt mich statt meines Vaters zur Gefangenen," sprach Rosa, „und lasset ihn frei, nur muthet mir nicht zu, ehrwürdiger

Herr, daß ich mit Euch allein über den See fahre.“ „So kommſt auch du mir nicht von dieſer Stelle,“ ſchrie der Probſt; er faßte Roſa's Hand und wollte ſie mit Gewalt aus dem Nachen ziehen, in welchem ſie ſchon mit einem Fuße ſtand, als eine zweite Mannesgeſtalt herzutrat. „Herr Probſt,“ rief dieſe, „was beginnt ihr da?“ Der Probſt wandte ſich nach der Stimme — es war Edmund von Altenklingen, der Sängerherr; auf dieſe Weiſe gewann Roſa Zeit, ſich loszureißen, ſie ſprang in den Nachen und ruderte vom Ufer. Wild blickte der Probſt nach ſeiner entronnenen Beute; „ich will mich rächen, ſchrie er noch über das Waſſer hinüber, ſo daß es Roſa hörte, dein Vater ſoll mir ſchrecklich büßen für deine Hartherzigkeit, du ſpröbes Dirnlein; bei meiner Seligkeit ſei's geſchworen!“ Hierauf wandte er ſich von Roſa weg, ſcheltend gegen Edmund und machte dieſem Vorwürfe, daß er ſich unberufen hier einmiſche. „Danket mir vielmehr dafür,“ entgegnete der Sängerherr, „daß ich Euch von Eurem Unrechte zurückhielt; glaubet mir, daß es einen rächenden Gott gibt, dem ſolches ein Gräuel iſt.“ Roſa fuhr indeſſen mit kräftigen Ruderſchlägen den Weg, welchen ſie gekommen war, wieder zurück und dankte Gott inbrünſtig, daß er ſie aus den Händen dieſes ſchlechten Menſchen errettet habe. Sie war nun frei; aber die Hoffnung, auch ihren Vater befreit zu ſehen, worüber ſie noch vor wenigen Augenblicken ſo ſehr erfreut geweſen, hatte der gottloſe Pfaffe ihr ganz aus dem Herzen geriſſen und — ſie ſchauderte bei dem bloßen Gedanken — um ihretwillen

hatte er dem alten Manne ſo fürchterliche Rache geſchworen. Ihr Herz war noch betrübter als zuvor. In ſolcher Stimmung fuhr ſie über den See, ſo kam ſie in ihrer einſamen Wohnung an; ihr Vertrauen war jetzt allein auf Gott und den Ritter Otto von Caſtell gerichtet.

Kaum war der Mond am Himmel verſchwunden und das erſte Frühroth aufgetaucht, ſo ging ſchon eine vermummte Mannesgeſtalt aus den dunkeln Mauern des Kloſters den Weg gegen die Burg Schopfeln zu. Der Wanderer ging auf keinem guten Wege, das konnte man ihm wohl anſehen; an dem eifrigen Selbſtgeſpräche bemerkte man gleich, daß er etwas auszuführen beabſichtige, worüber er noch nicht recht einig mit ſich ſelbſt war. Jetzt hatte er die Burg erreicht; auf einen leiſen Ruf von ihm öffnete ſich das Thor und ſchloß ſich eben ſo ſchnell wieder hinter ihm zu.

So eben war der arme Matthäus im Kerker auf ſeinem Strohlager erwacht. Wie ein Traum war es ihm geweſen, daß er die Stimme ſeiner Tochter den Abend zuvor gehört habe. Da vernahm er Tritte, ſie kamen näher — o Gott, dachte er bei ſich, vielleicht naht Befreiung. Aber, wie erſchrack der arme Fiſcher, der ſonſt von keiner Furcht wußte, als ſein Todfeind, Probſt Mangold, vor ihm ſtand. Matthäus erwiederte kaum den Morgengruß, den ihm der Probſt mit falſchem Blicke zuwarf; er ſah wohl, daß unter dieſer Freundlichkeit eitel Bosheit verborgen lag. „Was ſagſt du dazu,“ begann der falſche Mönch, „wenn ich dir die Freiheit ankündige und dich ſogleich in Frieden

deines Weges ziehen laſſe?" „Das iſt nicht mehr als billig von Euch," erwiederte Matthäus, ohne viele Notiz von ſeinem Beſuche zu nehmen. „Nicht ſo trotzig," ſprach der Probſt mit verſtellter Sanftmuth; „wiſſe, der Abt iſt ein ſtrenger Mann, Verletzung der Rechte ſeines Kloſters ahndet er ſchwerer als Beleidigungen gegen ſeine eigene Perſon. Jahre lang würde er dich ohne beſondere Verwendung im Kerker ſchmachten laſſen, darum bin ich hier, um dich zu befreien; — aber nicht nur frei machen will ich dich, ſondern auch dieſen Beutel mit Gold ſollſt du zum Geſchenke erhalten, woferne du mir eine einzige Bitte gewährſt." Bei dieſen Worten hielt der gottloſe Mönch dem armen Fiſcher eine wohlgefüllte Börſe vor Augen. „Und was wäre denn das für eine Bitte?" fragte Matthäus, ohne einen Blick auf das Geld fallen zu laſſen. „Ich habe dein Töchterlein geſehen, und die gefällt mir recht wohl —" „ſo," unterbrach ihn der Fiſcher heftig und ein wüthender Blick fiel auf den Probſt, „ſo, meint Ihr, die werde ich an Euch verkuppeln um Euer elendes Geld? haltet Ihr mich für einen ſolchen Vater? Laßt mich in meinem Kerkerloche, mit der Tochter Ehre will ich meine Freiheit nicht erkaufen." „Nicht ſo raſch, armes Fiſcherlein," höhnte Mangold, „ich kann noch andere Saiten aufziehen, wenn du mir nicht willfahren willſt, ſchaue um dich, ich bin in dieſem Augenblicke Herr über dein Leben, ich kann dich zwingen!" Dieß ſagend, öffnete er die Thüre und winkte zweien handfeſten Knechten herein, welche außen ſchon des Befehles ihres Herrn warteten. „Mein

Leben könnt Ihr mir nehmen," ſprach nochmals der Fiſcher, „Ihr könnt mich in dieſem unterirdiſchen Kerker verſchmachten laſſen, aber nicht nöthigen, daß meine Tochter Eure Buhlerin werde." „Nun denn," ſchrie der Probſt außer ſich vor Wuth, „ſo werde ein Opfer meiner Rache, die ich geſchworen habe zur Stunde, da du in meine Hände geriethſt, die ich erneuerte vor deinem ehr- und tugendſamen Töchterlein!" Er zog einen Dolch unter dem Gewande hervor — „wähle dieß, oder — gib mir deine Tochter, und du ſollſt frei und reich werden." „So drohſt du, unwürdiger Diener Gottes?" entgegnete Matthäus, „laß uns ſehen, wie weit deine Macht geht." Er wollte ſich aufraffen und den Probſt an der Kehle faſſen, aber in eben dem Augenblicke wurde er von den beiden Helfershelfern ergriffen, aller Widerſtand war vergeblich, der Probſt fiel von hinten über ihn her und in wenigen Augenblicken war das Werk der abſcheulichſten Bosheit an dem armen Matthäus vollführt: mit geblendeten Augen lag er auf ſeinem Strohlager, den, der ſich ſo ſchwer an ihm verſündigt hatte, konnte er nicht mehr erblicken, Hände und Füße waren in Feſſeln gelegt. „Gottloſer, verworfener Menſch," ſtöhnte der Fiſcher dem Probſte nach, der ſich der Kerkerthüre zuwandte und noch einen Blick teufliſcher Schadenfreude nach ſeinem unglücklichen Opfer zurückwarf, „das Maaß deiner Bosheit iſt voll! Denke an den, der da ſpricht: „„mein iſt die Rache, ich will vergelten"„; derſelbe wird auch mich rächen." Aber hohnlachend ſchlug der Pfaffe die Thüre hinter ſich

zu und überließ den armen Matthäus seinem Schmerze und der Verzweiflung.

Während diese Unthat auf der Reichenau verübt wurde, erwachte Rosa zu Hause in ihrem einsamen Kämmerlein von einem unruhigen Schlafe. Das Traumbild aus jüngster Zeit hatte sie wieder aufgeschreckt, sie sahe den Adler wieder, wie er, nachdem er ihrem Vater die Augen ausgehackt hatte, auf einen steilen Felsen zurückflog. Bald nachher sahe sie auf der Höhe eine Flamme aufsteigen, welche den Adler mit samt seinem Neste verzehrte. Bange Ahnungen bemächtigten sich ihrer, aber das konnte sie nicht ahnen, daß gerade in dieser Stunde das Schrecklichste ihres Traumes an ihrem Vater in Erfüllung gehe. Während sie aufstand und auf Mittel und Wege zur Befreiung ihres Vaters sann, fiel ihr Otto von Castell ein, der ihr Hülfe in jeder Noth versprochen hatte, auch erinnerte sie sich der Worte ihres Vaters, daß sie sich an die Fischerzunft zu Constanz wenden solle, wenn es anders nicht ginge. — Unterdessen war der Probst schon wieder ganz unbemerkt in den Mauern seines Klosters angekommen und freute sich im Stillen seiner wohlgelungenen Rache.

4.

Eben tauchte der Sonne goldenes Haupt aus den Fluthen des Bodensee's empor, ihre ersten Strahlen vergoldeten die lange Gebirgskette gegen Süden, als man ein holdes Mädchen mit den Spuren düstern Grames in den Zügen, den Weg nach der Burg

Caſtell hinaufſteigen ſah. Sonſt, wann Roſa dieſen Weg ging, blieb ſie bei jedem Schritte ſtehen und blickte zurück auf die herrliche Gegend, die vor ihr lag, nie ging ſie an der Bauernhütte vorbei, wo jetzt das ſogenannte Kühhaus ſteht, ohne den Bewohnern derſelben den Morgengruß zu bieten: heute hatte ſie zu Allem dem keine Zeit, ohne umzuſehen ſtieg ſie den geſchlängelten Burgweg hinauf und eilte dem Schloſſe zu.

Auf Burg Caſtell war man ſchon frühe wach, unter die erſten, die jeden Tag auf dem Platze waren, gehörte der Burgherr ſelbſt und ſein Sohn. Ein Diener führte Roſa auf ihr Verlangen ſogleich in die Wohnſtube des Ritters, wo der alte Herr eben bei ſeiner Morgenſuppe ſaß. Das Mädchen nahete dem Lehnſtuhle, und bedeckte die Hand des Herrn mit den Thränen, welche ihren bleichen Wangen entſtrömten. „Was iſt dir, Roſa," fragte der Ritter mit milder Stimme, „wer hat dir etwas zu Leide gethan?" „O Gott, mein Vater ſitzt gefangen im Verließ der Burg Schopfeln auf der Reichenau, Probſt Mangold hat den Schuldloſen eingekerkert und noch Schrecklicheres drohte er an ihm auszuüben; helft mir doch, gnädiger Herr, um Gottes willen bitte ich Euch darum." So flehend warf ſie ſich auf die Kniee nieder und umſchlang des Ritters Füße. „Stehe auf, liebe Tochter," tröſtete ſie der alte Ritter, „dein Vater iſt mir lieb, ihm ſoll Hülfe werden; mein Sohn Otto ſelbſt ſoll ihn frei machen. Er ertheilte einem Diener Befehl; dieſer ging und bald darauf erſchien Otto vor ſeinem

Vater. Ach, wie ſchlug Roſa's trauriges Herz ſo freudig wieder, als ſie ihren Freund — denn mehr durfte er ihr ja nicht ſeyn — zu ſehen bekam. Er grüßte ſie liebreich; mit halblauter Stimme erwiederte ſie den Gruß, aber ihr noch thränendes Auge begegnete bedeutungsvoll dem ſeinigen, und dieſer Blick ſagte Otto nur zu deutlich, daß jetzt die Stunde gekommen ſei, wo er ſein dem Mädchen gegebenes Ritterwort löſen könne und ſolle. Der alte Ritter beſprach ſich nun über dieſes Ereigniß mit ſeinem Sohne. „Gnädiger Herr," bemerkte Roſa dazwiſchen, „mein Vater ſetzt große Hoffnung auf die Fiſcherzunft zu Conſtanz, wenn ich dort ein Wort reden dürfte, ſo würde dieſe gewiß auch ihre Hülfe bieten." „Wohl," ſprach der alte Herr, „mein Sohn ſoll ihr Anführer ſeyn, denn ohne Führer möchten ſie wohl wenig ausrichten, Schopfeln iſt eine feſte Burg." Nach einigen weitern Befehlen ſeines Vaters verließ Otto das Gemach, indem er ſich mit einem liebevollen Blicke von Roſa verabſchiedete. Roſa ſollte nach des Ritters Wunſche einſtweilen auf Caſtell bleiben, bis die Fehde geendet und ihr Vater wieder in Freiheit wäre. Sie dankte für das huldvolle Anerbieten, nahm es aber nicht an, indem, wie ſie beiſetzte, „nur eine Freudenloſe und Traurige den häuslichen Kreis trüben würde," ſondern verließ die Burg und wollte in ihrem ſtillen Kämmerlein der Befreiung und Wiederkehr ihres geliebten Vaters harren.

Mit Anbruch des Morgens ſah der Thurmwächter auf Burg Schopfeln einen dunkeln Punkt auf der

Waſſerfläche von Conſtanz her, welcher, je näher er kam, immer größer wurde; jetzt konnte man Fiſchernachen unterſcheiden, deren Anzahl dem Wächter größer däuchte, als er, bei der damals ſchon üblichen Inſelfahrt, je zuvor geſehen hatte. Die Fahrzeuge kamen näher, ſie waren mit Menſchen angefüllt, die aber nicht blos Ruder mit ſich führten, ſondern ihre emporragenden Lanzen und Hellebarden in der Morgenſonne erglänzen ließen, und das Ganze hatte gar kein freundliches Anſehen. „Das ſind Feinde," rief er den im Hofraum ſtehenden Burgleuten zu, „eilet und ſchaffet Hülfe, ehe ſie uns überfallen können." Schnell machte ein Bote Meldung in das Kloſter, daß ein feindlicher Zug gegen die Burg heranrücke: in wenigen Augenblicken ſtanden die Dienſtmannen des Kloſters gerüſtet, an ihrer Spitze Wölfle von Brandis. Kaum konnten ſie die Burg noch erreichen, als die Feinde ſchon an deren weſtlicher Seite ihre Nachen anlegten: es war die ehrſame Fiſcherzunft von Conſtanz; nicht Einer war ausgeblieben, denn alle waren dem redlichen Matthäus von Herzen gut, aber dießmal führten ſie Schwerter und Lanzen anſtatt der Ruder, und nicht minder rüſtig als ihre gewöhnlichen Werkzeuge wußten ſie jene zu führen. Während ſo die Fiſcher Schopfeln von Weſten her belagerten, kam Otto von Caſtell mit einer Schaar Reiſiger, die er in der Schnelligkeit aufgeboten hatte, von Oſten herangezogen. Ihm zur Seite lief ein junger Knappe, der ſich, als Otto mit der Fiſcherzunft den Ueberfall verabredete, vor den Thoren von Conſtanz freiwillig zu ihm geſellt hatte, ob man ihm

gleich, ſeiner Jugend wegen, mehrmals zugeredet hatte, zu Hauſe zu bleiben, aber vergeblich.

Nachdem ſo die Burg von beiden Seiten umſtellt und jeder Ausgang abgeſchnitten war, ließ der junge Ritter von Caſtell die Beſatzung auffordern, den gefangenen Fiſcher Matthäus auf der Stelle herauszugeben. Wölfle von Brandis wies die Aufforderung hartnäckig zurück, er ſpottete über Otto, der ſich mit ſolch gemeinem Volke verbinde, um eines elenden Fiſcherleins wegen die Burg des mächtigen Herrn der Au zu überfallen, und ein Regen von Pfeilen begleitete die höhniſche Antwort. Dieß ward die Loſung zum Sturme. Die Fiſcher ruderten bis an den Eingang zur Burg vor, ſie bildeten von ihren Schilden ein Dach über ſich, an welchem die Pfeile abprallten; am Thore angelangt, ſprangen ſie zugleich aus ihren Nachen und hatten bald alle Zugänge beſetzt. Zu gleicher Zeit ſtürmten Otto's Reiſige von der öſtlichen Seite her die Mauern ohne vielen Widerſtand. Die Fiſcher hieben mit ihren Streitäxten kräftig an das nicht gar feſte Thor und gewannen ſo eine Bahn in das Innere der Burg. Wölfle mußte die Seite ſchützen, von woher Otto mit ſeiner Mannſchaft anſtürmte, wie er aber ſahe, daß das weſtliche Thor bereits klaffe, verließ er die Mauerzinne, und wandte ſich dahin, wo er die größere Gefahr vermuthete. Otto und der junge Knappe an ſeiner Seite waren die erſten auf der Mauer, und letzterer pflanzte die Siegesfahne auf der Zinne auf. Jetzt befand ſich Wölfle in einer höchſt peinlichen Lage, denn während er die Fiſcher

von dem geöffneten Thore wegzudrängen versuchte, sprangen Otto und der Knappe mit sammt den Reisigen ins Innere des Burghofes; ein hitziger Kampf begann: Wölfle von Brandis war auf allen Seiten von Feinden umringt. Mitten im Streite verließ der Knappe den Ritter von Castell, von dessen Seite er bisher nicht wegzubringen gewesen war, und eilte dem Burgverließe zu.

Der arme Geblendete in seinem unterirdischen Kerker hatte sich eben von seinem ärmlichen Strohlager erhoben und übte seine Morgenandacht, als er einen heftigen Lärmen, Schwertergeklirr und Rufen der Streitenden vernahm. „O Gott," sprach er bei sich, „ich danke dir, du sendest bald meine Rächer!" Da klirrte es vor seiner Kerkerthüre, eine Axt hieb daran, daß sie auseinander sprang; Rosa, das Mädchen im Kriegskleide, stürzte in die Arme ihres befreiten Vaters. „Mein Gott," rief der alte Fischer, „wer bist du, mein Befreier, daß ich meinen Dank zu deinen Füßen legen kann?!" „Deine Tochter ist es, lieber Vater, deine Rosa, der es vergönnt war, die Riegel deines Kerkers zu sprengen; sieh mir doch nur ins Angesicht!" Der unglückliche Mann blickte das Mädchen mit leeren Augenhöhlen an; — Schrecken lähmte alle ihre Glieder, als sie den Geblendeten sah, sie sank neben ihm nieder und konnte Nichts als Thränen der Verzweiflung vergießen. — „Vater im Himmel, sei du sein Rächer!" — Dieß waren ihre Worte, als sie sich wieder aufrichtete; dann eilte sie wieder die Treppe des Kerkers hinauf in den Burghof.

Hier war der Kampf gerade in seiner fürchterlichsten Hitze; Wölfle von Brandis wehrte sich gleich einem angeschossenen und von den Jägern gehetzten Wilde, er hatte sich Otto von Castell zum Gegner gewählt. An Reife, Alters- und Körperkraft dem Jünglinge weit überlegen, führte er gerade einen mächtigen Stoß gegen Otto's Brust, als Rosa, dieß kaum gewahrend, sich zwischen Beide warf und in ihrem treuen Herzen die tödtliche Wunde empfing.

Wölfle schlug sich mit Wenigen, die noch übrig geblieben waren, durch die Haufen der Fischer hindurch, die den Eingang besetzt hielten, und ehe er noch die traurige Botschaft von dem Vorgefallenen in das Kloster brachte, stiegen schon die Flammen auf allen vier Seiten der Burg gen Himmel und zeigten, wer Sieger geblieben war. Otto von Castell hatte den jungen Knappen neben sich niedersinken sehen, er nahm die Sturmhaube von dessen Haupte — da wallten blonde Locken ihm entgegen und ein blaues Augenpaar, das er wohl kannte, blickte ihn schmerzlich an. „O, du guter Engel," rief er, — „für mich hast du dein junges Leben gelassen — im Tode noch wolltest du mein gehören, da der Lebende dich nicht besitzen durfte" — weinend ergriff er Rosa's Hand und blickte starr in ihr sterbendes Auge, bis es verblichen war.

Den alten Matthäus führten indessen seine Genossen jubelnd und triumphirend aus dem Kerker; aber alle Freude verstummte, als man den Vater zur Leiche seiner Tochter führte, die so eben den letzten

Athem ausgehaucht hatte. Der Greis ſank neben der geliebten Todten nieder, nur mit Mühe konnte man ihn von ihrer Seite trennen. Traurig und niedergeſchlagen zogen die Sieger nach Hauſe. Roſa's Leiche und die aller übrigen Gefallenen wurden in einem der Nachen auf den heimathlichen Boden übergeführt; erſtere ließ der alte Ritter von Caſtell auf ſeine Burg bringen. Auf einem kleinen Hügel am Fuße des Burgberges, nahe bei einem Bächlein, wurde ſie beigeſetzt und ein ſchönes Denkmal erhob ſich bald auf ihrem Grabe. Der geblendete Fiſcher mußte den Reſt ſeiner Tage auf Caſtell zubringen. Jeden Morgen und Abend wallte von nun an der Greis, von Otto geführt, nach dem Grabmale, ſetzte ſich dort nieder und betete für ſeine Tochter, der junge Ritter aber mit abgehärmten Wangen weinte über dem Grabe ſeiner frühe verklärten Geliebten.

Alemannische

Volkssagen, Geschichten

und

Mährchen.

Zweiter Band.

Alemannische

Volkssagen, Geschichten

und

Mährchen.

Gesammelt und neu erzählt

von

Dr. W. Binder.

Stuttgart.
Verlag der J. F. Cast'schen Buchhandlung.
1843.

Gedruckt bei K. F. Hering & Comp.

I.

Der hölliſche Schuß.

Das eben iſt der Fluch der böſen That,
Daß ſie, fortzeugend, Böſes muß gebären.
Schiller.

1.

Im Herzen Schwabenlands, wenige hundert Schritte links der großen Heerſtraße von Stuttgart in die Schweiz, ragt unter den Gebirgsgipfeln der Alb, welche hier, in einer Ausdehnung von mehr als dreißig Stunden, dem Auge des Wanderers wie eine Menge aneinandergereihter Särge erſcheinen, ein hoher, ſäulenförmiger Berg empor, von deßen Spitze die uralte Burg Zollern, die Wiege eines der mächtigſten europäiſchen Regentenhäuſer, ſtolz und feſtgethürmt in das weitgeöffnete, fruchtbare Gelände herab blickt. Hier hauste zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts Graf Friedrich von Hohenzollern, einer der reichſten und mächtigſten unter allen Edlen des ſchwäbiſchen Landes. Etwas weiter gegen Süden lag die Burg eines andern, nicht minder erlauchten Dynaſtengeſchlechtes, der Grafen von Hohenberg, deren Erbe ſpäter in den Beſitz des Hauſes Oeſterreich-Habsburg

I.

Der höllische Schuß.

Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie, fortzeugend, Böses muß gebären.
Schiller.

1.

Im Herzen Schwabenlands, wenige hundert Schritte links der großen Heerstraße von Stuttgart in die Schweiz, ragt unter den Gebirgsgipfeln der Alb, welche hier, in einer Ausdehnung von mehr als dreißig Stunden, dem Auge des Wanderers wie eine Menge aneinandergereihter Särge erscheinen, ein hoher, säulenförmiger Berg empor, von deßen Spitze die uralte Burg Zollern, die Wiege eines der mächtigsten europäischen Regentenhäuser, stolz und festgethürmt in das weitgeöffnete, fruchtbare Gelände herab blickt. Hier hauste zu Anfang des [illegible] Jahrhunderts Graf Friedrich von Hohen[illegible] einer der reichsten und mächtigsten unter [illegible] des schwäbischen Landes. Etwas weiter [illegible] die Burg eines andern, nicht [illegible] stengeschlechtes [illegible] von Hohen[illegible]

[illegible] Hause [illegible]

überging und jezt einen nicht unbedeutenden Beſtandtheil unſers lieben Württemberg bildet.

Graf Albert von Hohenberg, Friedrichs vieljähriger Freund und Waffenbruder, ſtarb noch im beſten Mannesalter und hinterließ einen einzigen Sohn von ſechzehn Jahren, Namens Wilhelm, den er nach ſeinem lezten Willen der Pflege des Grafen von Zollern anvertraut zu wißen wünſchte. Bei dieſem wuchs daher auch der junge Hohenberger nach des Vaters Tode heran; er brachte es bald zum Range eines Edelknappen und war wegen ſeines liebreichen, anſpruchsloſen Weſens bei allen ſeinen Umgebungen wohlgelitten. Friedrich von Zollern hatte eine Tochter, die lieblich blühende Bertha; auf ſie richteten ſich Wilhelms Blicke und er weihte ihr ſein Herz mit der ganzen Glut einer erſten Jugendliebe. Allein, ſo eifrig er ſich auch um des Fräuleins Gegenneigung bewarb, ſo ſehr und häufig er ihr zu beweiſen ſuchte, wie unglücklich er ſich ohne ihre Liebe, ohne die Hoffnung auf ihren dereinſtigen Beſitz fühle: es war Alles umſonſt, Bertha wollte Nichts von Männerliebe wißen, noch war ihr kindliches Gemüth Gefühlen dieſer Art feſt verſchloßen.

Lange trug Wilhelm den geheimen Kummer ſeines Herzens mit ſich herum, das Leben hatte von nun an keine Reize mehr für ihn, ſchon jezt hielt er ſich für den Unglücklichſten aller Sterblichen, aber wirklich werden ſollte er es erſt durch einen neuen, noch unendlich herberen Schmerz, den ein feindliches Geſchick über ihn verhängt hatte.

Eines Ritters Sohn aus der Nachbarſchaft, ein Jüngling, ſchlank von Wuchs und ſchön von Angeſicht, trat um eben dieſe Zeit in die Dienſte des Grafen von Zollern. Alles, was Götz von Schalksburg ſprach, war lieblich zu hören und gefiel den Rittern und Edelfrauen wohl; ihm wandte ſich von nun an die allgemeine Gunſt zu, und Wilhelm von Hohenberg, der zuvor Geliebte und hoch Geachtete, trat ſichtbar in den Hintergrund gegen den neuen Ankömmling, der kunſtgeübt die Herzen zu gewinnen wußte; Wilhelm verſtand dieß freilich nicht ſo gut, denn ſein Weſen war gerade und in Kunſtgriffen nicht geübt. Sein Harfenſpiel, womit er ſonſt Ritter und Frauen erheitert hatte, galt jezt mit Einem Male Nichts mehr, man bewunderte nur den Schalksburger, der war ein gewandter Bogenſchütze, und Alles, wornach er zielte, mußte ſeinem Schuße unterliegen. Darüber zwar, daß Aller Augen ſich von ihm weg und Götzen zuwandten, nur dieſen allein lobten und grüßten, grämte ſich Wilhelm eben nicht ſehr, daß aber Bertha, ſie, die bisher allen Umgang mit Männern ſtets gemieden, gerne in Gottfrieds Geſellſchaft war und mit wohlgefälligen Blicken an ſeinem ſchlanken Wuchſe hing, daß er ſehen mußte, wie ſie kein Auge abwandte, wann Jener im Hofe ſtand und nach einem Vogel ſchoß, während ſein Harfenſpiel ihr eine gleichgültige Unterhaltung geworden war, das verurſachte ihm wahre Höllenqual. Bald regte ſich in ſeiner Bruſt die Eiferſucht in ihrer ganzen Heftigkeit, er ſah mehr, als wirklich der

überging und jezt einen nicht unbedeutenden Bestandtheil unsers lieben Württemberg bildet.

Graf Albert von Hohenberg, Friedrichs vieljähriger Freund und Waffenbruder, starb noch im besten Mannesalter und hinterließ einen einzigen Sohn von sechzehn Jahren, Namens Wilhelm, den er nach seinem lezten Willen der Pflege des Grafen von Zollern anvertraut zu wißen wünschte. Bei diesem wuchs daher auch der junge Hohenberger nach des Vaters Tode heran; er brachte es bald zum Range eines Edelknappen und war wegen seines liebreichen, anspruchslosen Wesens bei allen seinen Umgebungen wohlgelitten. Friedrich von Zollern hatte eine Tochter, die lieblich blühende Bertha; auf sie richteten sich Wilhelms Blicke und er weihte ihr sein Herz mit der ganzen Glut einer ersten Jugendliebe. Allein, so eifrig er sich auch um des Fräuleins Gegenneigung bewarb, so sehr und häufig er ihr zu beweisen suchte, wie unglücklich er sich ohne ihre Liebe, ohne die Hoffnung auf ihren dereinstigen Besitz fühle: es war Alles umsonst, Bertha wollte Nichts von Männerliebe wißen, noch war ihr kindliches Gemüth Gefühlen dieser Art fest verschloßen.

Lange trug Wilhelm den geheimen Kummer seines Herzens mit sich herum, das Leben hatte von nun an keine Reize mehr für ihn, schon jezt hielt er sich für den Unglücklichsten aller Sterblichen, aber wirklich werden sollte er es erst durch einen neuen, noch unendlich herberen Schmerz, den ein feindliches Geschick über ihn verhängt hatte.

Eines Ritters Sohn aus der Nachbarſchaft, ein Jüngling, ſchlank von Wuchs und ſchön von Angeſicht, trat um eben dieſe Zeit in die Dienſte des Grafen von Zollern. Alles, was Götz von Schalksburg ſprach, war lieblich zu hören und gefiel den Rittern und Edelfrauen wohl; ihm wandte ſich von nun an die allgemeine Gunſt zu, und Wilhelm von Hohenberg, der zuvor Geliebte und hoch Geachtete, trat ſichtbar in den Hintergrund gegen den neuen Ankömmling, der kunſtgeübt die Herzen zu gewinnen wußte; Wilhelm verſtand dieß freilich nicht ſo gut, denn ſein Weſen war gerade und in Kunſtgriffen nicht geübt. Sein Harfenſpiel, womit er ſonſt Ritter und Frauen erheitert hatte, galt jezt mit Einem Male Nichts mehr, man bewunderte nur den Schalksburger, der war ein gewandter Bogenſchütze, und Alles, wornach er zielte, mußte ſeinem Schuße unterliegen. Darüber zwar, daß Aller Augen ſich von ihm weg und Götzen zuwandten, nur dieſen allein lobten und grüßten, grämte ſich Wilhelm eben nicht ſehr, daß aber Bertha, ſie, die bisher allen Umgang mit Männern ſtets gemieden, gerne in Gottfrieds Geſellſchaft war und mit wohlgefälligen Blicken an ſeinem ſchlanken Wuchſe hing, daß er ſehen mußte, wie ſie kein Auge abwandte, wann Jener im Hofe ſtand und nach einem Vogel ſchoß, während ſein Harfenſpiel ihr eine gleichgültige Unterhaltung geworden war, das verurſachte ihm wahre Höllenqual. Bald regte ſich in ſeiner Bruſt die Eiferſucht in ihrer ganzen Heftigkeit, er ſah mehr, als wirklich der

Fall war, und wähnte, Bertha empfinde Liebe zu dem Jünglinge, während es doch weiter Nichts war, als freundliche Hinneigung zu deßen höfischem, dem weichern Gemüthe des Weibes sich mehr anschmiegenden Wesen. Und doch wurde Bertha von Wilhelm aus innerster Seele, ja, mit wahrer Leidenschaft geliebt; er konnte nicht mehr anders, als sie lieben, so laut auch sein Selbstgefühl ihn mahnte, ihr Bild aus seinem Herzen zu verdrängen.

Einmal geschahe es, daß Graf Friedrich von Zollern ein Fest veranstalten wollte, zu deßen Feier alle geübten Bogenschützen zu einem Wettkampfe eingeladen waren, und wer den besten Schuß thun würde, der sollte aus der Hand der liebenswürdigen Bertha den Siegesdank erhalten. Das war nun für den jungen Schalksburger eine außerordentliche Freude, denn seine Eitelkeit sagte ihm, daß dieser Wettkampf eigentlich nur ihm gelte, um seine Geschicklichkeit an den Tag legen und als Sieger alle seine Nebenbuhler verdunkeln zu können.

Alles bereitete sich schon auf den Tag des Festes vor; kampflustige Schützen fanden sich aus der Nähe und Ferne ein. Auch Wilhelm rüstete Pfeil und Bogen, obschon er wohl wußte, daß er umsonst nach dem Siegesdanke strebe, denn wohl führte er das Schwerdt mit Kraft und schlug die Saiten der Harfe mit seltener Fertigkeit, aber im Bogen war seine Hand minder geübt und unstät.

Betrübt und in sich gekehrt ging er am Vorabende des Festes unter der Burg im Thale spazieren

und ließ seinen traurigen Gedanken freien Lauf; gerne wäre er von dem unwillkommenen Wettstreite ganz weggeblieben, um nicht Zeuge von dem Triumphe seines Nebenbuhlers zu seyn, während er selbst zu Schanden würde. Da begegnete ihm ein Mann in einen rothen Mantel gehüllt. Neugierig forschend, was wohl der Unbekannte hier zu schaffen haben möchte, schaute ihm Wilhelm ins Angesicht, aber voll Schrecken fuhr er wieder zurück, denn es traten ihm Züge entgegen, wie er sie noch nie bei einem Lebenden erblickt hatte.

„Was fehlt euch, edler Junker?“ fragte der Rothmantel mit einer Freundlichkeit, die dem Jünglinge durch Mark und Gebeine drang, „ihr schreitet so düster einher, und morgen ist doch ein Tag der Freude am Hoflager eures Herrn Pflegevaters.“

„Für mich nicht,“ entgegnete Wilhelm.

„Ei, warum denn nicht?“ — lachte der Rothe, „ihr dürft nur gut treffen; es kommt nur auf euch an, ob ihr mir folgen wollt; ich weiß ein Mittel, wenn ihr das anwendet, werdet ihr auch mit eurer unstäten Hand das Ziel nicht verfehlen, und wäre es noch so ferne gesteckt.“

„So nenne mir dieses Mittel,“ bat der Junker den Mann im rothen Gewande.

„Wohlan denn“ — fuhr der Gefragte fort — „dort drüben an der Kreuzstraße steht ein zierliches Bild aus Holz geschnizt“ — „du meinst wohl das Christusbild?“ bemerkte Wilhelm dazwischen, und der Rothmantel fuhr erschrocken zusammen, als dieses Wort ausgesprochen wurde, doch ermannte er sich gleich

wieder und sprach weiter: „ja, das meine ich. Nehmt euern Bogen zur Hand, zielt mit eurem Pfeile nach dem Bilde, bis ihr es dreimal getroffen, und zieht den Pfeil, wenn er darin haftet, jedesmal wieder heraus. Diesen Pfeil bewahrt ihr sodann sorgfältig, denn mit ihm, — das seyd versichert, werdet ihr das Ziel unfehlbar treffen und den Preis aus den Händen eurer geliebten Bertha erhalten."

„Gott, welches Wort sprichst du da!" — rief Wilhelm dem schrecklichen Unbekannten entgegen — das ist nicht dein Ernst; einen solchen Frevel kann und werde ich niemals begehen!"

„Wie ihr wollt" — lachte der Rothmantel höhnisch — „aber heute noch muß es geschehen, wenn das Mittel helfen soll, und im Mondlichte" — sezte er scheinbar gleichgültig noch bei.

W. „Nein, das thu' ein Anderer, das ist ja ein wahrhaft teuflischer Rath."

R. „Nun, dann will ich euch kurz und gewiß sagen, daß der Schalksburger morgen Sieger seyn wird, und wenn er den Preis empfängt, so wird ihm auch des Fräuleins Hand zu Theil, deren Herz er längst gefeßelt hat; ihr aber könnt zusehen, wie der glückliche Bräutigam das verliebte Bräutlein zum Altare führt, könnt dabei stehen, wie er vor Aller Augen den feurigen Kuß auf ihre Rosenlippen drückt, ungescheut seine Arme um ihren reizenden Leib schlingt und die Gewonnene triumphirend sein treueigenes Weib nennt."

W. „Halt' ein mit deinen höhnenden Worten!

nein, so wahr Gott lebt, das soll nimmermehr geschehen; er soll nicht über mich triumphiren, dieser Milchbart; ich will ihn zu Schanden machen, ich vollbringe es, und sollte ich die Macht der Hölle dabei zu Hülfe rufen müßen!"

R. „So gebt mir euer Wort, vielliebe Junker, daß ihr den Klugen machen und fest an eurem männlichen Vorsatze halten wollt."

Wilhelm reichte dem Rothmantel die Rechte dar, aber es war ihm, als ob ein glühendes Eisen darauf gedrückt würde, als er die Hand des Mannes im rothen Gewande in der seinigen empfieng. Mit schallendem Gelächter aber verließ ihn dieser und verschwand urplötzlich im Gebüsche.

2.

Blaß schien der Mond in das weit geöffnete Thal herein, über welches die Kegelgestalt des Hohenzoller-Berges ihren riesigen Schatten warf, als Wilhelm von Hohenberg, mit Köcher und Bogen umgürtet, den Burgweg herabstieg. Bald war er zur Stelle. Nicht ferne von dem Kloster Gnadenthal, da, wo sich in unsern Tagen das Kirchlein des heiligen Nicolaus erhebt, stand mitten auf dem Scheidewege ein Bild des gekreuzigten Heilandes aus einem eichenen Stamme zierlich geformt. Oft schon, wann er dieses Weges kam, war Wilhelm vor diesem Bildstocke gekniet, und hatte gläubig und fromm seine Andacht vor dem Bildniße des Welterlösers verrichtet. Das war jezt der Gegenstand, den er zur Zielscheibe

seines gottlosen Schußes wählen sollte. Er nahm in einiger Entfernung von dem Bilde seine Stellung ein, faßte Bogen und Pfeil und wollte eben anlegen, als ihn plötzlich Jemand von hinten an dem Kleide zupfte. Wilhelm blickte um sich und sah ein kleines, mißgestaltetes Männchen neben sich stehen; ihm däuchte, es wäre dieß der arme Zwerg, der oft von dem Dorfe auf die Burg hinauf kam, um dort ein Almosen zu erbitten. „Edler Junker — redete der Kleine ihn an, — was wollt ihr hier beginnen? Thut doch um Gottes Willen nicht, was ihr im Sinne habt, es ist der größte Frevel.“ „Was geht das dich an? du Knirps,“ erwiederte Wilhelm, „mache, daß du nach Hause kommst, es ist schon spät an der Zeit.“ Mit diesen Worten erhob der Junker den Bogen wieder und legte den Pfeil auf. Schon wollte er abdrücken, da näherte sich das Männchen zum zweiten Male und hielt ihn wieder zurück. „Ich bitte euch bei Allem, was heilig ist, laßet ab.“ Wilhelm aber wollte auch jezt nicht auf die Warnungsstimme hören, sondern, indem er den Zwerg mit dem Fuße von sich stieß, legte er noch einmal an; seine Hand zitterte, als er den Bogen spannte, er drückte ab, ging dann hin zu dem Bilde und sah den Pfeil in deßen Haupte haften. Er zog ihn heraus und kehrte wieder auf seinen vorigen Platz zurück. Der Pfeil flog zum zweiten Male dahin und haftete dießmal in den Füßen des Bildes. Ein dritter Schuß versenkte den Pfeil in die Speerwunde des Gekreuzigten. Wilhelm wollte den Pfeil herausziehen, aber es

war ihm, als ob er alle seine Kraft anstrengen müßte. Endlich gelang es; wie er aber das Bild zufällig anblickte, däuchte ihm, als öffnete das Leblose die Augen und blickte ihm starr und drohend in das Angesicht. Ein heftiger Schauer überfiel den Junker, Hände und Füße bebten ihm, er war wie gelähmt an allen Gliedern und konnte sich kaum von der Stelle bewegen. Nachdem er lange, wie fest gebannt, mit eingesunkenen Knieen da verharrt hatte, raffte er sich zusammen und trat den Rückweg nach der Burg an. Wie er so dahin wandelte, begegnete ihm der Zwerg noch einmal, dieser würdigte ihn aber dießmal keines Blickes, sondern hielt das Gesicht strenge von ihm abgewendet. Im Fieberfroste kam Wilhelm auf der Burg an und brachte eine Nacht zu, wie er noch nie zuvor eine ähnliche erlebt hatte.

Am folgenden Tage versammelte sich eine unzählige Menge von Rittern, Frauen, Volk und Schaulustigen aller Art auf der schönen Ebene unterhalb der Burg Zollern. Der Schießplatz wurde ausgesteckt, und am Ende desselben, in der Nähe der Zielscheibe, Bühnen für die Edelfrauen errichtet, doch geschah dieß immer noch in solcher Entfernung, daß sie außer dem Bereiche der Geschoße waren. Hierauf stellten sich die Schützen in ordentlichen Reihen auf. Götz von Schalksburg hatte seinen Platz zwischen den hintersten gewählt, denn er war seines Sieges zu gewiß, indem das Ziel für alle übrigen Schützen viel zu ferne schien. Neben ihn stellte sich Wilhelm. Schon hatten, die Beiden ausgenommen, Alle ihre Bogen abgedrückt

und das Ziel, wie vorauszuſehen war, verfehlt. Wilhelm wollte dem Schalksburger den Vorrang laßen, der aber ſagte ihm ganz ſpöttiſch: „macht immerhin fort, Herr Graf, ihr werdet mir ſchon noch Etwas zu thun übrig laßen.“ Da nahm Wilhelm den Pfeil, der in der Mondnacht ſo ſchrecklich geſeyet war, aus dem Köcher und legte ihn auf den Bogen, aber ſeine Hand zitterte nicht minder, als in der geſtrigen Nacht, da er das gottloſe Werk vollbracht hatte; er wollte abdrücken, aber er ließ mit Einem Male den Bogen unwillkührlich ſinken. Da lachte Götz von Schalksburg, denn er wähnte, es wäre Furcht ſich mit ihm zu meßen, was Wilhelm hinderte, den Schuß zu wagen. Noch einmal raffte dieſer den Bogen auf, zielte und war eben im Begriffe, den unheilvollen Pfeil abzudrücken, da däuchte ihm, als ob ihn Jemand von hinten an dem Kleide anfaße um ihn zurückzuhalten. Er ſah rückwärts; das kleine Männchen ſtand wieder neben ihm, aber er kehrte ſich auch dießmal nicht an die Warnung. Schon hatte Wilhelm das Ziel auf ſeinem Bogen, da ſchwebte es ihm wunderbar vor den Augen; denn in dem Augenblicke, wo er den Pfeil abdrückte, ſah er die teufliſche Fratze des Rothmantels, wie ſie ihm höhniſch entgegen lachte, und der abgeſchoßene Pfeil flog nicht nach der Scheibe, ſondern ſuchte ſich ein anderes Ziel. Ein lauter Schrei vom Gerüſte herab, worauf die Edelfrauen und Fräulein ihre Plätze eingenommen hatten, tönte zu Wilhelms Ohren, der geſeyete Pfeil hatte die junge Gräfin Bertha getroffen, die in demſelben Augenblicke

todtenbleich in die Arme ihrer neben ihr sitzenden Mutter zurücksank. Wilhelm war Augenzeuge der ganzen schrecklichen Scene, seine Füße wankten unter ihm und er sank bewußtlos zusammen.

Als er nach einiger Zeit wieder aus seiner Betäubung erwachte, befand er sich in einem dunkeln Kerker tief unter der Erde. Ein Waßerkrug mit einem Stücke Brod darauf stand neben dem Lager aus Stroh, welches für ihn hingebettet war. „Mein Gott, was hab ich denn verbrochen," — rief Wilhelm beim Erwachen aus — „daß man mich an diesen schauervollen Ort gebracht hat?" — denn Alles, was bisher vorgegangen war, erschien ihm blos als ein dunkler Traum. Allein, so drückend auch die Nacht des Kerkers auf ihm lag, unendlich drückender noch wurde für ihn das Bewußtseyn seiner doppelten Schuld. Lange saß er da, mit niedergeschlagenem Blicke, Thränen entflossen seinen Augen; als er aber nach einiger Zeit wieder aufblickte, stand vor ihm — der schreckliche Mann im rothen Mantel. „Du hier?" rief Wilhelm, und heftiges Zittern ergriff den Armen, „was verfolgst du mich allenthalben, du Verführer zum gottlosen Werke, du Verursacher meiner schweren Sündenschuld; hebe dich weg von mir und fliehe zur Hölle, die dich ausgesandt hat!" Mit diesen Worten wandte er sich von dem Rothmantel ab und hielt die Hände vor das Gesicht, um jene scheußlichen Züge nicht zu schauen, worin sich übrigens dießmal mehr eine Art von Mitleiden, als, wie sonst, Schadenfreude ausgedrückt hatte. „Nur nicht so böse, mein junger

Freund," verſezte der Rothe, „ihr thut mir wahrhaftig Unrecht, wenn ihr mich als die Urſache eurer Schuld anklaget; Niemand als ihr ſelbſt hat den Fehler begangen, wenn der Pfeil ſein Ziel verfehlte; was kann denn ich dafür, daß der Blick rückwärts, euch irre machte? Ein rechter Schütze blickt ſtets gerade aus und dreht den Kopf nimmer, wenn er einmal angelegt hat, er hat nur Einen Gedanken in ſich, wie er das Ziel erreiche, nur Einen Punkt vor ſich, und der iſt das Schwarze. Trage i ch alſo die Schuld, mein Freund, wenn eure Hand zitterte? Derlei Sachen helfen nun und nimmermehr zum Siege; und faſt glaube ich, ihr habt das Auge zu viel nach dem Balkone ſpazieren laßen, wo die Holde eures Herzens ſaß, habt über ihrem Roſenmunde des Zieles, und was davon abhängt, ganz und gar vergeßen. Was weiß ich, was euch Alles dießmal gehindert, — weder an mir, noch an dem Pfeile lag die Schuld, denn dieſer muß treffen, wenn der Bogen nicht leichtfertiger Weiſe aus der Richtung gebracht wird."

W. „Freilich muß er treffen, du Böſewicht, da haſt du Recht, aber nicht die Zielſcheibe, ſondern das Herz der Heißgeliebten."

R. „Und eben darin habt ihr Unrecht, — ihr härmet und grämet euch mit dem Wahne, daß ihr die Geliebte tödtlich getroffen hättet; dem iſt nicht ſo, ſondern der Pfeil hat nur ihre Seite, keineswegs aber ihr Herz getroffen. Doch hat ſie ſich ſtark verblutet und iſt, wie die zarten Fräulein nun einmal ſind, aus Schwachheit in eine andaurende Ohnmacht

gefallen, aus der ſie vielleicht in euern Armen wieder erwachen könnte. Denket euch einmal den Spaß, lieber Junker, die Narren haben das Fräulein für todt gehalten und weinen und klagen nun über die Maßen an ihrem Sarge. Aber ich weiß es beßer, ſie iſt nur ſcheintodt: ein feuriger Kuß von euren Lippen würde die bleiche Jungfrau ſicher wieder ins Leben zurückrufen."

„Wo iſt Bertha?" — unterbrach Wilhelm den Erzähler haſtig — „gleich entdecke es mir, du Unbegreiflicher, daß ich ſie aufſuche und ſehe."

R. „Gar nicht ferne, aber durch eine ſtarke Mauer von euch getrennt, denn wißet, ihr befindet euch in dem Verließe der Burg; Fräulein Bertha aber iſt gleich neben in der Gruft unter der Kapelle beigeſezt und die Schwarzröcke krähen ſchon ihr Rabenlied vor den Ohren der für todt Gehaltenen. Habt ihr dieſes widerliche Krächzen noch nie gehört? es währt ja ſchon ſeit geſtern Abend an Einem fort. Noch Eine Nacht, dann wird die Gruft geſchloßen und das blutjunge Fräulein findet in dem feſt vermauerten Grabgewölbe den ſchauervollſten Tod, den ſich der Gedanke nur vorſtellen kann. Vielleicht findet man ſie dann nach Jahren, wenn die Gruft einmal wieder geöffnet wird, mit blutig gekrazten Nägeln oder halb zerfleiſchtem Arme — mich ſchaudert, wenn ich daran denke, wie es ihr ergehen kann, mich dauert das junge Blut in der tiefſten Seele."

W. „Halt' ein! bei Gott, das ſoll nimmermehr geſchehen ſo lange ich athme: führe mich hin, wo

Bertha iſt, und ich will dir danken als meinem größten Wohlthäter, ob du auch ein Teufel wäreſt.“

R. „Seht, junger Freund, eben deßhalb bin ich hier; zunächſt um euch zu retten und dann, um euch in den ungeſtörten Beſitz des Fräuleins zu bringen. Ich meint' es beßer mit euch, als ihr ſelbſt glaubtet. Alles, was ſich bisher ereignete, habe ich weislich alſo eingeleitet. Hört mich nur an, und ihr werdet mich als einen Klugen preiſen und mir gerne euern Dank zollen, auch wenn ich nicht das gewißenhafteſte Mittel wählte, um euch zum erwünſchten Ziele zu verhelfen. Aus guten Gründen mußte der Pfeil ſein Ziel verfehlen. Niemand, als ich, wußte es, daß des Fräuleins Hand dem Schalksburger längſt zugeſagt war, und hättet ihr auch den rechten Fleck auf der Scheibe getroffen, Herr Friedrich von Zollern hätte es gleichwohl ſo eingeleitet, daß die holde Bertha dem Götz von Schalksburg zu Theil geworden wäre. Ich habe die Practiken des Grafen vereitelt: mein rother Mantel hat euch beim Schuße irre gemacht; ich leitete den Pfeil ab, daß er das Fräulein traf, aber nicht tödtlich verwundete; es mußte ſo geſchehen — mir allein habt ihr es zu danken, daß Bertha, jezt aus der Mitte der Lebenden gerückt, für euch allein lebt; in wenigen Stunden wird ſie in euern Armen liegen und friſches Leben athmen.“

W. „So führe mich hin zu ihr, du Unerforſchlicher, Engel oder Geiſt der Finſterniß.“

R. „Nur nicht allzu eilig, Herr Junker; blickt doch nur auf eure Füße herab, die ſind ja gefeßelt

und an die Mauer angeſchmiedet. Indeßen, — hier iſt ein Mittel, um ſie loszumachen. Seht dieſe Feile, die dort unten aus dem Stroh hervorſchaut, die iſt von gutem Stahl und ſtark genug, das Eiſen zu durchreiben: ſeyd ihr einmal frei an den Füßen, ſo habt ihr blos noch mit den Wächtern eures Kerkers ein Wörtlein zu ſprechen, und dann hinauf in die Kapelle, die Feile durchbeißt auch jene Thürangel und wenige Treppen führen euch von dort in das gräſliche Grabgewölbe hinab. Vor der Kapelle erwarte ich euch und für das Uebrige laßet alsdann mich ſorgen."

3.

Wie an jenem verhängnißvollen Abende vor dem Schützenfeſte, waren die Worte des Rothmantels auch jezt nicht ohne Eindruck auf Wilhelms Gemüth geblieben. Theils Erbitterung gegen den Grafen von Zollern, der ihn ſo ſchändlich um Bertha's Beſitz hatte betrügen wollen, theils ſeine immer glühender gewordene Leidenſchaft für das Fräulein ſelbſt beſtimmten ihn, in die Plane des Verführers einzugehen. Er ergriff die Feile, in wenigen Augenblicken waren die doppelten Bande gelöst und er ſtand auf freien Füßen. Sie ſchritten auf die Thüre zu; der Rothe berührte das Eiſenſchloß mit der einen Hand und es ſprang auf, ohne das geringſte Geräuſch zu machen. Außen aber vor der Thüre lag ein Wächter, die Hellebarde lehnte neben ihm an der Wand und über dem kreuzförmigen Griffe ſeines Schwerdtes hatte er, wie zum Gebete, die Hände gefaltet. Der Kriegsmann ſchlief

feſt und unbeweglich, der Rothmantel aber machte eine weite Biegung um den Schlafenden, um ja in keine Berührung mit ihm zu kommen. „Den laßen wir in Ruhe“ — bemerkte er — „denn er läßt ja auch uns ungehindert unſers Weges ziehen.“

Sie kamen hierauf an eine zweite Thüre, die noch feſter verwahrt war, als die erſte; auch dieſe öffnete der Rothmantel mit leichter Mühe. Vor derſelben lag gleichfalls ein Wächter, der beides, Schwerdt und Hellebarde, an die Wand gelehnt hatte; er ſelbſt war zur Erde ausgeſtreckt, ſein Haupt lag auf dem Boden, unterſtüzt von dem rechten Arme, mit der linken Hand aber hatte er die unterſte Thürangel umklammert. Wie nun die Beiden die Thüre öffneten, kam der Arm an der Thürangel aus ſeiner früheren Richtung und der Mann rührte ſich, jedoch ohne zu erwachen. „Der läßt uns ſchon nicht gutwillig durch“ — flüſterte der Rothe dem Junker zu — „mit dem müßen wir aus einem andern Tone ſprechen. Schnell, junger Freund, das Schwerdt hier gefaßt, denn ihr wäret ſonſt ohne Waffen, wenn es zur Sache kommt.“ Mit dieſen Worten hielt er Wilhelm das bloße Schwerdt des Wächters hin, welches jener, nach langer Weigerung, endlich mit zitternder Hand faßte. Zu gleicher Zeit ſtieß der Rothmantel, wie aus Verſehen, den Wächter in die Seite, ſo daß derſelbe ſchnell in die Höhe fuhr; aber ehe er noch Zeit hatte um ſich zu ſchauen und ſich noch die ſchlaftrunkenen Augen ausrieb, um zu erkennen, wer ihn in ſeiner Ruhe geſtört hätte, hatte ihm Jener bereits mit der einen Hand die

Helmkappe tief in das Geſicht geſchlagen und mit der andern ſeinen eiſernen Halskragen gefaßt, den er ſo feſt zuſammendrückte, daß der Wächter keinen Laut mehr hervorzubringen vermochte. „Wir ſind verloren“ — rief er dem Junker zu, während er in unverwandter Stellung den Wächter feſthielt — „wir ſind verloren, wenn ihr nicht zuſtoßet und ihm den Garaus macht, denn dieſer Menſch weckt ſonſt ſeine Geſellen auf und ſie überwältigen uns ohne Gnade.“ Wilhelm hielt das Schwerdt noch in der Hand, aber er zitterte am ganzen Körper, wie von heftigem Fieberfroſte geſchüttelt; das Schwerdt entfiel ihm, — es ſollte das erſte Mal ſeyn, daß er ſeine Hand mit Blut befleckte; ſeine erſte Waffenthat ſollte ein Meuchelmord ſeyn. Mit Schaudern wandte er ſich ab. Da regte ſich's wieder an der erſten Thüre und es ſchien, als ob der verſchont gebliebene Wächter ſich aus dem Schlafe aufraffte, und zu gleicher Zeit krümmte ſich der feſtgehaltene wie ein Wurm unter den Händen des Rothmantels. „Alles iſt verloren“ — rief dieſer noch einmal mit leiſe kreiſchender Stimme — „und Fräulein Bertha verſchmachtet im Todtengewölbe, wenn ihr nicht auf der Stelle zuſtoßet; hieher Junker, hieher, ſeyd kein Feigling, ſonſt iſt eure Geliebte und mit ihr alle eure Hoffnungen dahin!“ — mit dieſen Worten entblößte er die Bruſt des Wächters.

Dieſe lezte ſchreckliche Aufforderung ſeines geſpenſtiſchen Führers wirkte auf Wilhelm mit wahrer Zauberkraft. „Lieber ein Mörder werden, und wäre

es der gemeinſte Meuchelmörder, als Bertha dahin ſterben ſehen und auf immer verlieren" — ſo dachte jezt der unglückliche Jüngling, der ſich nun ganz in die Gewalt des Böſen gegeben ſah, und nimmer von ihm loszutrennen wußte; er ergriff das Schwerdt noch einmal und — ſtieß es mit der Kraft eines Verzweifelnden in die Bruſt des Wächters; es war das erſte Mal in ſeinem Leben, daß er eine Mordwaffe gegen das Herz eines Andern richtete. Er hatte gut getroffen, denn der Rothe leitete den Stahl, daß er ſein Ziel unmöglich verfehlen konnte, nur den Stoß ſelbſt mußte Wilhelm führen. Unter heftigen Zuckungen und leiſem Röcheln athmete der Getroffene ſein Leben aus. „Habt's brav gemacht, junger Freund," — rief das Geſpenſt dem Junker zu, als der Mann, in ſeinem Blute ſchwimmend, auf der Erde lag, — „jezt können wir ungehindert weiter ans Werk, denn der erſte Hüter ſchnarcht noch immer, wie eine Ratze; er hat ſich vorhin nur umgedreht, um deſto feſter wieder einzuſchlafen."

Schnell ſtiegen jezt die beiden nächtlichen Wanderer die Wendeltreppe hinauf. Bald waren ſie im Hofraume der Burg angekommen; überall herrſchte noch Stille und eine Dunkelheit, daß man ſich kaum erkennen konnte, nur aus der Kapelle, die ganz in der Nähe an die innere Schloßmauer angebaut war, leuchtete ihnen der ſchwache Schimmer eines Lichtes entgegen. Sie traten zu dem kleinen Portale des Kirchleins hin, der Rothmantel reichte dem Junker

die Feile, er ſelbſt aber zog ſich behutſam von dem Eingange zurück und nun ging es an das Hauptwerk. Wilhelm bedurfte nicht langer Zeit, um die Thürangel zu durchfeilen und bald klaffte die Thüre ſo weit auf, daß er ſich durch die Oeffnung durchwinden konnte. „Hier noch etwas für euch" — rief der Rothe dem Junker zu, während dieſer die Kapelle eben zu betreten im Begriffe ſtand — „ihr könnt euch deßen bedienen auf dem dunkeln Gange zur Gruft, es iſt ein Fichtenſpahn, den Ihr an dem ewigen Lichte vor dem Altare anzünden müßt; dieſe Fackel wird euch ſicher zu eurer Liebſten hingeleiten; aber erſchrecket nur nicht, wenn euch das roſige Geſicht des Fräuleins etwas bleich anſtarrt."

Wilhelm von Hohenberg ergriff den dargebotenen Fichtenſpahn; ohne irgend eine Störung gelangte er durch die Pforte, leiſe, aber nicht ohne Schauer ſchritt er über die Grabſteine aus uralter Zeit dahin, welche ſich auf dem Boden aneinander reihten, bis zu der Stelle, wo das heilige Licht des Altares ſeinen ſchwachen Schein verbreitete. Des ſonſt ſo unſchuldigen Jünglings Hand, ſeit wenigen Tagen erſt an Frevel gewöhnt, hielt jezt ohne Scheu den Spahn an das geweihte Licht, ſchnell entzündete ſich dieſer und Wilhelm hatte nun eine hellleuchtende Fackel zum Grabgewölbe. Wenige Treppen führten ihn zu der Stelle hinab, wo Bertha's noch offener Sarg ſtand. Da lag die Geliebte mit gefalteten Händen; ihr bleiches Haupt ruhte auf einem Kißen von

glänzend weißer Seide, ein bis auf die Füße herabwallendes Gewand von demſelben Stoffe umhüllte die ſchlanke Geſtalt der Ruhenden. Die Fackel verbreitete einen wunderbaren Schimmer über die Geſtalt. Wilhelm ſank vor dem Sarge nieder und faltete betend die Hände — — aber eilends richtete er ſich wieder auf, denn jezt war keine Zeit, ſich ernſten Betrachtungen hinzugeben, es mußte ſchnell gehandelt werden, ehedann es zu ſpät war. Mit der Rechten faßte er die im Sarge Ruhende kräftig um den Leib, um ſie in die Höhe zu richten: es war ihm, obgleich ſie kein ſichtbares Zeichen des Lebens kund gab, als ob er ein Leben athmendes Weſen in ſeinem Arme halte; mit der Linken hielt er die verhängnißvolle Fackel. So ſchleppte er die Geliebte die Treppen des Grabgewölbes hinauf; ſchon war er oben an den Stufen des Altares angekommen, da verließ ſeinen rechten Arm die Kraft, ſchnell lehnte er die Fackel an den Altar, um die Schlafende kräftiger mit beiden Armen zu faßen. Ohne weitere Mühe brachte er ſie bis zur Pforte, mit nervigem Arme riß er die Thüre weiter auf und drang mit ſeiner geliebten Beute durch die Oeffnung.

Außen ſtand ſein getreuer Führer, der Rothmantel, immer noch auf ſeinem Poſten und geleitete ihn bis zur Ausgangspforte der Burg, die ſie offen und unbewacht fanden. Noch hatte Wilhelm das Thor erſt wenige Schritte hinter ſich, eben wollte er den Pfad betreten, der zuerſt etwas abwärts und hierauf auf die entgegengeſetzte Bergeshöhe führt, als

eine plötzliche Helle den Hofraum der dicht hinter ihm liegenden Burg erfüllte. Der Lichtschein kam von der Kapelle her, und gleich darauf hörte man das Praſſeln einer Flamme, die zu allen Seiten derſelben hinausſchlug. Der Fichtenſpan, welchen Wilhelm brennend an dem Altare zurückgelaßen hatte, als er das Fräulein mit beiden Armen umfaßte, war der Bedeckung nahe gekommen, die auf dem Altare lag; plötzlich entzündete die Fackel den zarten Stoff, in wenigen Augenblicken ſtand der hölzerne Altar in lichten Flammen; von hier zog ſich das Feuer zu dem Chorgeſtühle, ergriff dann die Pforte und ſo brannte jezt das ganze Kirchlein lichterloh.

Schnell wurden die Bewohner der Burg wach, der Thürmer ſtieß mit Macht in ſein Horn, um die ganze Umgegend zur Hülfe zuſammenzurufen. Graf Friedrich von Zollern war einer der Erſten, der von ſeinem Lager wegeilte — er war ſelbſt einer der Thätigſten, um ſeine Leute bei der Löſchung des Brandes zur äußerſten Kraftanſtrengung anzutreiben. Mit Mühe gelang es endlich, der Flamme Meiſter zu werden, aber Altar, Thüre und Alles, was an der Kapelle von Holz erbaut war, wurde ein Raub des Feuers. Gleich einer ausgebrannten Ruine ſtand das Kirchlein da, und als der Graf von Zollern in das Grabgewölbe hinabeilte, um die Leiche ſeiner zärtlich geliebten Tochter dem verzehrenden Elemente zu entreißen, bot ſich der leere Sarg dem Blicke des vor Schmerz und Staunen außer ſich gerathenen

Vaters dar. Auch wurde es nur zu bald klar, daß die Kapelle erbrochen, der Leichnam geraubt und der heilige Ort von denſelben Händen angezündet worden ſey, welche den Raub in demſelben begangen hatten. Eilig bot der Graf alle ſeine Mannen auf, um nach den Frevlern, die Solches gewagt hatten, zu fahnden; er ſelbſt ſtellte ſich an ihre Spitze, um die Spur der vermeintlichen Räuber zu verfolgen.

Eben war Wilhelm mit ſeiner geliebten Beute auf jener Stelle in der Nähe der Burg angekommen, wo noch jezt die, der heiligen Jungfrau geweihte, Kapelle ſteht. Hier ruhte er eine Weile aus, denn ſeine Kraft wollte verſiegen gehen; er blickte zurück und ſah die eben verlöſchende Flamme im Burghofe, aber weiter ſchreiten konnte er nicht, denn bereits hatten ſcharfe Augen den Ruhenden aus der Ferne wahrgenommen. Vergeblich hatte dieſer ſeine Schritte verdoppelt, ſchon glaubte er, den Händen ſeiner Verfolger entronnen zu ſeyn, da ſezte eine tiefe Bergſchlucht ſeinem Weiterſchreiten ein Ziel und unterdeßen hatten die Nacheilenden ihn auf kürzern Wegen eingeholt. „Steh', frecher Tempelräuber!“ — ſchrie Graf Friedrich von Zollern aus kurzer Entfernung dem Jünglinge entgegen — „und büße deine Schandthat mit dem Leben!“ Dieſer, die Lüfte ſchauerlich durchdringende Ruf drang zu des Fräuleins Ohr und erweckte ſie aus ihrem Todesſchlummer. Sie ſchlug die Augen auf und rief — als ſie ſich von Manns-Armen gefaßt ſah, mit noch halbohnmächtiger Stimme:

„Maria hilf!“ Und die heilige Jungfrau half auch. Denn eben wollte Wilhelm von Hohenberg, geängstigt durch den Zuruf des alten Grafen von Zollern, sich mit Bertha in den Abgrund stürzen, da hielt der Vater den Arm der Tochter fest und — sie war gerettet. Den Jüngling aber konnte kein rettender Arm mehr zurückhalten; er stürzte hinunter in den Abgrund, wo kein schützender Engel ihn empfing, sondern nur das schallende Gelächter des Verführers, deßen Gewalt er sich überantwortet hatte, heraufhallte. In derselben Stunde fand man Wilhelms Leichnam am Felsen zerschmettert liegen. Bertha aber lag in den Armen ihres Vaters, nicht mehr eine kalte, starre Leiche, sondern wieder belebt, gerettet durch die heilige Mutter Gottes, welche den Vater in eben dem Augenblicke herbeigeführt hatte, wo sie in der Tiefe des Abgrundes einen schrecklichen Tod finden sollte.

An der Stelle, wo dieß Alles geschah, baute Graf Friedrich zum Gedächtniß an die Rettung der geliebten Tochter die Kapelle „Mariahilf,“ deren Namen in unsern Tagen in den von „Mariazell“ umgewandelt wurde; Fräulein Bertha aber weihte von nun an ihr Leben Gott, der ihr dasselbe zweimal geschenkt hatte. Ungeachtet ihr Vater mit aller Macht der Gründe widerstrebte, ließ sie sich nicht zurückhalten, sondern ging hinab ins Thal und nahm den Schleier in dem Klösterlein Maria-Gnadenthal.

Oft stieg sie als Gottgeweihte den Berg hinan — aber nicht um den alternden Vater in seiner Burg

zu begrüßen, ſondern ſie trat in die neugegründete Kapelle und betete für die Seele des Jünglings, der aus Liebe zu ihr dem Verſucher ſich hingegeben und ein ſo ſchreckliches Ende gefunden hatte. Oft ſieht der nächtliche Wanderer um Burg Zollern noch in unſern Tagen in hellen Mondnächten einen Jüngling mit Köcher und Bogen in jener Schlucht wandeln — — es iſt der unruhige Geiſt des jungen Grafen von Hohenberg.

II.

Die Zerſtörung von Hohenkrähen.

Wie oft hat Liebe ſchon betrogen
Durch ihre Unbeſtändigkeit,
Wie oft, von Todesnacht umwogen,
Welkt ihre Blüthe vor der Zeit;
Wie du auch glaubensvoll begonnen,
Wie auch dein Herz begeiſtert ſchlug:
Bald war der ſchöne Traum zerronnen,
Und abwärts ſenkte dich der Flug.

Wilh. Wagner.

1.

Hell erglänzte die Maienſonne über den lachenden Gefilden des Höhgau; wie vergoldet leuchteten die Zinnen der zahlreichen Burgen, die ſich aus ſeiner Mitte erheben, die Stimmen fröhlicher Sänger erklangen aus dem Schatten blüthenreicher Bäume und in lieblichen Krümmungen murmelte das Nachflüßchen durch die bunten Wieſen dahin. Unter ſolcher Pracht und Herrlichkeit eines Maimorgens ritt fröhlich und wohlgemuth der junge Ritter Hugo von Hohenkrähen von ſeiner Burg herab den wohlbekannten Weg dem Schlößlein Friedingen zu, das ihm von Oſten her ſo anmuthig entgegenwinkte und ſein theuerſtes Kleinod in ſeinen Mauern barg. Was

galt ihm alle Pracht und Herrlichkeit der wieder erwachenden Natur, durch die er dahin zog, gegen die Maienluft, die seine jugendliche Bruft ſchwellen machte? Adelheid von Friedingen war es, eine Jungfrau, blühend in den ſchönſten Jugendreizen, und dabei ausgeſtattet mit den herrlichſten Gaben des Geiſtes, deren Bild ſein ganzes Herz und ſeine Gedanken erfüllte. Frühe ſchon hatte ſie ihre Eltern verloren und waltete jezt als alleinige Erbin in dem Beſitzthum ihrer Väter. Der Biederſinn und das edle Herz Hugo's hatten unter allen Edlen des Landes, die um ihre Hand warben, ihre Wahl für ihn entſchieden, und nur wenige Tage noch ſollten verfließen, bis ein unauflösliches Band beide Liebende am Altare auf ewig verbinden würde. Darum maiete es ſo wonnig in dem Herzen des jungen Ritters, und ſeine Freude theilte mit ihm ſein wackeres Roß, das munter und luſtig den Herrn über die blumenreichen Auen dahin trug; beſonders aber ſchien ſeine Gefühle mit ihm zu empfinden ſein getreues Doggenpaar, das ihm auf allen Wegen folgte. munter ſprangen ſie zu ſeiner Seite, und ihr freudiges Gebelle zeigte, daß ſie den geliebten Herrn wieder zur geliebten Herrinn begleiten durften.

Der Ritter hatte ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt, aus dem Buchenwalde blickte das einſame Bruderhaus hervor, und freudig ſchlug ſeine Bruſt dem Gruße der Geliebten entgegen, die ihrem Erwählten gewöhnlich auf einem weißen Zelter bis hieher entgegen ritt. Aber umſonſt harrte er dießmal

eine geraume Weile, umſonſt richtete ſich ſein ſehnſuchtsvoller Blick auf das Wäldchen, das zwiſchen dem Bruderhauſe und Schloß Friedingen lag und aus deßen Schatten ſie ſonſt, reizend wie die Göttinn der Jagd, das Auge des Geliebten überraſchte. Hugo ritt noch eine Strecke weiter, ſchon umdüſterte ſich ſein frohes Ausſehen, ſein Rößlein trabte langſamer und das Doggenpaar lief traurig an ſeiner Seite. Er lenkte durch das Wäldchen, welches die Burg Friedingen umkränzt; dumpf ertönte der Hufſchlag ſeines Roßes vor der Zugbrücke.

Mit düſterer Miene erſchien ein alter Diener an dem Thore, um dem Ritter zu öffnen. „Wo iſt Fräulein Adelheid?“ war das erſte Wort, das ſich aus Hugo's banger Bruſt preßte. Der Diener ſchwieg und wandte ſich ab, wie um eine Antwort verlegen. „Wo iſt das Fräulein?“ — wiederholte der Ritter noch einmal in ſtrengem Tone — „ſprich, Alter, oder du ſollſt meinen Zorn fühlen.“ Mit bebender Stimme gab der Diener dem Ritter die traurige Kunde, daß Fräulein Adelheid ſich ſchon ſeit zwei Tagen nicht mehr auf dem Schloße befinde. Während der Zeit, daß der Ritter von Hohenkrähen zum lezten Male auf Friedingen eingekehrt wäre, hätte ein fremder Ritter Zugang in die Burg erhalten; Adelheid hätte ihn bei ihrer Umgebung für einen Verwandten ausgegeben, der vor einiger Zeit ſein Beſitzthum in der Nähe von Friedingen angetreten, allein bald habe es ſich gezeigt, daß mehr als ein blos verwandtſchaftliches Verhältniß zwiſchen Beiden obwalte, der fremde Ritter

habe ſeine Beſuche immer häufiger wiederholt, und vorgeſtern habe das Fräulein mit ihm ihr Schloß verlaßen, um den Aufenthalt, den er ſich gewählt, zu beſuchen.

Wie niedergedonnert ſtand Hugo bei dieſer ſchrecklichen Kunde. „Das alſo iſt die Treue, die du mir ſchwurſt, du Falſche?“ — Dieß waren die einzigen Worte, die er mit wutherfülltem Blicke ſprach — und plötzlich ſchwang er ſich wieder auf ſein Roß zum Heimwege. Kaum ſich ſeiner ſelbſt bewußt vor Wuth und Rachſucht, die jezt ſein ganzes Inneres erfüllten, langte er wieder bei dem Bruderhauſe an. Eben wollte er vorübereilen, denn in ſeinem Tiefſinne hatte er weder das Haus noch den Waldbruder wahrgenommen, der ihm eben aus ſeiner Klauſe entgegen trat. „Halt' an, mein Sohn, und kehre ein Wenig bei mir ein,“ — rief der Bruder unſerm Ritter zu, indem er zugleich den Zügel ſeines Roßes faßte. Nur mit Mühe ließ ſich Hugo bewegen, ein Wenig abzuſteigen. „Was bedeutet deine düſtere Miene, deren ich nie gewöhnt war, ſo lange ich dich kenne? Sonſt biſt du immer froh und guter Dinge von dieſem Wege heimgekehrt; warum denn heute ſo niedergeſchlagen?“ Hugo ſchwieg und der Waldbruder erkannte aus ſeinem grimmigen Blicke, daß er nicht gerne antworte. Nach langem Stillſchweigen löste ſich endlich des Ritters Mund, ſein Auge rollte wild umher und nur gebrochen hörte der Bruder die Worte: „Adelheid, ach, Adelheid iſt treulos!“

Jezt war dem Klausner mit Einem Male ein

Räthſel gelöst, deßen Löſung ihn ſeit zwei Tagen beſchäftigt hatte. Seinem gewöhnlichen Geſchäfte, dem Kräuterſammeln, nachgehend, hatte er ſich nämlich vor zwei Tagen bis in den Friedinger Forſt vertieft. Zwei Reiter zogen des Weges: der Eine war ein junger Ritter, in dem er einen der fünf Brüder von Klingenberg erkannte, die auf Hohentwiel ihren Sitz hatten, und der ſeit kurzer Zeit vom Kriege heimgekehrt war; in dem Andern hatte er Adelheid von Friedingen erkannt, obgleich ſie durch männliche Kleidung und ein ſtattliches Barett ihr Frauenbild zu verbergen ſuchte. „Nun bin ich im Reinen“ — ſprach der Waldbruder zu Hugo — „und brauche Nichts weiter zu wißen, denn jezt weiß ich mehr als du ſelber; aber getröſte dich, mein Sohn, denn du haſt nichts verloren!“ ſezte er hinzu, nachdem er dem Ritter mitgetheilt hatte, was ihm von Adelheids Entfernung und Untreue bekannt war. „Rache, fürchterliche Rache will ich an Beiden nehmen, dem Buben und der Dirne,“ ſchrie Hugo und ſchwang ſich auf ſein Roß, ohne weiter auf die Worte des Einſiedlers zu hören. Schon war er mehrere Schritte weggeritten, da ſah er zurück, und dicht hinten eilte ihm der Bruder nach. „Ich bitte dich bei Allem, was heilig iſt“ — rief dieſer ihm zu — „höre doch auf mich; mäßige deinen Zorn und laß dich nicht in der Uebereilung zu einer Sünde verleiten. Blicke über dich: dort wohnt Der, dem allein die Rache zuſteht — Er wird vergelten. Kehre um mit mir und höre mich zuvor, dann magſt du handeln.“

habe seine Besuche immer häufiger wiederholt, und vorgestern habe das Fräulein mit ihm ihr Schloß verlaßen, um den Aufenthalt, den er sich gewählt, zu besuchen.

Wie niedergedonnert stand Hugo bei dieser schrecklichen Kunde. „Das also ist die Treue, die du mir schwurst, du Falsche?“ — Dieß waren die einzigen Worte, die er mit wutherfülltem Blicke sprach — und plötzlich schwang er sich wieder auf sein Roß zum Heimwege. Kaum sich seiner selbst bewußt vor Wuth und Rachsucht, die jezt sein ganzes Inneres erfüllten, langte er wieder bei dem Bruderhause an. Eben wollte er vorübereilen, denn in seinem Tiefsinne hatte er weder das Haus noch den Waldbruder wahrgenommen, der ihm eben aus seiner Klause entgegen trat. „Halt' an, mein Sohn, und kehre ein Wenig bei mir ein,“ — rief der Bruder unserm Ritter zu, indem er zugleich den Zügel seines Roßes faßte. Nur mit Mühe ließ sich Hugo bewegen, ein Wenig abzusteigen. „Was bedeutet deine düstere Miene, deren ich nie gewöhnt war, so lange ich dich kenne? Sonst bist du immer froh und guter Dinge von diesem Wege heimgekehrt; warum denn heute so niedergeschlagen?“ Hugo schwieg und der Waldbruder erkannte aus seinem grimmigen Blicke, daß er nicht gerne antworte. Nach langem Stillschweigen löste sich endlich des Ritters Mund, sein Auge rollte wild umher und nur gebrochen hörte der Bruder die Worte: „Adelheid, ach, Adelheid ist treulos!“

Jezt war dem Klausner mit Einem Male ein

Räthsel gelöst, deßen Lösung ihn seit zwei Tagen beschäftigt hatte. Seinem gewöhnlichen Geschäfte, dem Kräutersammeln, nachgehend, hatte er sich nämlich vor zwei Tagen bis in den Friedinger Forst vertieft. Zwei Reiter zogen des Weges: der Eine war ein junger Ritter, in dem er einen der fünf Brüder von Klingenberg erkannte, die auf Hohentwiel ihren Sitz hatten, und der seit kurzer Zeit vom Kriege heimgekehrt war; in dem Andern hatte er Adelheid von Friedingen erkannt, obgleich sie durch männliche Kleidung und ein stattliches Barett ihr Frauenbild zu verbergen suchte. „Nun bin ich im Reinen" — sprach der Waldbruder zu Hugo — „und brauche Nichts weiter zu wißen, denn jezt weiß ich mehr als du selber; aber getröste dich, mein Sohn, denn du hast nichts verloren!" sezte er hinzu, nachdem er dem Ritter mitgetheilt hatte, was ihm von Adelheids Entfernung und Untreue bekannt war. „Rache, fürchterliche Rache will ich an Beiden nehmen, dem Buben und der Dirne," schrie Hugo und schwang sich auf sein Roß, ohne weiter auf die Worte des Einsiedlers zu hören. Schon war er mehrere Schritte weggeritten, da sah er zurück, und dicht hinten eilte ihm der Bruder nach. „Ich bitte dich bei Allem, was heilig ist" — rief dieser ihm zu — „höre doch auf mich; mäßige deinen Zorn und laß dich nicht in der Uebereilung zu einer Sünde verleiten. Blicke über dich: dort wohnt Der, dem allein die Rache zusteht — Er wird vergelten. Kehre um mit mir und höre mich zuvor, dann magst du handeln."

Nach längerem Sträuben kehrte Hugo mit dem Waldbruder in die Klauſe zurück; er band ſein Roß an die Pforte und warf ſich auf die Moosbank vor der kleinen Wohnung nieder. Der Waldbruder nahm neben ihm Platz und begann ſeine Rede folgendermaßen:

2.

„Achtzig Jahre iſt die Zeit meiner Pilgerſchaft auf Erden. Ich habe während dieſer langen Dauer der Erfahrungen viele gemacht, habe das Menſchenleben in allen ſeinen Geſtaltungen beobachtet, ſeine frohe, wie ſeine ernſte Seite kennen gelernt. Darum maßte ich mir das Recht an, dich, den Jüngling voll Jugendfeuer, von einem übereilten Schritte zurückzuhalten, darum wage ich es, einige Worte der Ermahnung und Beſänftigung an dein Herz zu legen. Mein Sohn, die ſchönſte Zeit meines Lebens iſt für mich dahin gegangen wie ein lieblicher Traum, deßen Ende ein ſchmerzliches Erwachen war, denn ich fand, daß er eitel war und Nichts für mein beſſeres Ich zurückließ. Ich hatte die Menſchheit mit Jugendluſt umfaßt, Alles ſchien mir gleichgeſinnt, ich wähnte, gute Herzen an ein gutes Herz zu ſchließen, aber ich fand mich am Ende fürchterlich getäuſcht. Ich fand Sclavenſeelen, die nur an ihren Erdenplunder gekettet waren, die nur Freundſchaft heuchelten aus Eigennutz, fand Menſchen, die, in Kriecherei und Knechtſinn niedergebückt, ihr Leben dahin bringen wie das Vieh, anſtatt Haupt und Herz aufwärts zu richten zum

Reiche der ewigen Freiheit: mit Einem Worte, ich fand Sclaven, die es gerne waren. „Lebe wohl, du verächtliche Menschheit, unter der nur so wenige ihre hohe Bestimmung recht erkennen, lebe wohl“ — sprach ich und zog mich aus ihren Stürmen in die Einsamkeit zurück. Blick' auf, mein Sohn, — jener steile Fels, der vor uns liegt, auf dem sich die Krähenburg erhebt, jezt dein Eigenthum, er gehörte einst meinen Ahnen, dort ward ich geboren. Lange Zeit hatte ich die Burg verlaßen, um die Welt zu sehen, auf sie kehrte ich wieder zurück, auf ihr wollte ich hinfort bleiben, ohne die Menschheit wieder zu sehen. Wie der Adler, wenn er von seinem Felsenhorste herabschaut, so sah ich auf das niedrige Treiben der Menschlein unter mir.: von hier sah ich sie in ihrer wahren Größe. Aber ich durfte mich nicht begnügen mit den bereits gemachten Erfahrungen: ich sollte die Menschheit ganz kennen lernen, ich sollte erbittert werden gegen sie. Bisher hatte ich nur Männer gesucht und nicht gefunden: das andere Geschlecht war noch nicht Gegenstand meiner Aufmerksamkeit geworden.

Mehrere Jahre hatte ich schon auf meiner Felsenburg ungestört zugebracht, da geschah es eines Tages, daß Ritter Wolf von Homburg, ein Waffengenoße meines verstorbenen Vaters, auf dem Wege gen Hohenstoffeln, in Begleitung seiner wunderholden Tochter, auf meiner Burg einsprach. Sie verweilten, meinem Wunsche gemäß, einige Tage bei mir. Schon bei ihrer Ankunft hatte der Anblick des reizenden Fräuleins

ſo gehen könne. „Ich will euch in Allem folgen, ehrwürdiger Vater,“ entgegnete er dem Waldbruder, „aber vergeßen die Ungetreue, wie wäre das mir möglich?“ „Das ſollſt du, das mußt du, wenn deine Ruhe dir lieb iſt,“ — ſprach der Alte — „wohl weiß ich, wie hart es iſt, das Bild Derjenigen aus dem Herzen zu verbannen, die man ſo lange und ſo tief darin getragen. Auch mir iſt es eben ſo gegangen: wenn gleich nicht ſo lange, ſo hab' ich doch eben ſo innig geliebt, wie du; mein Herz blutete, als ich meine Ungetreue vergeßen mußte; auch das deinige wird noch lange bluten, aber es muß ſeyn. Du biſt ein Mann, handle männlich. Wenn Stunden kommen, wo Adelheids Bild ſich deiner Seele wieder aufdrängen will, ſo rufe dir die Stunde ins Andenken zurück, wo du ihre Untreue erfuhrſt, ſtelle ſie dir dar in den Armen eines Andern: gewiß, dann wird es minder ſchmerzlich für dich ſeyn, dieſes Bild wieder aus dir zu verdrängen. Mag auch dein Leben, mein Sohn, dir einige Zeit freudelos erſcheinen; du haſt ja ein ruhiges Gewißen, und wer dieſes hat, für den hat das Leben ſeine Reize noch nicht verloren. Siehe mich, ich bin einſam und allein, ohne Gefärthin bin ich durch das Leben gewallt und ſtehe bald an dem Ziele meiner Tage. Mein Leben war einſam, aber nicht freudelos; die Natur war meine Freude und ſie wird es bleiben bis zu meinem lezten Hauche. Die Freude und Wonne der Liebe wird ſo oft getrübt, die Freude an der Natur nie; die Wonnen der Liebe vergehen, die Wonne aus der Natur kehret immer

neu wieder. Die ſoll jezt deine Freude ſein, die wird deine Wunde heilen, wenn keine Menſchenhand es vermag. Und wer kann dieſe Wonne der Natur beſſer genießen, als du auf deiner Felſenhöhe, von welcher herab du die Herrlichkeit und Pracht der Natur mit Einem Blicke überſchauſt. Aber, mein Sohn, wenn auch dieß Alles nicht wäre, du biſt nicht nur ein Mann, der in reineren und edleren Genüßen ſeinen Troſt ſuchen ſoll, du biſt Chriſt, der ſich getröſten ſoll, wenn auch Nichts mehr auf Erden ihn tröſtet, du haſt den Troſt unſerer heiligen Religion; ſie war auch mein höchſter Troſt in allen trüben Stunden. Wohl biſt du ein Rittersmann, wohl ſteheſt du noch in Jahren, wo man geiſtliches Weſen und Treiben gerne uns Einſamen überläßt; nichts deſto weniger wende dich um zu dem, der da ſpricht: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühſelig und beladen ſeyd, ich will euch erquicken und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen!“

Während dieſer Reden des Klausners, war es allmählig Abend geworden; kühler wehte ſchon die Luft, die zuvor ſo ſchwül und heiß gedrückt hatte, das ſtolze Twiel und die ſteile Krähenburg blickten in ihrer Rieſengröße auf die niedere Wohnung herüber. Hugo verſprach feierlich, den Worten des Waldbruders in Allem zu folgen, ſchwang ſich auf ſein Roß und ritt etwas beruhigter ſeiner Heimath zu. Aber mit der erſten Stunde, nachdem er ſeine Burg wieder betreten hatte, ſchien ſein ganzes Weſen durchaus verändert; der ſonſt heitere und lebensfrohe Jüngling

ſchien auf einmal ein gereifter Mann; er, der zuvor für den leutſeligſten Burgherrn des Höhgau gehalten ward, war auf einmal ernſt und wortkarg geworden. So ſehr Hugo vor ſeinen Burgleuten und Dienern dieſe Umwandlung ſeines Weſens zu verbergen ſuchte, es war zu ſichtbar, daß eine wichtige Veränderung mit ihm vorgegangen ſey, und bald blieb auch die wahre Urſache davon ſeinen Umgebungen kein Geheimniß mehr. Was der Klausner im Walde vorhergeſagt, was Hugo ſelbſt geahnet hatte, das war an ihm in Erfüllung gegangen; er fühlte ſich in den erſten Tagen höchſt unglücklich, denn er wähnte ſich ſo einſam und verlaßen, obgleich ſo viele redlich meinende Seelen ihn umgaben. Wie konnten ihm auch alle, noch ſo treu ſchlagenden, Herzen ſeiner Untergebenen ein Erſatz ſeyn für das nagende Gefühl, daß Ein Herz, das ihm Alles geweſen war, nicht mehr für ihn ſchlage? So brütete er manche Stunde hin in ſeinem ſtillen Schmerze, er zog ſich zurück in das abgelegenſte Gemach der Burg und lebte die meiſte Zeit des Tages entfernt von den Seinigen. Lange ſchritt er nicht zu dem Troſte, auf den der Klausner ihn hingewieſen, endlich bezwang er ſich ſelbſt, und beſtieg einmal wieder die Felſenplatte, die inmitten der Burg aufſteigt, von welcher herab das Auge mit Einem Blicke die ganze Herrlichkeit der Umgegend überſieht. Es war ein Abend des zu Ende gehenden Maimondes.

Schon lange hatte Hugo dieſes Anblickes entbehrt; heute ſollte dieſer Genuß ihm Alles werden, nachdem ſchon lange Nichts mehr der Art einen Reiz für ihn

gehabt hatte. Ein köſtlicher Anblick eröffnete ſich ihm; unter ihm lag das Thal, wie ein Teppich ausgebreitet, der mit allen Farben durchwirkt iſt; in lieblicher Krümmung ſchlang ſich die Aach durch die bunten Felder und Wieſen, um ſich nach kurzem Laufe mit dem Bodenſee zu vereinigen. Weiter ſchweifte das Auge bis zu den blauen Fluthen des Zellerſees, in deßen Mitte, einem ſchwimmenden Garten gleich, die Reichenau emporſteigt und der nur durch die ſtolze Stadt des Conſtantius von der großen Waſſermaße geſchieden wird. Herrlich wurde die blaue Fläche von den rieſigen Berghäuptern des Schweizerlandes mit ihren eiſigen Kuppen bekränzt. Auf allen dieſen Herrlichkeiten glänzten nur noch die lezten Strahlen der untergehenden Sonne; allmählig wurde der Spiegel des Sees matter, die Gebirge verdunkelten ſich und immer ferner zog ſich das glänzende Tagesgeſtirn von Süden nach Abend gegen den dreizackigen Berg Hohenſtoffeln. Zum lezten Male brachen ſich die Strahlen an der Felſenburg Twiel, in einen magiſchen Feuerglanz gehüllt ſtand ſie vor Hugo's Blicken da. Wie ein wiedergeneſender Kranker, der ſich nach langer Entbehrung wieder einem erquickenden Genuße hingibt, und durch Dazwiſchentreten eines unerfreulichen Gegenſtandes mitten aus ſeinem Genuße herausgerißen wird: ſo Ritter Hugo, als er die Burg Hohentwiel in ihrem Glanze erblickte; er ſchauderte zuſammen und verfiel in ſeinen vorigen Trübſinn, denn in jenen Mauern wohnte ja ſeine Ungetreue.

Die Sonne verſchwand jezt hinter der Stoffelnburg; Hugo kehrte wieder in ſein einſames Gemach und in ſeinen vorigen Trübſinn zurück. Er ſuchte jezt den andern Troſt auf, zu dem ihn der ehrwürdige Waldbruder hingewieſen hatte, den Troſt, worauf ſchon ſeine Abgeſchloßenheit von den Seinigen ihn hinleiten mußte. Bisher hatte er nur ſelten Jemanden den Zutritt zu ſich geſtattet, nun aber fühlte er mit jedem Tage mehr das Bedürfniß nach Umgang. Der Kaplan ſeiner Burg war der Erſte, den er zu ſich auf ſein Gemach berief. Es war ein Mann, der nicht zu den gewöhnlichen ſeines Standes gehörte; das Licht, welches ſeit Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts in der Kirche zu leuchten begann und der Geiſtlichkeit ein deutlicheres Bewußtſeyn ihrer Würde und Beſtimmung gab, war auch dieſem Manne aufgegangen: wie hoch erfreut war er daher, als er ſah, daß Hugo auf Ein Mal nach ſo Manchem forſche, was bisher nie Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit geweſen war; wie wohlthuend war es auch für den jungen Ritter ſelbſt, als ihm aus dem Munde des frommen Mannes manches lehrreiche Wort zu Theile wurde, das ihn darauf hinwies, wie es etwas Höheres gebe, und daß nur dieſes Höhere es ſey, worauf der Menſch in allen Lagen des Lebens mit Zuverſicht vertrauen könne und müße.

3.

Was die Natur mit allen ihren Reizen kaum an Hugo zu bewirken vermocht hatte, das wirkte in

kurzer Zeit der Umgang mit dieſem ächt religiöſen Manne. Ihm gelang es, ſeinen jungen Herrn für die Umgebungen, von denen er ſich wie ein Menſchenfeind gänzlich zurückgezogen hatte, wieder zugänglich zu machen. Ihm gelang es ſogar, denſelben wieder einmal von ſeiner Felſenburg herabzubringen, von der Hugo, gleich dem Klausner auf dem Bruderhauſe nie wieder herabzukommen beſchloßen hatte.

Es war an einem ſchönen Morgen des Monats Julius, da nahte der Burgkaplan dem Ritter mit den Worten: „Verehrteſter Herr und Gebieter, ſo eben ſendet Eure Muhme, die Frau Priorin des Kloſters St. Wolfgang zu Engen, einen Bruder des dortigen Franziscanerkloſters auf die Burg mit dem Vermelden, daß am geſtrigen Tage der Altar für das Dormitorium ihres Kloſters vollendet worden ſey, an welchem ein berühmter Künſtler dieſes ganze Jahr hindurch gearbeitet hatte. Sie läßt euch ihren herzlichen Gruß entbieten und ladet euch ein, dieß ſchöne Kunſtwerk zu beſehen; es werde euch gewiß nicht gereuen. Zudem habt ihr ja die Frau Priorin, die einzige Verwandte eures Hauſes, ſchon ſo lange nicht mehr heimgeſucht.“ Hugo bezeugte Anfangs, obgleich er ein großer Freund der Kunſt war, wenig Luſt, die Einladung anzunehmen, doch ließ er ſich durch das Zureden ſeines Kaplans bewegen und ging in deßen Geſellſchaft nach Engen. Schon lange hatte das treue Roß ſeinen Herrn nicht mehr getragen, froh und munter trabte es wieder durch die, von gereiften Saatfeldern bekränzte Straße dahin, es war, als ob

verwandelten das Tageslicht in ein gewißes Helldunkel. Sie ſchritten etwa durch die Hälfte des Ganges, in deßen Mitte ſich links ein kleiner Nebengang, von einem einzigen Fenſter erleuchtet, öffnete: dort ſtand der Altar und neben demſelben die Priorin, ihre beiden Gäſte erwartend. „Willkomm, mein werther Vetter“ — rief die ehrwürdige Frau dem Ritter entgegen — „willkomm, Bruder Bernhard! Habt ihr doch auch einmal wieder gewagt, von eurer Burg zu uns Thalbewohnern herabzuſteigen?“ Hugo und der Kaplan küßten der Priorin ehrfurchtsvoll die Hand. „Habe ich doch nicht geglaubt, ehrwürdige Frau“ — ſprach Hugo — „daß einem Manne der Zutritt zu eurem Kloſter geſtattet werden würde, da es im Rufe ſo großer Strenge ſteht.“ „Das iſt wohl wahr“ — erwiederte die Priorin — „indeßen gibt es auch Ausnahmen von der Regel: einem ſo ehrenwerthen Vetter, der ſo ſtrenge der Welt, beſonders den Weltkindern unſers Geſchlechts abgeſagt hat und auf ſeiner Burg ein wahrhaft klöſterliches Leben führt, einem ſolchen den Zutritt zu geſtatten, läßt ſich wohl verantworten. Nun aber, da euer Beſuch, mein wertheſter Vetter, nicht ſowohl mir, als vielmehr unſerm neuen Altarblatte gilt, ſo laßt uns dieſes beſchauen.“ Die Priorin nahm den Ritter bei der Hand und führte ihn zu dem Bilde hin. Schon manches ſchöne Bild hatte der Ritter in der Nähe und Ferne geſehen, aber ſo trefflich gearbeitet, wie dieſes, waren ihm noch wenige vor Augen gekommen. Die Mitte deſſelben zeigte drei, mit kunſtreicher Hand in Holz geſchnizte

Figuren: es war die Mutter Gottes mit dem Jesuskinde und zu beiden Seiten die Apostel Petrus und Johannes. Hehr und erhaben stand die Gottesgebärerin zwischen den beiden heiligen Männern; ihr Blick voll himmlischer Milde war auf das göttliche Kind gerichtet, das liebend ihren Blick erwiederte. „Nicht wahr, wertheſter Vetter" — unterbrach die Priorin den in den Anblick des Bildes verſunkenen Ritter — „nicht wahr, das iſt ein herrliches Bild? Ihr ſeyd ja ganz in daſſelbe verloren, wie würde euch nicht das Original gefallen, das dieſem Bilde geſeßen, da euch ſchon das Lebloſe ſo ſehr in Erſtaunen ſezt." „Das haben wir wohl nicht vor uns," — ſprach halbvernehmbar, zu Hugo gewendet, der Burgkaplan. „Aber" — fuhr die Priorin fort — „ſeht doch auf die beiden Altarflügel, die nicht mindern Werth als Gemälde haben, denn jenes Bild als Schnizerei." Hugo blickte auf den linken Flügel des Altars; eine Frau im ehrſamen Matronenanzuge kniete betend mit gefalteten Händen auf einem Ruhekißen. „Das iſt gewiß das Original jenes herrlichen Muttergottesbildes" — rief der Ritter, nachdem er es ſcharf betrachtet — „dieſe hat dem Künſtler ihr Bild geliehen." „Ihr habt nahe hingerathen," — verſezte die Priorin lächelnd — „aber doch nicht völlig errathen. Wohl ſind es einige Züge, aber nicht das Ganze, es ſind nur die Züge im veralteten Maaßſtabe. Das iſt die Stifterin des Altares" — fuhr ſie nach einer Pauſe fort — „und dort, auf dem rechten Flügel knieet der Stifter: es iſt der Felſenwirth von hier, Hans Bleibimhaus, ein gar frommer

und mildthätiger Mann, der ſchon Manches an unſer Klöſterlein vergabt hat. Seine neueſte und koſtbarſte Gabe iſt dieſer Altar, den er ganz auf ſeine Koſten verfertigen ließ. Aber ich denke, wir wollen nicht blos des Kloſters Dorment, ſondern auch die Kirche beſchauen; wer weiß, wie lange es anſteht, bis uns wieder einmal euer werther Beſuch zu Theil wird.“

Hugo folgte, wiewohl ungerne, ſeiner Führerin, denn lieber hätte er noch ganze Stunden im Anblicke des herrlichen Madonnabildes zugebracht. Sie gingen wieder zurück über das Dorment. Am Ende des Ganges befand ſich die Thüre, welche zum Chor der Kirche führte, deßen großer Raum bewies, daß der heilige Dominicus eine nicht unbedeutende Zahl frommer Schweſtern in dieſem Klöſterlein ernähre. Von dem Chore ſtiegen ſie hinab in die Sacriſtey. Hier zeigte die Priorin dem Ritter eine Menge prächtiger Meßgewänder und viele andere heilige Geräthe, unter denen manches den Namen des erwähnten Stifters trug. Von der Sacriſtey traten ſie nun in die eigentliche Kirche. Eine tiefe Stille herrſchte in derſelben, denn es war gerade keine Stunde, wo die Nonnen ſich zur Andacht verſammelten. Mit leiſen Tritten näherten ſie ſich dem Hochaltare: das Altarblatt war von geringem Werthe, denn es ſtammte noch aus den erſten Anfängen des Kloſters; Hugo ſchenkte daher dieſem nur geringe Aufmerkſamkeit und wandte ſich ab, um die übrigen Altäre zu beſichtigen. Da erblickte er an den Stufen des Altares zur Linken, auf den er eben zuſchreiten wollte, eine weibliche Geſtalt in knieender

Stellung, ein schwarzes Gewand umhüllte ihren schlanken Körper, über ihr dunkelbraunes Haar hing ein Schleier, der das holde Antlitz nur wenig bedeckte, denn sie hatte ihn zurückgeschlagen, da sie sich von Niemanden bemerkt wähnte. Alles um sich her vergeßend, hatte sie ihren Blick unverwandt auf das Bild des Gekreuzigten gerichtet, das auf dem Altare stand, Worte frommer Andacht entquollen leise ihren Lippen, ihr seelenvolles Auge sprach aus, was sich in ihrem innersten Herzen bewegte. Wie fest gebannt blieb Hugo stehen, seine Blicke waren einzig und allein auf das Frauenbild vor dem Altare gerichtet. „Kennet ihr jezt" — unterbrach die Priorin endlich den Ritter in seinem starren Nachdenken — „kennet ihr jezt das Original unsers Altarbildes?" Ziemlich vernehmbar hatte die Priorin diese Worte gesprochen: die fromme Beterin blickte auf, sie erschrack Anfangs, als sie fremde Leute neben dem Hochaltare erblickte, schnell schlug sie den Schleier wieder um sich und war im Nu verschwunden. „Dießmal, ehrwürdige Frau," — sprach Hugo — „dießmal hätte eure Frage etwas später kommen können, ihr habt eine fromme Beterin in ihrer Andacht gestört." „Und" — fiel die Priorin ein — „einen andächtigen Junggesellen um den Gegenstand seiner Andacht gebracht, einen Menschenfeind, der den Weltkindern unsers Geschlechtes ewige Fehde angekündigt." „Ihr beliebet zu scherzen, Ehrwürdige" — versezte Hugo — „befriediget lieber meine Neugier." „Seht," erwiederte die Priorin, „das war die Tochter besagten Felsenwirthes, ein unschul-

diges und liebes Kind, erst 17 Jahre alt. Sie kennt noch wenig die Welt; ihr einziger Gang, wenn sie das Haus verläßt, ist hieher in unser Kloster, denn sie ist gar frommen Sinnes und zwar nicht nur so obenhin, sondern es ist Herzenssache bei ihr. Schon oft hat sie den Wunsch gegen mich ausgesprochen, den Schleier zu nehmen, und einmal war es nahe daran, aber der Wille ihres Vaters, der sonst ein guter Mann ist, war dagegen, denn es ist seine einzige Tochter, und da vermag es sein Herz nicht, sie von sich zu lassen." „Das hat er weislich bedacht" bemerkte der Kaplan dazwischen. „Um nun doch unserm Klösterlein" — fuhr die Priorin fort — „einen Ersatz für das zu geben, was schon so gut als in unsern Händen war, stiftete er den kunstreichen Altar mit dem Ebenbilde seines Kindes. Aber nicht wahr, lieber Vetter, das hat der Künstler wohl getroffen?" „Nur zu sehr," erwiederte Hugo, „muß ich euern Worten beipflichten, meine Ehrwürdigste, aber wer ist denn der Verfertiger jenes Altarbildes?" „Es ist ein Wälscher, der seine Heimath verlassen, und nun gen Nürnberg ziehen will, um unsern großen Meister in der Malerkunst, Herrn Albrecht Dürer, zu besuchen. Schon geraume Zeit hat er hier verweilt, denn er hat viel zu arbeiten und ist wohl gelitten, besonders im Hause des Felsenwirths, wo er seine Herberge erwählt hat." „Aber, ehrwürdige Frau," — unterbrach der Kaplan die Priorin — „verzeihet, es will Abend werden, wir müssen hier fort; die Hauptsache haben wir ja gesehen, und unser Weg nach

Burg Krähen iſt der weiteſte.“ Die Priorin hat ihre Gäſte, zuvor wenigſtens noch eine Erfriſchung im Kloſter anzunehmen, der Kaplan aber dankte für Alles, mit der Bemerkung, daß ſie doch noch einiges beim Felſenwirthe verzehren müßten, denn gar umſonſt könnte er ihnen die Pferde doch nicht einſtellen. „Wenn freilich das iſt,“ — verſetzte die Priorin lächelnd — „ſo will ich euch nicht länger aufhalten, dort gibt es ohnehin beſſere Unterhaltung als hier in unſerem Klöſterlein: es ſcheint mir überhaupt, Pater Bernhard, ihr ſeyd noch wohl bekannt in Engen, daß ihr gerade den Felſen zur Herberge gewählt, wo der Gaſt am beſten zehrt und nicht hinzuſitzen braucht wie ein Verlaßener.“ Während dieſes Geſpräches waren ſie zur Kirchenthüre getreten, welche auf die Straße hinausführt, Hugo und der Kaplan dankten für die freundliche Aufnahme, die ſie gefunden und verabſchiedeten ſich. „Lebt wohl, und vergeßt nicht unſer Klöſterlein“ — ſprach die Priorin noch beim Abſchiede — „und ihr beſonders, liebwertheſter Vetter, nehmet euch in Acht vor einem blauen Augenpaare, auf daß ihr es nicht zu ſpät mit Schmerz bereuen müßtet.“

4.

Die beiden Gäſte verließen das Kloſter und ſtanden bald vor der Herberge zum Felſen. „Willkommen Herr Ritter,“ — rief der Wirth, Hans Bleibimhaus, den Kommenden entgegen — „willkommen, Vater Bernhard: es iſt ſchon manches Jahr, daß wir einander nicht mehr geſehen haben. Euern Herrn

Vater kannte ich beſſer, der hat aber auch öfters bei mir eingeſprochen, er ritt nie nach Krähen zurück, ohne ſein Krüglein bei mir zu leeren. Aber, was ihr für ein ſtattlicher Herr geworden ſeyd; damals waret ihr noch ein kleiner Junge. Eure Pferde ſind gut beſorgt worden und haben ſich vielleicht baß erlabt denn die Herrn ſelbſt. Was kann man auch in einem Frauenkloſter viel und Gutes erwarten? man geht durſtig hinein und durſtig heraus; aber bei mir findet man Labung, ich habe ſo eben ein friſches Faß alten Meersburger angeſtochen." Nach dieſem leutſeligen Empfange führte Hans Bleibimhaus ſeine Gäſte hinein in die Trinkſtube.

„Kätchen," — rief er, während er in die Stube trat — „Wein her, und zwar vom Beſten, wir haben werthe Gäſte. Sieh da den Pater Bernhard, der hat dir, ſo lange er noch bei den Franziscanern war, manches Helglein geſchenkt." Kätchen kam auf den Ruf des Vaters aus der nahen Kammer heraus, ſie neigte ſich ſittſam vor den Gäſten, nahete dem Burgkaplan und küßte ihm ehrfurchtsvoll die Hand mit den Worten: „willkommen, ehrwürdiger Vater, in unſerm Hauſe, ſchon lange habt ihr euch nicht mehr ſehen laſſen; doch heute, däucht mir, ſind wir uns begegnet im Klöſterlein St. Wolfgang." „Ja," — unterbrach der Kaplan die Rede des Mädchens — „da habe ich dich geſehen, liebe Tochter, aber du haſt ja gethan, wie wenn du alte Bekannte nicht mehr kennen wollteſt, denn du biſt im Nu davon gegangen." „Verzeihet," erwiederte Kätchen mit lieblicher Stimme,

verzeihet, ehrwürdiger Vater, gerne hätte ich euch angeredet, aber ihr waret nicht allein: vor eurem Kleide fürchtete ich mich nicht, wohl aber vor dem Herrn dort im Eisengewande;" mit diesen Worten blickte sie verlegen auf den Ritter. „Geh' jetzt, kannst nachher plaudern mit Vater Bernhard" — unterbrach sie der Vater — „und hole uns zuvor Etwas für unsern durstigen Gaumen." Im Nu war Kätchen verschwunden und nach wenigen Augenblicken stand ein Krug Meersburger auf dem Tische; Kätchen verließ denselben und setzte sich in der entferntesten Ecke der Stube an ihre gewohnte Arbeit, den Spinnrocken; die Gäste aber nahmen ihren Platz am Tische.

„Nun erst, meine werthen Herrn" — begann der Wirth — „nun erst gilt der Willkomm" und hob den mächtigen Humpen in die Höhe. Hell erklangen die dicken Römer und wie das köstlichste Oel rann goldgelb der geistige Meersburger durch die schmachtenden Kehlen, denn schon seit Mittag hätten Ritter Hugo und sein Kaplan keinen Tropfen mehr getrunken. Oft wurde das Krüglein gefüllt und Kätchen mußte manchmal die Spindel in den Rocken stecken und zu neuer Füllung in den Keller hinabsteigen. Der Wein verfehlte bei allen Dreien seine Wirkung nicht, selbst Hugo wurde wieder ganz der Frohe und Heitere, wie in frühern Tagen. „Wo ist aber, Herr Wirth" — fragte der Kaplan — „Frau Martha, eure liebe Hausfrau?" „Die ist ärgerlicher Weise gerade heute im Garten vor der Stadt, sprach Hans Bleibimhaus; es ist dieß ihr Lieblingsgeschäft, aber sie wird in

Bälde nach Hauſe kommen.“ „Einſtweilen wollen wir Eins trinken auf ihr Wohl,“ bemerkte der Kaplan und faßte den Humpen. „Es lebe Frau Martha, die wackere Hausfrau,“ ertönte es wie aus Einer Kehle und blitzesſchnell waren die Humpen geleert. Der Wirth ſchenkte wieder voll, froh vor ſich hinlächelnd, daß ſeiner lieben Hausfrau die verdiente Ehre wiederfahren war. „Aber,“ begann der Kaplan von Neuem, „eure Hausehre haben wir leben laſſen, ich meine“ — „ja“ — unterbrach ihn Hugo, — „auch Andere dürfen wir nicht vergeſſen, und mich däucht, Herr Wirth, euer holdes Töchterlein hat heute das meiſte Verdienſt um uns, denn ſie iſt es, die uns unſere Labung gebracht, auch ſie ſoll leben.“ Aufs neue erklangen die Humpen auf Kätchens Wohl. Das ſah und hörte das Mädchen in ihrer Ecke wohl, und beſonders dem Ritter entging es nicht, wie ſie über und über feuerroth wurde. Auch ſchnellte ſie aus lauter Verlegenheit die Spindel ſo kräftig, daß der Faden riß und die Spindel weit in die Stube hineinflog. Das machte ſie noch mehr erröthend, während die Tiſchgeſellſchaft ſich an dieſem kleinen Unfalle ergötzte. „Aber Eines fehlt uns noch zu unſerm Frohſinn,“ — bemerkte der Kaplan — „und wo dieß Eine fehlt, iſt das Ganze nicht vollkommen: ſchaut, gnädiger Herr, dort oben an der Wand hängt ein Saitenſpiel, wie wärs, wenn ihr das auch einmal wieder verſuchtet? und gewiß, Herr Wirth, iſt eure Tochter auch der Zither hold und ſingt uns ein Liedchen dazu.“ „So ein wenig klimpert ſie,“ — erwiederte Hans

Bleiblmhaus — „und ihre Stimme, ſagen die Leute, ſoll eben nicht die ſchlechteſte ſeyn.“ Während deſſen hatte Hugo das Inſtrument von der Wand genommen, ſpielte und ſang:

Lied.

Wie er im Glaſe blinket,
Der königliche Wein:
Drum, Freunde auf und ſchenket
Uns recht bis oben ein.

Es lindert alle Schmerzen
Dieß gold'ne Rebenblut
Und ſchafft betrübten Herzen
Von Neuem frohen Muth.

Sitz' ich beim kühlen Weine
So friſch und fröhlich da,
Dann denk' ich: wär nur Eine,
Die treu mich liebte, nah.

Doch Jene, die ich meine,
Die bleibt mir ewig fern,
Drum ſitz' ich auch alleine
Bei meinem Becher gern.

Und ſinge frohe Lieder
Und trinke manchmal aus,
Und kehr' ich endlich wieder
Mit frohem Sinn nach Haus.

„So iſts recht, gnädiger Herr,“ — rief der Wirth zum Felſen, — „daß ich euch auch wieder einmal fröhlich und wohlgemuth ſehe, es thut mir eigentlich recht wohl im Herzen; nun ſoll mein Kätchen auch noch an unſerer Freude Theil nehmen.

Komm her, Mädchen, und laß dich auch hören; dieſen Herrn zu Ehren begleite uns mit deiner Stimme.“ Schüchtern ſetzte ſich Kätchen an den Tiſch und ſang einige heitere Weiſen mit. „Aber jetzt, Herr Ritter“: — ſprach der Kaplan, nachdem mehrere Lieder beendigt waren — „jetzt müßen wir aufbrechen, ſo wohl uns auch Wein und Geſang behagen, ſonſt kommen wir erſt in ſpäter Nacht nach Hohenkrähen.“ „Ihr werdet doch, fiel der Felſenwirth ein, erſt meine Martha abwarten, um auch ſie zu begrüßen; daß die aber auch gerade heute ſo lange ausbleiben muß, ganz gegen ihre Gewohnheit.“ Viel lieblicher ertönte dem Ritter das einladende Wort des Wirthes, als ſeines Kaplans Mahnung zum Aufbruche; noch war er ſelbſt nicht mit ſich einig, ob der Weingeiſt auf einmal eine ſo gänzliche Aenderung ſeines Weſens hervorgebracht habe, oder ob ſeine liebenswürdige Nachbarin, die indeßen neben ihm ihren Platz genommen hatte, die Urſache ſeiner heitern Stimmung war. Doch dießmal mußte das Wort des geiſtlichen Herrn gelten; man leerte noch einmal die Humpen auf das allgemeine Wohl, das aber in Hugo's Herzen nur Einem Gegenſtande galt, und ſtand dann auf zum Abſchiede, ſo ſehr auch der Wirth widerſtrebte. „Nun, wenn es denn durchaus ſeyn muß,“ ſprach dieſer, „ſo muß ich mich eben darein fügen, aber ich hoffe bald wieder auf einen längern Beſuch.“ Das Verſprechen wurde gegeben, und nun rief Hans Bleibimhaus ſeiner Tochter, um die Scheidenden bis über die Treppe des Hauſes zu begleiten. Schnell befolgte Kätchen des

Vaters Befehl, ſie ſtellte die Kunkel bei Seite und folgte den Gäſten bis zur Hausthüre. „Lebet wohl ehrwürdiger Vater,“ — ſprach ſie mit lieblicher Stimme zum Kaplan, während ſie mit der Linken die Thüre öffnete und mit der Rechten die Hand des geiſtlichen Herrn ergriff, die ſie ehrerbietig küßte — „kommet wohl an auf Hohenkrähen und ſprechet bald wieder bei uns ein.“ „Gilt das Wort auch mir, holde Jungfrau?“ fiel der Ritter haſtig ein, „darf auch ich bald wieder zu euch kommen?“ Dieß ſprechend, faßte er Kätchens Hand, drückte ſie voll Innbrunſt, und blickte forſchend in ihr blaues Augenpaar. „Wie ihr doch fragen möget, Herr Ritter! ſteht nicht die Herberge zum Felſen jedem rechtlichen Gaſte offen? warum ſollte euer Beſuch uns nicht werth ſeyn, um ſo mehr, da ihr euch ſo trefflich auf Saitenſpiel und Geſang verſtehet.“ „Ihr beſchämt mich, meine Werthеſte, meine Kunſt iſt nicht viel, aber ich liebe ſie ſehr und hoffe, ſie in eurer Geſellſchaft wieder oft zu üben, denn auch ihr ſeyd derſelben hold, und darum wird ſie mir in Zukunft noch unendlich werther ſeyn.“ Während Hugo ſo ſprach, hatte er Kätchens Hand in der ſeinigen gehalten, ohne daß das Mädchen Miene machte, ſie zurückzuziehen.

Indeſſen hatte der Knecht des Hauſes die Pferde vorgeführt, der Kaplan ſaß ſchon im Sattel, während Hugo noch ſo vieles mit Kätchen zu ſprechen hatte und doch nicht zum Sprechen kommen konnte, denn ſeine Augen ruheten unverwandt auf ihrem Engelsblicke. Erſt durch das freudige Stampfen

ſeines Roſſes, das ihn zum Abſchiede mahnte, wurde die ſtille Scene geſtört. „Darf ich das Gaſtrecht wagen, werthe Jungfrau?“ ſprach Hugo jezt mit halbvernehmbarer Stimme zu Kätchen. Sie ſchwieg, aber er las die Antwort in ihren liebevollen Augen; beſcheiden bückte er ſich zu ihr nieder, ein Kuß brannte auf ihren korallenrothen Lippen und Kätchen wiederſtrebte nicht, doch wurde ſie roth vor holder Schaam im ganzen Geſichte. „Das war das erſte Mal in meinem Leben, Herr Ritter,“ liſpelte das Mädchen mit etwas verlegener Stimme. „Ihr werdet euch doch nicht beleidigt fühlen meine Wertheſte?“ — ſprach Hugo — „ich weiß, was ich gebe und wem ich es gebe.“ „Wie möget ihr nur ſo ſprechen, Herr Ritter; ſo war es nicht gemeint; und ich weiß ja wohl,“ — ſezte ſie lächelnd hinzu — „daß die Sänger gerne ihren Sold ſich ſelbſt nehmen und ihn auch verdienen.“ „Ach,“ — tönte, während Kätchen noch ſprach, des Felſenwirths Stimme vom Fenſter herab — „bei euch Herrn heißt es auch: früh geſattelt und ſpät geritten; in der Zeit hätten wir noch Eins trinken können; jedoch Nichts für ungut, meine Herrn!“ Kätchen hörte des Vaters Stimme; „lebet wohl, Vater Bernhard!“ rief ſie eilig und reichte ihre Linke dem Kaplan, während ſie mit der Rechten Hugo's heißen Händedruck erwiederte und ſich ihm ſanft entwand, „Gott möge mit euch ſein, ihr werthen Gäſte: kehrt bald wieder, und auch ihr, Herr Ritter!“ Mit Nachdruck ſprach ſie die lezten Worte und ihr Auge begegnete Hugo's liebeglühendem Blicke. „Lebet wohl, holde Jungfrau“

rief Hugo; noch einmal drückte er feurig Kätchens Hand und schwang sich auf sein Roß, während diese in das Haus zurückging. „Viel Glück auf den Weg," rief noch einmal der Felsenwirth: Der Ritter erwiederte seinen Gruß, aber weit wohler that es ihm, als er noch einmal Kätchens Blicke begegnete, die ans Fenster getreten war, um den scheidenden Gästen nachzusehen. Mit freudeglänzendem Auge winkte Hugo der lieblichen Jungfrau noch einmal ein Lebewohl zu und es wurde erwiedert durch ein freundliches Kopfnicken. Hierauf gab Hugo seinem Roße die Sporen und schnell waren die beiden Reiter durch den Thorweg verschwunden.

5.

Schon ziemlich weit war die Nacht hereingebrochen, als Ritter Hugo mit seinem Kaplane am Fuße des Krähenberges ankam. Das war dem geistlichen Herrn gar lieb, daß es jezt Berg auf ging, denn bisher war er nur wenig zu ruhigem Athem gekommen: so sehr hatte des Ritters Roß dem seinigen durch muthigen Lauf zugesprochen. Wohler war es dem Ritter von Hohenkrähen; sein freudiger Muth war gleich dem Laufe seines feurigen Roßes. Bald antworteten seine beiden Doggen dem Rüdengebelle auf der Burg und froh empfingen die noch wachen Dienstleute ihren lieben Herrn. Das war das erste Mal nach langer Zeit, daß Hugo mit froher Stimmung sich dem Schlafe in die Arme warf. Ein süßer Schlummer empfing ihn wieder, wie in den Tagen

seiner früheren, glücklichen Jugendzeit, und der Traumgott führte ihm wieder liebliche Bilder vor die Seele, während er seit lange nur Schreckengestalten zu erblicken gewohnt war.

Er schlief ein und da däuchte ihm, als wandle er an einer zarten Jungfrau Hand durch eine mit Blumen geschmückte Au, hell erklang die Stimm der Vögel auf den blüthenreichen Bäumen und milde Frühlingslüfte umfächelten die Beiden, wie sie in traulichem Gespräche und süßem Kosen dahinwallten. Der Weg führte sie auf eine liebliche Anhöhe, von der aus man Wiesen und Auen, von der Sonne bestrahlt, in noch größerer Herrlichkeit erblickte. „Hier ist gut sein" sprachen sie zu einander „was wollen wir an diesem himmlischschönen Orte dem Himmel geloben?" Kaum war das Wort ihren Lippen entflohen, als sich mitten aus der blumigen Anhöhe ein hohes Kreuz erhob, an welchem das Bild des sterbenden Erlösers hing. „Das ist das Herrlichste, das ist das Schönste" — sprach Hugo zu seiner Begleiterin — „komm', laß uns anbeten, in vereinter Andacht den am Kreuze, der uns und der ganzen Menschheit Alles geworden ist." Anbetend knieten sie am Stamme des Kreuzes nieder und ihre Herzen weilten bei Dem, der das Heil der Sünder ward. „Ein Gott, Eine Liebe!" tönte es wie Gesang von den Lippen der betenden Jungfrau und Hugo erwachte aus dem wonnigen Traume; „Ein Gott, Eine Liebe" hallte es wieder im Herzen des Erwachenden. Von Neuem sank Hugo in die Arme des Schlafes, aber dießmal

ſollte kein freundliches Traumbild ihm erſcheinen. Es kam ihm vor, als ſäße er in einer düſtern Kammer auf ſeinem Lager, an das ihn bisher eine langwierige Krankheit gekettet hatte. Da glaubte er zu fühlen wie ſeine Kräfte ſich nach und nach wieder erholten. Nun öffnete ſich die Thüre des Gemachs und eine liebliche Jungfrau in weißem Gewande, die in der Hand einen Kranz von weißen Roſen und Myrthen trug, trat zu ihm heran. „Dieß zu deiner Geneſung, geliebter Kranker," ſprach die Jungfrau mit ſanfter Stimme und legte den Kranz auf Hugo's Haupt. — — Auf dieſes öffnete ſich zum zweiten Male die Thüre, aber nur zur Hälfte, eine gräßliche Menſchengeſtalt grinzte herein, man nahm eine einzige ſchnelle Bewegung ihrer Arme wahr, ein Pfeil flog durch Hugo's Herz, die Jungfrau ſchlang ihre Arme um den Sinkenden und — Hugo erwachte. Nach ruhte ſein Arm auf der Stelle, wohin der Pfeil des Böſewichts geflogen war.

So ſehr auch der lezte Traum den Ritter erſchütterte, doch verlor ſich der ſchmerzliche Eindruck davon bald wieder bei ihm, denn mächtiger war die Freude und Wonne, welche das frühere Traumbild und die Erinnerung an den vergangenen Abend hervorgerufen hatte. Von nun an begann wieder ein ganz neues Leben auf Burg Krähen; Hugo ward ganz wieder der frohe, heitere Jüngling wie in frühern Zeiten. Ein neuer Stern war ihm aufgegangen in der Nacht ſeines Lebens, das er ſich auf immer als freudelos vorgeſtellt hatte. Und was war die Urſache

hievon? Es verging kaum eine Woche, daß ihn sein Rößlein nicht gen Engen trug, aber meistens ohne Begleitung des Kaplans, und nicht in das Klösterlein St. Wolfgang, zu seiner Muhme, der ehrwürdigen Frau Priorin Barbara von Homburg, sondern in die wohlbekannte Herberge zum Felsen, wo ihm zu bekannter Stunde an der Hausthüre ein liebliches Mädchen den Gruß zuwinkte. Köstlich mundete jedes mal dem Ritter der Wein an des Wirthes Tische, wenn Kätchen ihm den Becher zum Willkomm credenzte, aber noch köstlicher war ihm die süße Gabe, die er in mancher traulichen Stunde, wann sie allein beisammen waren, von ihren Purpurlippen stahl und Kätchen gerieth darum nie in langen Zank mit ihm, im Gegentheile ward sie oft nur ärgerlich darüber, wenn der Mutter unvermuthetes Hereintreten sie im zärtlichen Streite störte. Das entging Frau Marthen, der Felsenwirthin, freilich nicht; war sie doch eine Frau, die ob ihres Verstandes und ihrer Klugheit in ganz Engen und der Umgegend bekannt war. Sie merkte in ganz kurzer Zeit, daß der Ritter von Krähen ihrem lieben Kätchen nicht abhold war, und daß Kätchen auch ihn mit nichts weniger als gleichgültigen Augen anschaue; sie schwieg aber dazu und that, als merke sie es nicht, selbst ihr Eheherr, dem sie recht herzlich zugethan war, und vor dem sie sonst nie ein Geheimniß zu verbergen pflegte, erfuhr nicht das Mindeste von ihrer Vermuthung, denn in solcher Sache verstehen die Frauen das Schweigen, wenn es auch außerdem weniger die Haupttugend dieses

Geschlechtes zu seyn pflegt. Auch verursachte die Bemerkung, die sie seit einiger Zeit gemacht hatte, der guten Mutter eben keinen so großen Verdruß: war sie doch selbst auch einmal jung gewesen und hatte gefühlt, daß im Herzen der Jungfrau dieselben Gefühle wohnen, wie in der Brust des jugendlichen Mannes. Wäre dieß bei ihr nicht der Fall gewesen, so hieße sie jezt nicht die geehrte Frau des angesehenen Gastwirths Hans Bleibimhaus zum Felsen, und kein blühendes Töchterlein, wie Kätchen, stände ihr zur Seite. Zudem war Hugo, der Ritter von Hohenkrähen, auch einer von den Männern, die für die wackersten des ganzen Höhgau galten. Also hielt Frau Martha die Sache für ganz natürlich und zürnte nicht darüber, verschwieg es aber ihrem lieben Eheherrn, indem sie dachte: „er mag wohl selbst darauf kommen.“ Das geschah auch nach kurzer Zeit.

Es war nämlich an einem der milderen Octobertage des Jahres 1512, daß Hugo wieder gen das ihm nun so liebgewordene Engen ritt. Er fand Kätchen dießmal allein zu Hause, indem ihre Eltern in das benachbarte Ehingen gegangen waren um dort an einer Herbstfreude Theil zu nehmen. Kätchen war daheim geblieben, um das Hauswesen zu besorgen, und zwar nicht ungerne, denn, wenn sie wußte, daß ihre Eltern eine Freude genoßen, so freute sie das mehr, als wenn sie sich selbst einer solchen widmen durfte. Hugo traf das Mädchen an ihrer liebsten Beschäftigung, dem Spinnrocken; sie hatte diese Winterarbeit schon vor der gewöhnlichen Zeit begonnen, denn

ſie wollte ihre Eltern recht bald mit einem hübſchen Stücke Leinwand erfreuen. Hugo ſezte ſich neben Kätchen in den Lehnſtuhl, den der Felſenwirth als ein altes Familienerbſtück immer in Ehren gehalten hatte und der dem Ritter nach der Mühe des Weges immer der liebſte Ruheplatz war; er nahm auch dießmal, wie gewöhnlich, die Zither von der Wand und ſpielte, während Kätchen, ohne ſich in ihrem Geſchäfte ſtören zu laßen, ſeinen Geſang mit ihrer lieblichen Stimme begleitete:

„Was frag' ich nach der ganzen Welt,
Bin ja von freiem Blut;
Iſt Eine nur, die mir gefällt,
Mir immer hold und gut.
Sie iſt mir hold, ſie iſt mir gut,
Drum hab' ich immer frohen Muth.

Wenn Sie mir ſanft in's Auge blickt,
Wird mir ums Herz ſo wohl;
Ich weiß, von lauter Wonn' entzückt,
Nicht was ich ſprechen ſoll:
Ich blick' auch ihr in's Aug' hinein
Und ſage ſtill, wie treu ichs meyn.

Werd' ich mich dieſes Glückes freu'n
Stets ungetrübt von Schmerz,
Dann will ich ganz treu-eigen weih'n
Nur Ihr allein mein Herz;
Denn, bleibt ſie treu und eigen mir,
So bleib' auch ich treu-eigen ihr."

Als Hugo geendet, wiederholte er noch einmal die beiden lezten Zeilen des Liedes und blickte dabei forſchend in Kätchens blaues Auge. „Was bedeutet

dieſer Blick?“ fragte Kätchen mit zärtlicher Stimme. „Kätchen, geliebtes Mädchen“ — erwiederte Hugo, und ein tiefer Seufzer preßte ſich aus ſeiner Bruſt — „ich bin von Einer im Leben ſchrecklich getäuſcht worden, ach, wenn“ — — hier hielt er ſtille und verhüllte ſein Geſicht, um das Gefühl des Schmerzens zu verbergen, der ſich in Thränen Luft machen wollte. Kätchen konnte ſeine Worte leicht verſtehen, hatte er ihr ja doch ſchon längſt erzählt, wie ihm Treue mit Untreue gelohnt worden war, war doch Kätchen in manchen Stunden, wo ſein Schmerz wieder kehren wollte, ſeine Tröſterin geweſen, und zwar eine recht mitleidige Tröſterin, deren Mitleid innige Schweſterliebe und zulezt mehr als Schweſterliebe geworden war. Allein, anſtatt eine Antwort zu geben, verſtummte Kätchen und verſank in ein ſtilles Nachdenken. „Kätchen“ — fuhr Hugo fort — „ich will deutlich ſprechen; willſt du mir das erſetzen, was ich verloren habe, willſt du mir mehr werden, als die treuloſe Verlorene, wollteſt du beßere Treue halten, als jene, deren Namen ich nur mit Schmerz und Kummer auszuſprechen vermag?“ Kätchen ſchwieg noch immer. „Mädchen,“ wiederholte Hugo noch einmal mit nachdrücklicher Stimme, „ich frage dich bei Allem, was heilig iſt, wird das Gefühl meines Herzens, das ich ſeit jener Zeit dir weihete, wo ich an der ganzen Welt verzweifeln mußte, wird dieſes Gefühl von dir ſo erwiedert, daß es mich zu beglücken fähig iſt? willſt du die Meinige werden?“ „Ich will, theuerſter Hugo,“ tönte es entſchieden und vernehmlich aus Kätchens

Munde, „wenn es Gottes, wenn es der Wille meiner geliebten Eltern ist, denen ich kindlichen Gehorsam schuldig bin.“ Während sie dieses sprach, ergriff sie Hugo's Hand und drückte sie voll zärtlicher Inbrunst an ihr Herz. „Treue will ich dir halten, Treue bis zum lezten Hauche, rief Hugo im Gefühle der höchsten Wonne, aber, ist dein Wort auch vor Gott gesprochen, meine Geliebte?“ „Es ist vor Gott gesprochen,“ erwiederte Kätchen voll Bedeutung. „Nun, so will ich nimmermehr von dir laßen“ — sprach Hugo jezt, indem er sein Haupt an ihre Brust senkte — „bei Dem, der über uns waltet und huldvoll auf Treuliebende herabsieht, sey es geschworen zu dieser Stunde. Aber, Kätchen, bei dem Ewigen, der über den Sternen thronet, bei ihm sey es auch geschworen: wenn ich wieder getäuscht würde, wenn auch du dein Wort je brechen solltest,“ — — hier hielt er inne und sank, schmerzerfüllt, in seinen Stuhl zurück. „Hugo“ sagte das Mädchen, die bisher seine Rechte noch immer in der ihrigen gehalten hatte, in zärtlichem Tone, Hugo, dieß zum Pfande meiner ewigen Treue!“ Bei diesen Worten reichte sie ihm eine Locke von ihrem dunkelbraunen Haare, die sie schon seit einiger Zeit in ihrem Busen verwahrt hatte; Hugo nahm das Geschenk mit vor Wonne bebender Hand und verbarg es, gleich einem Heiligthume, in seinem Busen. „Dank dir für dieses Unterpfand, theures Mädchen,“ — sprach er mit freudiger Stimme — „hier auf meinem Herzen soll es ruhen bis zum lezten Hauche.“ Zu gleicher Zeit zog Hugo eine seidene Schnur hervor, woran

ein goldenes Kreuz hing und reichte ſie Kätchen mit den Worten dar: „Nimm dieß; meine Geliebte, ich beſitze nichts Koſtbareres; meine ſelige Mutter hing es noch um meinen Hals, als ſie bei meiner Geburt ihr Leben endete; ſeit jener verhängnißvollen Stunde iſt es nicht von meinem Herzen gekommen. Du biſt die Würdige, die es jezt tragen mag; ſo lange ich es an dir erblicke, ſoll es mir ein Beweis deiner Treue ſeyn.“ Ein Kuß von liebeglühenden Lippen war der Dank, den Kätchen ausſprach und von Stund' an trug ſie das Kreuz an ihrem Halſe.

Schon leuchtete die abendliche Sonne durch die gemalten Fenſterſcheiben der Herberge zum Felſen, und noch waren die beiden Liebenden in ihrem traulichen Geſpräche nicht zu Ende gekommen. „Jezt muß ich von dannen, liebes Kätchen“ — erinnerte Hugo — „es will Abend werden. Doch zuvor noch ein wichtiges Wort. Du beſtimmteſt mir Tag und Stunde, wann ich bei deinen Eltern um deine Hand werben ſolle, aber“ — ſezte er bedeutungsvoll hinzu — „da gilt es ein ernſtes Wort; darf ich dann auf ein freudiges, auf ein feſtes Wort bauen für Leben und Sterben?“ „Was ſoll dieſe Frage, Hugo? dieſe hätte ich nie, und jezt am allerwenigſten erwartet,“ verſezte Kätchen befremdet und reichte dem Ritter, anſtatt wie ſonſt ihr roſiges Mündlein, nur die Hand zum Abſchiede. Hugo ging und begegnete noch außen an der Thüre dem rüſtig die Treppe herauffſteigenden Felſenwirthe. Ohne ſich weiter aufhalten zu laßen, ſchwang er ſich auf das Roß und ritt ſeiner Burg zu.

6.

Wie ganz anders war dem Ritter auf seinem Heimritte dießmal zu Muthe! Sonst war er fröhlich und heiter: heute empfingen ihn seine Diener mehr verstimmt als wohlgelaunt. Mochte dieß die Folge des minder zärtlichen Abschiedes von Kätchen oder Wirkung des entscheidenden Gespräches seyn, das er mit seiner Geliebten geführt hatte, wir lassen das unentschieden. Vielleicht war es die bange Ahnung, die mit einem Male Raum in Hugo's Herz gewann, die Ahnung nämlich, daß sein bisher geträumtes Glück, wenn es darauf ankommen würde, daß es in Wirklichkeit gesezt werden sollte, wohl eben so leicht wieder, wie das erste Mal, in Nebel zerrinnen könnte.

Mehrere Tage brachte Hugo in dieser Stimmung zu, da ließ er wieder sein Rößlein satteln und ritt den wohlbekannten Weg gen Engen. Ach! er ahnete nicht, daß dieser Tag ihm Gewißheit, traurige Gewißheit geben sollte. Auch dießmal fand er Kätchen allein zu Hause, aber nicht froh und wohlgemuth, wie sonst, ging sie ihm entgegen, kaum erwiederte sie seinen liebevollen Gruß und wagte es nicht, ihre Augen aufzuschlagen, denn sie suchte es zu verbergen, daß in dieser kurzen Zwischenzeit manche Thräne ihrem Auge entflossen war. „Was ist dir, geliebtes Kätchen?“ fragte Hugo, indem er ihr sanft über die Stirne fuhr und bekümmert in ihre rothgeweinten Augen blickte, „was ist dir, mein Mädchen? ich bitte dich, meine Gute, vertraue mir Alles an, hat dir Jemand ein Leides zugefügt, ich will es ihm“ — hier faßte er den

Griff ſeines Schwerdtes, — „ich will es ihm ſchwer vergelten.“ „Ach“ — ſeufzte Kätchen, — „das iſt es nicht,“ — während ſie aber dieſes ſprach, brach ein Strom von Thränen aus ihren Augen hervor und ſie verhüllte ihr Geſicht an Hugo's Buſen. Lange verſuchte Hugo vergebens, ihr die Urſache ihrer Thränen zu entlocken, endlich richtete ſie ſich empor, und aus gepreßter Bruſt kamen die Worte: „ach, Hugo, meine Eltern ſind unſerer Liebe, unſerer Verbindung entgegen.“ „Es iſt nicht möglich!“ — rief Hugo — „wenigſtens deine Mutter nicht.“ „Gerade dieſe am meiſten;“ erwiederte Kätchen in ſchmerzlichem Tone. Auf Hugo's Bitte erzählte ſie nun, was in der Zwiſchenzeit, ſeit er nicht mehr im Hauſe geweſen war, ſich ereignet hatte. Als nämlich Hugo an jenem Abende weggegangen war, bemerkte der Vater das goldene Kreuzchen, welches Kätchen von Hugo als Unterpfand ſeiner Liebe geſchenkt bekommen hatte. Sie verhehlte es ihm auf ſeine Frage nicht, von wem ſie es erhalten. Nach kurzem Forſchen hatte Hans Bleibimhaus das ganze Geſtändniß von der Liebe ſeiner Tochter heraus, denn Kätchen hatte bis dieſen Tag nie Etwas vor ihren Eltern verhehlt. Um ſeinem lieben Töchterchen nicht allzu wehe zu thun, ſprach der Felſenwirth für den Augenblick nicht weiter von der Sache, am andern Morgen erfuhr ſie aber aus dem Munde ihrer Mutter, was die Eltern von der Sache urtheilten und was ihr Wille ſey; ſie erfuhr das Allerſchmerzlichſte, daß ſie nämlich ihrer Liebe zu Ritter Hugo entſagen müße. „Ach“ — unterbrach hier

Hugo Kätchens Rede — „was iſt es denn, das unſere Liebe hindert, was ſteht unſerer Verbindung im Wege?“ „Gerade das ſchmerzt mich, — erwiederte Kätchen, — daß ich die Urſache davon nicht erfahren konnte.“ Hugo ſezte ſich wieder an den gewohnten Platz, man ſah, wie unruhig es in ſeinem Innern war; endlich brach er das Stillſchweigen, worein ihn ſein bedeutendes Nachdenken bisher verſezt hatte. „Kätchen, geliebtes Kätchen, darf ich feſt bauen auf deine Liebe, auf dein Wort, das du mir vor Gott gegeben haſt, auf das Pfand, das ich auf meinem Herzen trage?“ während er dieß ſprach, legte er ſeine Hand auf Kätchens Stirne, wie er gewohnt war, und blickte forſchend in ihr blaues Augenpaar. „Hugo, Hugo,“ antwortete Kätchen „meine Liebe, mein Wort, aber bedenke, der Wille meiner Eltern“ — „Ich werbe um dich,“ — unterbrach Hugo ihre Rede — „treu und frei, wie es einem Manne geziemt.“ Kaum hatte er noch das Wort geſprochen, als ſich die Thüre öffnete, und herein trat Hans Bleibimhaus an der Hand ſeiner ſtattlichen Hausfrau und hinter ihnen eine Geſtalt, dieſelbe, die Hugo einſt im Traume erblickt hatte, wie ſie einen tödtlichen Pfeil auf ſeine Bruſt abdrückte. Es war Carolo Murillo, der Maler und Schnitzer aus Welſchland. Der tückiſche Italiener-Kopf mit ſeinen kleinen, blinzenden Aeuglein ſaß auf einem Rumpfe, an den die Natur eben nicht viele Reize verſchwendet hatte. Die ganze widrige Figur wurde noch durch einen kleinen Höcker entſtellt, der ſeine Bruſt ungewöhnlich hervorhob. „Hier“ — ſprach

der Felsenwirth nach dem gewohnten Gruße, indem er seinen Gast zu Hugo hinführte — „hier, Herr Ritter, habe ich vorzustellen den hochberühmten Künstler aus Welschland, Herrn Carolo Murillo.“ „Ich kenne den Herrn schon“ — unterbrach Hugo die Rede des Wirthes — „aus einem Bilde,“ und wendete sich dabei weg von dem widrigen Anblicke. „Aber,“ — fuhr er fort, — „heute habe ich ein wichtiges Wort mit euch zu sprechen, Herr Hans, und möchte dieß gerne allein thun.“ Der Wirth winkte den Uebrigen; Martha und Kätchen, sowie der Fremde entfernten sich, der Leztere mit einem teuflischen Blicke auf Hugo.

„Weiß schon, was euch am Herzen liegt, Herr Ritter“ sprach der Wirth zum Felsen, als die Beiden allein waren — „mein Kätchen wird Mancherlei an euch geredet haben, was euch wohl zuwieder seyn mag, aber es bleibt unabänderlich dabei. Wohl weiß ich die Ehre zu schätzen, daß ihr meinem Töchterlein hold seyd, aber sie ist bereits für einen Andern bestimmt, und der ist Carolo Murillo, ein weitläufiger Anverwandter von mir aus Wälschland, derselbe, den ich euch so eben in Person vorgestellt habe. Er ist angesehen bei allen Einwohnern in der Stadt, absonderlich ob seiner lezten Arbeit im Klösterlein St. Wolfgang; der soll, so Gott will, mein Eidam werden.“ „Das ist also euer fester Wille, Herr Felsenwirth? nun, ich will euch nicht im Wege stehen, aber das möchte ich euch nur noch fragen: wißt ihr auch, ob euer Kätchen diesem Manne von Herzen zugethan ist?“ Das wird schon kommen, wenn es auch bis

jezt noch nicht der Fall seyn sollte; wenn sie nur Brod hat, das ist die Hauptsache, und das mag ihr wohl werden bei solch einem kunstfertigen Arbeiter wie Carolo Murillo; es bleibt dabei, mein Kätchen muß wollen, und wenn sie auch nicht wollte, so will es meine Martha und ich; — doch, Nichts für ungut, Herr Ritter wir bleiben deßwegen dennoch gute Freunde."

„Das habt ihr gesagt" — rief Hugo, und die Zornader schwoll ihm auf der Stirne — „ich wünsch' euch Glück zu dem neuen Schwiegersohne, aber bereuen sollt ihr noch, daß ihr dem Glücke eines redlichen Mannes in den Weg getreten seyd, eines Mannes, der euch zu ehren suchte; ihr sollt es bereuen, daß ihr eure wackere Tochter zum Opfer euers thörichten Eigensinnes gemacht habt. Nicht wegen ihres Verlustes will ich Rache nehmen, sondern darum, daß ihr zwei Liebende blos deßhalb trennet, um zu zeigen, daß ihr Alles über eure Tochter vermöget und euern Spießbürger-Ansichten treu bleiben wollet. Ihr habt an mir einen aufrichtigen Freund gehabt, ihr hättet einen liebenden Sohn an mir finden können, der das Leben für euch gelaßen hätte; nun aber sind wir quitt. Eure Freundschaft und euer Zutrauen zu erwiedern, will ich euch einladen auf die Burg des Ritters Hugo von Hohenkrähen; merkt euch die stelle Felsenburg, wenn ihr gen Constanz oder Schafhausen ziehet: Ritter Hugo hält gut Gastrecht."

Bedeutungsvoll wurden diese lezten Worte gesprochen und, ohne weiter zu reden, ging Hugo nach der Thüre und die Treppe hinunter, während der

Felſenwirth nachdenklich ſtehen blieb. Kaum war der Ritter an der Hausthüre angelangt, ſo hörte er leiſe ſeinen Namen hinter ſich rufen. Es war Kätchen, die ihm nachfolgte. „Iſt das auch Recht, Hugo, ſo fortzueilen ohne Abſchied?“ — dieß ſprechend hielt ſie ihn zurück mit ihrer Linken, während ſie mit der Rechten ſanft über ſeine zornentbrannte Stirne fuhr. „Was iſt geſchehen, Hugo“ — rief ſie forſchend — „du biſt doch nicht entzweit mit meinem Vater?“ „Entzweit, auf ewig.“ „Auch mit mir, Hugo?“ „Auch mit dir, wenn du dem thörichten Willen deiner Eltern folgſt und deine Hand dem Wälſchen reichſt, ihm, an deßen Körper die Natur ſchon den Schild der inwendigen Verdorbenheit ausgehängt hat.“ „Von dem Allem weiß ich ja noch gar Nichts.“ „Du wirſt es noch zeitig genug erfahren; aber, Kätchen, wenn du folgſt, wenn du Das thuſt, dann haſt du mich nie geliebt.“ „Hugo, iſt das das Vertrauen, das ich um dich verdient habe?“ „Kätchen, ich entſage deiner Hand, wenn es ſeyn muß, aber, bei Gott, ich will dich auch in keines andern Mannes Armen ſehen, ſo lange ich athme; wer will mir meine Liebe zu dir aus dem Herzen reißen?“ „Und wer mir die meinige? aber, Hugo, ich bin Tochter und muß meinen Eltern folgen: ihr Wille ſoll und muß auch der meinige ſeyn.“ „Alſo wirſt du folgen, Mädchen? auch folgen, wenn ſie dich an den Wälſchen verhandeln?“ „Ich muß, Hugo, des Kindes Pflicht iſt mir die höchſte im Leben.“ „Meine Liebe iſt dir alſo Nichts; Nichts das Wort, das du mir vor Gott gegeben, mir treueigen

zu ſeyn auf ewig?“ „Ich habe dieß Wort vor Gott gegeben, wenn die Erfüllung deſſelben ſein Wille und der Wille meiner Eltern war; aber“ — „So ſey denn glücklich in dem ſüßen Bewußtſeyn, die Sclavin eines thörichten Willens geweſen zu ſeyn.“ „Ich bin es, in dem Bewußtſeyn, der kindlichen Pflicht ein, wenn auch hartes, Opfer gebracht zu haben.“ „Sey glücklich in der Liebe eines Andern; aber möchteſt du nie bereuen, daß du ſo an mir gehandelt haſt: Du konnteſt mich retten und haſt mich tiefer in die Nacht des Lebens hinabgeſtoßen. Nicht an Dir will ich mich rächen, ſondern an Denen, die dich und deine Liebe hingeopfert haben. Lebe wohl!“ Das waren Hugo's lezte Worte — bald blaß, bald flammenroth wurde ſein Geſicht, während er dieß ſprach, und wild rollten ſeine Augen. Haſtig ſchwang er ſich auf ſein Roß. „Lebe wohl, Hugo“ — rief Kätchen — indem ſie des Zornentflammten Rechte noch einmal ergriff und an ihre Bruſt drückte — „lebe wohl, Hugo, Ein Gott, Eine Liebe!“ „Auf ewig“ — erwiederte Hugo, und drückte ſeinem Pferde die Sporen in die Seite. Noch lange ſah Kätchen dem Scheidenden nach, aber nicht, wie in frohen Tagen. Sie ahnete, daß es das lezte Lebewohl war, das ſie dem Ritter in dieſem Leben bringe. Traurig kehrte ſie endlich zurück in ihr Gemach und ließ ihren Thränen freien Lauf.

Racheerfüllten Herzens verließ Hugo die Stadt Engen; es tobte wieder in ſeinem Innern, wie in jener Stunde, wo ihn der Klausner des Bruderhauſes

von der Racheübung zurückhielt. Mit Schmerz gedachte er jezt der Worte des Waldbruders, die dieſer ſo bedeutungsvoll und doch vergeblich an ſein Herz geſprochen hatte, als er ihn, getröſtet in ſeinem Schmerze, wieder verließ. „Zum zweiten Male betrogen von dem elenden Menſchengeſchlechte, dem er, nach ſo bitterer Erfahrung, wieder vertraut hatte" — dieſer Gedanke erfüllte ihn jezt mit einem unauslöſchlichen Grolle und Haße gegen die Menſchheit. Der Gedanke, daß er, einer der edelſten Ritter des Höhgau, einem hergelaufenen Wichte nachſtehen ſollte, ſteigerte ihn zur Rachſucht, und ſein ganzes Dichten und Trachten in den nun folgenden Tagen ging dahin, wie er dieſer Rachſucht ein recht genügendes Opfer bringen könne. Bald zeigte ſich auch, was Ritter Hugo in ſeinem Herzen ausgebrütet hatte.

7.

Es war an einem der lezten Octobertage, da ſaß der Felſenwirth von Engen in ſeinem Lehnſtuhle, neben ihm Frau Martha ſeine Hausfrau, und in kleiner Entfernung von beiden Kätchen, aber nicht mit froher Miene, wie ſonſt, ihre Spindel drehend, man ſah ihr vielmehr an, daß ſie ſeither nur wenige heitere Stunden zugebracht hatte und an ihren blaßen Wangen, die ſeither wie Roſen geblüht hatten, war deutlich zu erkennen, daß ein geheimer Kummer an ihrem Herzen nage. Die Thüre wurde geöffnet und herein trat Carolo Murillo, der Wälſche; er grinzte Kätchen einen Gruß zu und ſezte ſich ſchmunzelnd

an ihre Seite, man ſah aber wohl an des Mädchens Blick und Grußerwiederung, daß Carolo's Beſuch kein angenehmer für ſie war.

„Nun, was meint ihr, Herr Tochtermann," begann der Felſenwirth, „wollen wir nicht morgen mit einander hinab gen Stein am Rhein? es iſt Jahrmarkt dort und ich habe einiges Vieh, das ich gerne verkaufen möchte; Jacob Bonrieder, Hans Ehinger und Georg Kreßling, meine Nachbarn, haben ſich auch entſchloßen mitzugehen." „Stehe ganz zu Dienſten, werthgeſchäzter Herr Schwäher," — erwiederte Murillo mit wälſcher Freundlichkeit — „ich muß eben für morgen dann den Pinſel bei Seite legen." „Nun, alſo bleibt's dabei; morgen mit dem Früheſten wollen wir gehen, damit wir zeitig zu Markte ſind," ſezte Haus Bleibimhaus noch hinzu. „Hans, lieber Hans" — unterbrach den Redenden Frau Martha — „dießmal bin ich nicht ganz einverſtanden mit deinem Vorhaben: bleibe doch dießmal vom Markte weg; weißt du denn nicht, daß dich der Weg an der Krähenburg vorbeiführt? Haſt du vergeßen, daß Ritter Hugo dich auf einen Beſuch eingeladen? Glaube nur, der hat noch nicht vergeßen, was ihm von uns angethan wurde? Bleibe daheim, lieber Haus, ich bitte dich; du kannſt ja auf alle andern Märkte in der Umgegend, aber nur heute nicht nach Stein, es ahnet mir nichts Gutes." „Warum nicht gar" — lachte der Felſenwirth — „der auf Hohenkrähen ſoll mich nicht hindern an meinem Vorhaben, der hat's nicht ſo ernſtlich

gemeint: meine Stiere müßen weg, ſie ſind feiſt und das Futter gegenwärtig theuer." „Ach was, Stiere" — fuhr Martha fort — „an dir liegt mir mehr, als an dem Vieh; es iſt mir lieber, du bleibſt heute mit ihnen zu Hauſe." „Und es bleibt dabei" — fiel Hans haſtig ein — „heute bin ich Meiſter, ein anders Mal folg' ich dir" — mit dieſen Worten ſtand er vom Lehnſtuhle auf und machte zum erſten Male gegen ſeine Frau eine herriſche Miene. „Wem nicht zu rathen iſt, dem iſt auch nicht zu helfen; komme was da will, ich bin unſchuldig, aber du wirſt es noch bereuen, lieber Hans" ſagte Martha in einem Tone voll Ergebung und ſchwieg.

Kaum graute der Morgen, ſo ſtand der Felſenwirth mit ſeinem Schwiegerſohne und ſeinen Nachbarn ſchon auf der Straße, die gegen Stein führt. Freudig blöckte der Trieb wohlgenährter Stiere vor ihnen her und neckte ſich gegenſeitig. Schon hatte die Marktgeſellſchaft das Dorf Mühlhauſen im Rücken; die Sonne war hervorgebrochen und beleuchtete die freundliche Landſchaft; vor Allem aber glänzten die Zinnen von Hohenkrähen, wovon ſie nur noch eine kurze Strecke entfernt waren, in den Strahlen der Morgenſonne. „Das iſt doch eine ſchöne Burg" — ſagte Jacob Bonrieder, und blieb eine Weile betrachtend ſtehen — „ſo ſteil und ſchroff wird man keine mehr finden im ganzen deutſchen Reiche, außer Twiel. Was meint ihr, Herr Nachbar Felſenwirth, da mag's gut wohnen ſeyn und die ganze Gegend ſich herrlich überſchauen laßen." „Deßen gelüſtet mich wenig" —

erwiederte Hans Bleibimhaus — „ich bin kein so großer Freund von Aussichten, ein Paar fette Stiere schaue ich mir lieber an; indeß meine ich, es sollte sich heute etwas machen laßen auf dem Markte; das Wetter macht sich recht hübsch und ist wenig fette Waare auf dem Wege, außer der unsrigen.“ Kaum hatte der Felsenwirth ausgesprochen, so ertönte auf einmal ein lautes Hallorufen, und in wenigen Augenblicken sah sich die Gesellschaft von einem Haufen Gewappneter zu Pferde umringt. Ehe noch an ein Entkommen zu denken war, wurden Hans und Murillo von kräftiger Hand festgehalten und eine wohlbekannte Stimme tönte dem Erstern ins Ohr. „Halt, Felsenwirth!“ — rief Hugo von Hohenkrähen, der jezt mit zurückgeschlagenem Helmsturze vor Hans dastand — „halt, oder du bist des Todes! Auf dich und deinen ehrenwerthen Schwiegersohn haben wir schon seit einigen Tagen gelauert.“ Lachend blickte er bei diesen Worten auf Murillo, den seine Knechte bereits geknebelt hatten. „Von deinen Stieren will ich Nichts, ich wollte nur Wort halten, und dich heimholen zu einem Besuche auf Krähen. „Ihr“ wandte sich Hugo zu den Andern — „mögt ungehindert mit eurem und des Felsenwirthes Vieh hin- und herziehen, und wenn ihr nach Engen kommt, richtet der Frau Wirthin einen Gruß aus und ich wollte ihre beiden Herren gut beherbergen, der Ritter von Hohenkrähen wiße Gastrecht zu halten.“ „Das ist fürwahr eine schlimme Sache,“ sagte Jacob Bonrieder im Weggehen vor sich hin — „Frau Martha wird ein übles Gesicht machen,

wenn wir statt ihres Eheherrn und des Malers nur die Stiere heimbringen."

„O, hätte ich dießmal nur meiner Martha gefolgt, als sie mich vor dem Krähenberge warnte" — so seufzte der Felsenwirth und folgte an der Seite seines Schwiegersohns willig und mit gebundenen Händen dem Ritter und deßen Knechten auf die Burg. Der Weg geschah ihm sauer, bis sie endlich die Höhe des Berges erreichten. Dort angekommen, wurde Hans Bleibimhaus in den Theil der Burg gebracht, der sich gleich einem hohen, viereckigen Thurme über die andern erhebt und seinen Riesenschatten über die Dörfer Hausen und Schlatt hinwirft. Durch drei unterirdische Gewölbe mußten sie steigen, bis sie an den Ort ihrer Bestimmung gelangten. Es war dieß ein kleines Felsenloch, zu dem man fast auf dem Bauche kriechen mußte, und dem nur eine kleine Oeffnung spärliche Helle verlieh. „Hier" — sprach der Ritter von Krähen zu dem Felsenwirthe — „hier büße dafür, daß du einen wackern Rittersmann verschmäht, und ihr, Herr Maler, harret hier, bis euer liebes Bräutlein euch zum Altare abholt." Er sprachs und ließ das Gitter fallen, das die Gefangenen von jedem Aus- und Zugange abschloß.

Bereits war die Nacht hereingebrochen und immer noch harrte Frau Martha mit ihrem Töchterlein vergebens des abwesenden Hausvaters. „Ach!" seufzte sie, „wenn nur meine Ahnung nicht in Erfüllung gegangen ist; was meinst du, Kätchen?" „O, Mutter, laßet euer Sorgen," sprach das Mädchen, „ihr wißt ja,

daß der Vater ſich unterwegs immer viel aufzuhalten und bei jedem ſeiner Bekannten einzukehren pflegt; zu dem iſt der Weg auch nicht kurz, und gewiß wird es nicht mehr lange anſtehen, ſo kommt er nach Hauſe.“ Sie ſprachen Beide noch mit einander, da klopfte es an der Thüre, und herein trat Jacob Bonrieder mit betrübter Miene. „Was iſt geſchehen? wo iſt mein Mann?“ rief Frau Martha, ohne den Nachbar zum Sprechen kommen zu laßen. „Traurige Botſchaft habe ich euch zu bringen,“ erwiederte Bonrieder, „der Schnapphahn auf Hohenkrähen hat uns überfallen und euern Mann und Schwiegerſohn gefangen auf ſeine Burg geſchleppt: nur eure Stiere bringe ich zurück.“ „Ach, hätteſt du mir gefolgt, Hans!“ — ſchrie Martha und ſank ohnmächtig auf den Stuhl zurück; Händeringen und Jammern war das Einzige, was ſie, nachdem ſie ſich wieder erholt hatte, und was ihre Tochter im Augenblicke der Schreckensnachricht mit ihr thun konnte. „Getröſtet euch“ — unterbrach Jacob Bonrieder die Wehklagenden, „und gebt euch nicht allzuſehr in Verzweiflung hin, euerem Eheherrn wird nichts Böſes wiederfahren; ſoviel ich den Ritter von Krähen kenne, iſt er wohl ein hitziger, aber doch biederer Mann, ſonſt hätte er auch die Ochſen weggenommen und uns Andere nicht ungehindert des Weges ziehen laßen. Zu dem weiß man nicht, daß er ſich grauſam bewieſen hätte. Liebe Frau, laßet uns lieber Rath ſchaffen, wie wir den Euren bald Hilfe bringen. Ihr habt ja einen Schwager am Hofe des Kaiſers; gebt dieſem Kunde von der

Gefangennehmung eures Eheherrn; der mag dann die Sache vortragen, und glaubt nur, es wird euch frommen, denn er ist wohl gelitten bei seinem gnädigsten Herrn und Gebieter. Gerne will ich ein Brieflein schreiben, sorget ihr nur dafür, daß es bald an Ort und Stelle kommt: der Kaiser ist dermalen zu Ulm; in drei Tagen mag der Bote wohl dorten seyn."

Schnell hatte Kätchen Pergament und Tinte herbeigeholt, und Jacob Bonrieder schrieb nun im Namen der Felsenwirthin folgendes Brieflein: „Werthgeschäzter Herr Schwager! Ich bin dermalen in großer Noth, denn mein lieber Eheherr, Hans Bleibimhaus, liegt auf Hohenkrähen gefangen; Ihr vermöget viel bei dem Kaiser Eurem Herrn, darum schaffet schnell Hilfe nnd befreiet mich alsbald von meinem Kummer. Es grüßt Euch herzlich Eure Leid tragende Schwägerin." Selbstgefällig lächelte Bonrieder, als er das Brieflein, das er geschrieben hatte, anblickte, denn Briefe schreiben war damals noch eine seltene Kunst unter den Laien, Bonrieder aber war in seiner Jugend oft zu den Franziscanern nach Engen gekommen und hatte bei diesen mit vielem Fleiß und Mühe das Schreiben erlernt.

Mit dem Frühesten sandte Frau Martha einen Knecht gen Ulm, und dieser brachte nach wenigen Tagen das Brieflein und die nähere Kunde von des Felsenwirths Gefangennehmung zu deßen Bruder, genannt Lorenz von der Rosen, der des Kaisers Barbier und zugleich lustiger Rath war. Aufs Aeußerste ward Lorenz über diese Nachricht entsezt,

aber er brachte die Zeit nicht mit eitlem Jammern und Klagen hin, ſondern dachte ernſtlich darüber nach, wie die Sache dem Kaiſer auf die zweckmäßigſte Art vorzutragen wäre.

8.

Es war an einem trüben Novembermorgen, da ſaß Kaiſer Maximilian der Erſte zu Ulm in der Herberge zum ſchwarzen Ochſen, wo er gewöhnlich zu wohnen pflegte, wann er in dieſe Stadt kam, denn er liebte dieſes Haus beſonders, wegen ſeiner ſchönen Lage an der Donau. Er wartete eben auf ſeinen Barbier, der ſich ſonſt um dieſe Stunde einzufinden pflegte, heute aber ungewöhnlich lange ausblieb. Endlich erſchien Lorenz von der Roſen in des Kaiſers Zimmer. „Wo bleibſt du heute ſo lange?“ rief Maximilian dem Eintretenden entgegen. „Möge Eure Majeſtät mir allergnädigſt verzeihen,“ erwiederte Lorenz, „ich habe dieſe Nacht gar wenig geſchlafen;“ und nun ſchickte er ſich an, den Kaiſer zu raſiren. „Was machſt du denn für ein ſaures Geſicht?“ — wandte ſich der Kaiſer weiter zu Lorenz, der ihm eben das Barttuch umlegte — „du kommſt mir ſo trübſelig vor, wie der heutige Novembermorgen, der mir mit ſeinem Nebel die ganze Ausſicht auf die Donau genommen hat. Sonſt warſt du immer ſo froh und luſtig, heute aber gefällſt du mir gar nicht mit deiner Armenſünder-Miene.“

L. Ach, gnädigſter Herr und Kaiſer, heute iſt mir auch gar nicht lächerlich zu Muthe, und ich

glaube, auch Eure Majestät wäre nicht gar zu Lustigkeit gestimmt, wenn ich erzählte, was mir geschehen ist.

M. Geht es denn mich an, was dich so traurig macht?

L. Nicht gerade zunächst Eure Majestät, aber doch mitunter auch.

M. Also doch auch? Ist dir etwa Jemand Liebes gestorben, oder hast du sonst eine böse Nachricht erhalten?

L. Der bösen Nachricht nur allzuviel. Es ist doch gar zu arg, wenn man nicht mehr ruhig seine Straße ziehen kann, wenn ehrliche Bürger unversehens von Schnapphähnen niedergeworfen werden.

M. Wem ist denn solche Unbill widerfahren?

L. Meinem Bruder, dem Felsenwirthe zu Engen im Höhgau.

M. Das sey ferne! Habe ich nicht erst kürzlich ein Gebot ergehen laßen, daß Frieden seyn solle allenthalben im Reiche, und kein Ritter mehr solche Heckenreiterei treibe?

L. Ja, wenn Euer Gebot nur auch gehalten würde; daß dem aber nicht so ist, das hat mein armer Bruder leider erfahren müßen; der Ritter von Hohenkrähen hat ihn meuchlings auf seine Burg geschleppt, so daß sein Weib und Kind sich fast zu Tode grämen.

M. Bei meiner Krone, wenn das Wahrheit ist, das soll schwer geahndet werden und alle Welt soll sehen, daß Maximilian noch Kaiser und Oberhaupt

im Reiche iſt. In wenigen Tagen, Lorenz, ſoll dein Bruder frei ſeyn; darauf gebe ich dir mein kaiſerliches Wort.

Dankend verließ Lorenz von der Roſen den Kaiſer und ging freudiger heim, als er gekommen war. Gleich darauf ließ der Kaiſer durch einen Edelknaben ſeinen Feldhauptmann, Georg von Frondsberg, zu ſich beſcheiden, um ſich mit ihm über den geſchehenen Reichsfriedensbruch zu berathen. Schnell folgte Frondsberg dem Befehle des Kaiſers. Eine Heldengeſtalt, die gewöhnliche Größe eines Mannes überragend, erſchien; hoch und furchenlos war ſeine Stirne, dunkel und feuerſprühend ſein Augenpaar, ein kleiner Stutzbart zog ſich über den Mund; die gebogene Naſe, die bräunlich gerötheten Wangen, ſo wie das geſcheitelte, auf Nacken und Schulter niederwallende Haupthaar von glänzend brauner Farbe, — das Alles bildete einen Kopf, den wir den Heldenköpfen aus der griechiſchen und römiſchen Zeit vergleichen können. Wie das Aeußere des Mannes gediegen und Ehrfurcht gebietend erſchien, ſo war es noch vielmehr ſein Inneres. „Mein lieber Frondsberg“ — redete Maximilian ihn an, nachdem er ihm traulich die Hand zum Gruße geboten hatte, — „ich habe euch rufen laßen ob wichtiger Urſachen, ihr ſollt meine beleidigte Majeſtät rächen.“ „Wer wagt es, Eure Majeſtät zu beleidigen, während Georg von Frondsberg in Eurer Nähe wacht?“ fiel der Feldhauptmann raſch ein, und dabei funkelten ſeine Augen und ſeine Hand fuhr unwillkührlich an den Griff des Schwerdtes.

„Meine Befehle werden als Nichts geachtet im Reiche," — fuhr der Kaiſer fort — „der Frieden, den ich geſtiftet habe, iſt gebrochen, die Ritter lagern wieder an den Straßen, daß Niemand handeln und wandeln kann; ſo hat eben wieder, wie ich vernommen habe, der Ritter von Hohenkrähen den Frieden gebrochen. Aber, bei meiner Krone, ich will das Krähenneſt ausnehmen und den Räuber züchtigen. Mit dem Schwerdte will ich jezt in blutigen Zügen meine Befehle ſchreiben, daß ſie beſſer gehalten werden, als bisher, und ihr, mein lieber Frondsberg, ſollt jezt mein ſtarker Arm ſeyn. Alsbald ſollt ihr die Leute des ſchwäbiſchen Bundes aufbieten, mit unbeſchränkter Vollmacht gen Hohenkrähen ziehen und mir bald die Kunde bringen, daß ihr das Felſenneſt genommen und niedergerißen habt." „Wie mein Herr und gnädiger Kaiſer befiehlt, ſo ſoll es geſchehen" — entgegnete Frondsberg — „denn Euer Wille iſt mir heilig als einem getreuen Diener." „So eilet, mein lieber Feldhauptmann, denn ein unſchuldiger Mann ſchmachtet in des Krähers Burgverließ, ein Mann, der mir werth iſt um ſeines Bruders willen; eilet, und bringet Troſt einer unglücklichen Frau und Tochter, der Himmel wolle eurem Vorhaben günſtig ſeyn!"

Georg von Frondsberg verließ den Kaiſer und ſandte ohne Zögern Boten an die Glieder des ſchwäbiſchen Bundes und an einige Reichsſtädte. Nach vier Tagen ſtanden 8000 Mann auf den Beinen, auch wurden zehn große Stücke herbeigeführt, dar-

unter waren der Scharfmetz und die Sängerin, der Turnträzel, Herzog Sigmund und das Kätterlein. Dazu ſandten die von Augsburg noch zwei andere, die am Laufe 18 Werkſchuhe lang waren, ſowie etliche Büchſenmeiſter zu ihrer Bedienung. Auch die Schweizer erboten ſich zur Hülfe gegen Krähen, denn dieſe Burg, ſo wie Twiel und einige andere waren ihnen immer ein Dorn im Auge geweſen. So gerüſtet, zog Frondsberg um die Mitte des Novembers gegen Hohenkrähen aus. Ritter Hugo hatte bereits vernommen, was ihm bevorſtand, und ſich auf jeden Angriff vorbereitet; auf mehrere Monate hatte er Lebensmittel in ſeine Burg zuſammenbringen laſſen.

Eines Tages, als die Sonne ſich ſchon zum Untergange neigte, ertönte mit einem Male das Horn des Thurmwächters von dem Thore herab und ein Diener trat haſtig in das Wohngemach des Ritters, mit der Nachricht: „daß ein ſtarkes Heer im Anzuge gegen die Burg ſey und ſchon die Straße von Ehingen hinter ſich habe.“ Mehr freudig, als unangenehm überraſcht ſtand Hugo auf und eilte auf die Felſenplatte der Burg. „Das iſt der Frondsberger!“ — rief er kriegsluſtig, als er an der Spitze des herannahenden Heeres einen hohen und ſchlanken Rittersmann erblickte, von deſſen Helm herab drei weiße und zwei rothe Schwungfedern nickten, die bis zur Rückenhälfte herabreichten. „Das iſt Freude und Ruhm für mich, mich mit einem ſolchen wackern Kriegsmanne zu meßen!“ „Das wohl,“ — verſezte der Kaplan, der zu ſeiner Seite ſtand, — „aber,

gnädiger Herr, ſchauet doch auch hinab auf die vielen Helme, die wie ein Feuer das Thal durchſtrahlen; es mag wohl ein ehrenvoller, aber gewiß auch ein harter Strauß werden." „Das ſind die Herrn vom Schwabenbunde," verſezte Hugo, „ſie haben ſich darum ſo ſchnell verſammelt, weil es galt, einen ihrer Brüder zu befehden. Doch, ſo wahr mir Gott helfe, dieſe Dienſtfertigkeit ſoll Mancher von ihnen mit ſeinem Leben büßen." „Herr, welchen von euern Waffenfreunden der Nachbarſchaft ſoll ich beſenden?" fiel der Burgvogt ein, „etwa den Friedinger, oder den Homberger, oder den von Stoffeln?" „Ich bedarf keiner fremden Hülfe," erwiederte Hugo, „der über uns und mein Fels mögen mich ſchützen, ſorge nur, daß alle meine Mannen ſich zum Kampfe bereit halten, denn es wird wohl bald losgehen. Jene Seite der Burg gegen den Vorhof, die am leichteſten zu beſteigen iſt, laß doppelt beſetzen: nur von dort her, wenn irgendwo, können wir gefährdet werden. Die Bewohner des Vorhofs ſollen ſich ſammt ihrer Habe auf der Burg ſammeln. Speiſung haben wir genug auf Monate hinaus; darum laß das untere und obere Thor ſchließen und durch die Handwerksleute, die wir hier haben, mit Felsſtücken verrammeln." Dieſe und andere Befehle ertheilte Hugo dem Burgvogte. Eben wollte er mit den Uebrigen die Felſenplatte verlaßen, als einer der Burgleute eilig herbeigelaufen kam. „Gnädiger Herr," rief dieſer, „ein Ritter iſt am untern Thore angelangt; er hat drei Fähnlein Knechte bei ſich und begehrt

Einlaß. Er erklärte, daß er nur vor euch das Visir öffnen wolle, auch seine Leute haben die Feldzeichen verhüllt, sie kommen aber, wie sie sagen, um euch in der euch drohenden Gefahr Hilfe zu leisten.“ „Deren bedarf und begehre ich von Fremden nicht,“ erklärte Hugo wiederholt. „Gnädiger Herr,“ bat der Kaplan, „nehmet an, was man euch bietet, es mag euch wohl frommen; und um unser Aller willen bitte ich, verschmähet die Hilfe nicht.“ Sie gingen die Felsenplatte hinab, und auf Hugo's Erlaubniß wurde der fremde Ritter eingelaßen. Ein schlanker Rittersmann mit herabgelaßenem Helmsturze erschien vor Hugo; er nahete mit kräftigem Tritte dem Ritter von Krähen, bot ihm die Rechte zum Handschlage und öffnete mit der Linken das Visir „Mein Gott, der Klingenberger!“ schrie Hugo, als er die wohlbekannten Züge seines Todfeindes erblickte; „weg aus meinen Augen!“ Er zog die schon dargebotene Rechte wieder zurück und wandte sein Gesicht ab, auf dem Flammenröthe und Todesbläße mit einander wechselten.

„Herr Ritter von Krähen,“ begann Heinrich von Klingenberg in sanftem Tone, „ich war euer Todfeind; jezt bin ich euer Freund in der Noth. Ich habe erfahren und von meiner Burg selbst gesehen, wie ein Heer gegen euch heranziehet, um euch zu verderben: das hat mein Herz ergriffen, und darum habe ich alle meine streitbaren Mannen zu eurer Hilfe versammelt. Verschmähet nicht, was ich euch biete, und laßt mich meine Schuld gegen euch durch das Bewußtseyn büßen, euch in großer Noth geholfen

zu haben. Ich habe euch das, was euch das Theuerſte im Leben war, entrißen, aber, ich darf ſagen, es war nicht allein meine Schuld. Laßt mich nun das Beſte, was ich bieten kann, mein Herzblut, eurem Dienſte weihen." Bei dieſen Worten faßte der Ritter von Klingenberg Hugo's Hand und drückte ſie innig an ſeine Bruſt. „Ritter, Waffengenoße," fuhr er fort, „ich weiß, für euch ſchlägt kein treues Herz mehr unter dem falſchen Geſchlechte, aber hier, in meiner Bruſt, ſchlägt ein treues Freundesherz für euch, bis zum Tode. Könnt ihr mir meine ſchwere Schuld verzeihen? ich habe ſie oft im Innern bitter bereut." Eine lange Pauſe trat ein; unwillkührlich ließ Hugo ſeine Hand in der des Klingenbergers, man ſah, daß ein heftiger Kampf in ſeinem Innern tobte. Das Beſſere gewann den Sieg. „Ich verzeihe dir, Bruder, du biſt es werth; aber ſey mir fortan treuer, als jene Ungetreue, und halte beſſer Wort als die Meineidige!" Beide Freunde hielten ſich lange umarmt. „Ich will Wort halten," ſprach Heinrich von Klingenberg voll Bedeutung, „führ' es zum Leben oder zum Sterben." Mit Wonne in den Blicken ſchauten die Umſtehenden auf das Ritterpaar. „Dank dir, gütiger Gott," ſprach der Kaplan mit gen Himmel gewendetem Blicke, „Dank dir, daß du es ſo wohl gemacht und die Herzen zweier Todfeinde wieder gelenkt haſt wie Waßerbäche; mögeſt du, ſo es deiner Weisheit gefällt, Alles zu einem glücklichen Ende führen."

Der Ritter von Klingenberg begab ſich nun mit

Einlaß. Er erklärte, daß er nur vor euch das Visir öffnen wolle, auch seine Leute haben die Feldzeichen verhüllt, sie kommen aber, wie sie sagen, um euch in der euch drohenden Gefahr Hilfe zu leisten." „Deren bedarf und begehre ich von Fremden nicht," erklärte Hugo wiederholt. „Gnädiger Herr," bat der Kaplan, „nehmet an, was man euch bietet, es mag euch wohl frommen; und um unser Aller willen bitte ich, verschmähet die Hilfe nicht." Sie gingen die Felsenplatte hinab, und auf Hugo's Erlaubniß wurde der fremde Ritter eingelaßen. Ein schlanker Rittersmann mit herabgelaßenem Helmsturze erschien vor Hugo; er nahete mit kräftigem Tritte dem Ritter von Krähen, bot ihm die Rechte zum Handschlage und öffnete mit der Linken das Visir „Mein Gott, der Klingenberger!" schrie Hugo, als er die wohlbekannten Züge seines Todfeindes erblickte; „weg aus meinen Augen!" Er zog die schon dargebotene Rechte wieder zurück und wandte sein Gesicht ab, auf dem Flammenröthe und Todesbläße mit einander wechselten.

„Herr Ritter von Krähen," begann Heinrich von Klingenberg in sanftem Tone, „ich war euer Todfeind; jezt bin ich euer Freund in der Noth. Ich habe erfahren und von meiner Burg selbst gesehen, wie ein Heer gegen euch heranziehet, um euch zu verderben: das hat mein Herz ergriffen, und darum habe ich alle meine streitbaren Mannen zu eurer Hilfe versammelt. Verschmähet nicht, was ich euch biete, und laßt mich meine Schuld gegen euch durch das Bewußtseyn büßen, euch in großer Noth geholfen

zu haben. Ich habe euch das, was euch das Theuerſte im Leben war, entrißen, aber, ich darf ſagen, es war nicht allein meine Schuld. Laßt mich nun das Beſte, was ich bieten kann, mein Herzblut, eurem Dienſte weihen." Bei dieſen Worten faßte der Ritter von Klingenberg Hugo's Hand und drückte ſie innig an ſeine Bruſt. „Ritter, Waffengenoße," fuhr er fort, „ich weiß, für euch ſchlägt kein treues Herz mehr unter dem falſchen Geſchlechte, aber hier, in meiner Bruſt, ſchlägt ein treues Freundesherz für euch, bis zum Tode. Könnt ihr mir meine ſchwere Schuld verzeihen? ich habe ſie oft im Innern bitter bereut." Eine lange Pauſe trat ein; unwillkührlich ließ Hugo ſeine Hand in der des Klingenbergers, man ſah, daß ein heftiger Kampf in ſeinem Innern tobte. Das Beſſere gewann den Sieg. „Ich verzeihe dir, Bruder, du biſt es werth; aber ſey mir fortan treuer, als jene Ungetreue, und halte beſſer Wort als die Meineidige!" Beide Freunde hielten ſich lange umarmt. „Ich will Wort halten," ſprach Heinrich von Klingenberg voll Bedeutung, „führ' es zum Leben oder zum Sterben." Mit Wonne in den Blicken ſchauten die Umſtehenden auf das Ritterpaar. „Dank dir, gütiger Gott," ſprach der Kaplan mit gen Himmel gewendetem Blicke, „Dank dir, daß du es ſo wohl gemacht und die Herzen zweier Todfeinde wieder gelenkt haſt wie Waßerbäche; mögeſt du, ſo es deiner Weisheit gefällt, Alles zu einem glücklichen Ende führen."

Der Ritter von Klingenberg begab ſich nun mit

ſeinen Leuten in das Innere der Burg. „Eine Bitte noch, mein Bruder," ſprach er zu Hugo, „die mußt du mir gewähren; ordne du das Nöthige im Innern der Burg an, und laß mich mit meinen und deinen Mannen auf den Mauern unſern Platz nehmen, um hier die Feinde zu empfangen; vertraue mir den Befehl über die Streiter auf den Zinnen." „Es ſey ſo," ſprach Hugo, „wem könnte ich ihn auch beſſer anvertrauen als dir, dem Reuigen und von Gott geſandten Helfer in der Noth."

9.

Noch ſprachen die Beiden mit einander, da ertönte mit einem Male ein Trompetenſtoß vor dem Thore des Vorhofes. Die Ritter eilten hinaus auf die Warte; ein Herold mit dem kaiſerlichen Wappen und Feldzeichen ſtand vor dem Thore. „An den Ritter von Hohenkrähen geht mein Wort und Auftrag;" begann der Herold ſeine Rede. „Hier iſt er!" rief Hugo von der Warte herab. „Im Namen Seiner Majeſtät des Kaiſers," — fuhr der Herold fort — „läßt euch ſein Feldhauptmann, Georg von Frondsberg, mein gnädiger Herr, der am Fuße eurer Burg mit ſtarker Macht ſteht, entbieten, daß ihr ihm die Thore öffnet und die Gefangenen herausgebt, die ihr wider alles Recht niedergeworfen habt und in Feßeln haltet. Wo ihr aber nicht gehorcht, ſo wißet, daß Georg von Frondsberg nicht umſonſt 8000 Mann hieher geführt, und daß ihr ſo wenig, als irgend eine andere feindliche Macht, ihm wiederſtehen könnet."

„Sage meinen Gruß deinem Feldhauptmann, den ich hoch verehre" — entgegnete Hugo — „und ich wolle die Gefangenen herausgeben gegen ein angemeßenes Löſegeld, aber meine Burg öffne ich Niemanden, und käme ſelbſt Seine Kaiſerliche Majeſtät in eigener Perſon als Feind vor dieſelbe." „Und," — ſezte Heinrich von Klingenberg hinzu — „ſage deinem Herrn, daß wir ihn erwarten vor dieſer Burg und ihn begrüßen wollen, wie es ſolch ehrnwerthem und hochberühmten Feldherrn geziemt." Der Herold wandte ſich und ritt mit dieſem Auftrage zu den Seinigen zurück.

Zwiſchen Hohenkrähen und dem Mägdberge liegt ein eirunder Hügel von ziemlicher Höhe, ganz geeignet, um das ſchwere Geſchütz von dort aus gegen die Burg ſpielen zu laßen. Dieſen Punkt hatte Frondsberg erwählt, um ſeinen Angriffsplan ins Werk zu ſetzen. Eine Schanze wurde auf der Anhöhe aufgeworfen und die Geſchütze dahin gebracht, deren Verderben bringende Schlünde gegen Krähen gerichtet wurden. Es war am 19. November, früh Morgens, noch nicht hatte die Königin des Tages mit ihrer Röthe, der Vorbotin ihrer Ankunft, das Firmament gegen den See hin geſchmückt, als ſchon des Frondsbergers Geſchütz von der Anhöhe gegen die ſteile Krähenburg hinaufdonnerte. Mit heller und kräftiger Stimme ſang die „Sängerin" ihr Tageslied, ſie ward begleitet von dem nicht minder kräftigen Tone des „Kätterleins" und dem erſchütternden Brummbaß des „Herzog Sigmund;" den Chor brüllten der

„Scharfmetz“ mit seinem Gespielen, dem rüstigen „Turnträzel“ und dem übrigen Gefolge. Es war eine furchtbare Musik für die Bewohner der Burg, aber sie blieb nicht unerwiedert. Auch ihre Feldschlangen schwirrten von der Höhe herab und kreuzten verderblich unter dem feindlichen Kriegsvolke auf der Schanze. Ununterbrochen ließ der Frondsberger die Geschütze gegen die Pfisterey der Burg spielen. Diese schüzten ihre feste Wohnung mit aller Kraft; alles Geschütz, das sie hatten, wurde auf den bedrohten Punkt zusammengebracht, aber es frommte nur wenig gegen die Riesenmacht der Feinde.

Als die Sonne in vollem Glanze über dem Gelände des Höhgau stand, war die Pfisterey schon so zerschoßen, daß alles Mehl und der ganze übrige Vorrath, theils zu den Fenstern herausstob, theils vom Feuer verzehrt wurde und die Ritter in der Burg mußten mit Schmerz sehen, wie troz all ihrer Anstrengung dieß Gebäude mit fürchterlichem Krachen zusammenstürzte. Doch, das brach den Muth der Belagerten nicht: hell leuchtete des Klingenbergers Helm in der fürchterlichen Flamme, die aus der zusammengeschoßenen Pfisterey aufschlug, aber noch heller strahlte die Flamme auf seinem Antlitz und dem seiner Mannen, die jezt unverhüllt ihre Feldzeichen zur Schau trugen. Heinrich von Klingenberg verließ mit den Seinen den bisherigen Standpunkt, während Hugo und seine Leute sich mit Löschung der brennenden Gebäude beschäftigten. Heinrich hatte bemerkt, daß Frondsberg seinem Geschütze eine andere

Richtung hatte geben laßen; er zielte nämlich auf die höher gelegene Burg, die gleichsam an den Felsen angeklebt ist, darum stellte sich Heinrich jezt hieher hinter die Ringmauer und ließ seine Feldschlangen durch die Oeffnungen derselben ertönen. Frondsberg antwortete mit noch kräftigerer Stimme, aber dießmal vermochte seine Uebermacht nur wenig, denn, statt bis zu den Mauern, reichten die feindlichen Kugeln bloß bis an die Felsen, auf deren Spitzen jene in die Höhe ragten.

Für jede Kugel, die unten am Berge wieder gefunden und in das Lager gebracht wurde, bezahlte Georg von Frondsberg zwei Batzen — ein nicht unbedeutender Preiß in jener Zeit — und so geschah es, daß manche Kugel zwei bis dreimal abgeschoßen wurde. Je mehr aber Frondsberg von der Burg herab Widerstand fand, desto ununterbrochener war seine Anstrengung. Beinahe zwei Tage lang waren die Geschütze in ununterbrochener Täthigkeit, und auf zehn Meilen in der Runde hörte man ihren Donner. Deßen ungeachtet wollten die auf der Burg noch von keiner Uebergabe wißen. Der feindliche Feldherr verließ daher seinen bisherigen Standpunkt, und ertheilte den Befehl zum Stürmen. Er gewann aber weiter Nichts, als den Vorhof der Veste auf der Seite gegen Mitternacht, da, wo sich in unsern Tagen die Wohnung eines Rebmanns befindet. Von hier aus wandte er sich gegen das erste Thor, der eigentlichen Burg, das er endlich mit ungeheurem Verluste gewann, denn der Klingen-

berger hatte es mit ſeinen Mannen beſezt und zog ſich erſt zurück, als ſein Häuflein bereits bis auf Wenige zuſammengeſchmolzen war; aber indem er dieß that, ſuchte er dem Feinde nur auf andere Art um ſo beſſer beizukommen. Er beſezte nämlich den Haupteingang in die innere Burg mit den ihm noch übrig gebliebenen Leuten, ſo, daß er Mann an Mann auf der Ringmauer längs dem Thore dicht an einander ſtellte, und dieſe mit ihren Schilden eine zweite Mauer, die ſich über der erſten erhob, zu bilden ſchienen. Schon ſeit dem Eindringen der Feinde war man beider Seits von dem groben Geſchütze zu den Handgewehren und Armbrüſten geſchritten; ein ununterbrochener Pfeil- und Kugelregen ergoß ſich von der Mauer herab auf die Belagerer, und ſo oft ſie anzuſtürmen verſuchten, mußten ſie mit großem Verluſte wieder rückwärts weichen.

Während Heinrich von Klingenberg aber auf dem Burgthore ſtritt, beſchäftigte ſich Hugo mit mehreren Handwerksleuten unten an demſelben. Ungeheure Felsblöcke wurden herbeigeſchleppt und die Zugänge verrammelt, ſo daß dem Feinde alle Möglichkeit genommen war, ins Innere einzudringen. Hugo ſelbſt legte bei dieſer Arbeit Hand an, um die Seinigen zur möglichſten Anſtrengung aufzumuntern; daneben blickte er oft aufwärts nach dem Thore, und ſah, wie ſein Waffenbruder ſich ſo wacker wehrte, da mochte er wohl bei ſich denken, daß er den Rechten ſich zum Genoßen erwählt habe. „Freund“ — rief er hinauf — „bald ſind wir hier unten fertig, dann

werde ich an deiner Seite kämpfen, denn fürwahr, es wird ein harter Strauß werden." „Immer noch nicht genug" — erwiederte Heinrich — „aber was meinſt du? ich will mit meiner Büchſe das Schwarze ſuchen, das könnte dem ganzen Handel mit Einem Male ein Ende machen; ich ſehe bei jedem Anlaufe der Feinde auf unſere Burg drei weiße und zwei rothe Federn: wenn ich nach dieſen zielte, gewiß, ich würde den Rechten treffen." „Das iſt der Frondsberger, mit den Federn," — rief Hugo — „nach den Federn magſt du zielen, aber nicht nach ihm ſelbſt; er iſt ein wackerer Ritter, und kein Zweiter, wie er, im Reiche." Kaum hatte Hugo geſprochen, ſo krachte des Klingenbergers Büchſe, und die Kugel riß dem Feldhauptmann Georg von Frondsberg ſeinen mit fünf Federn gezierten Hut vom Kopfe, ohne ihn ſelbſt nur im Mindeſten zu verletzen. „Ich habe dir gefolgt," rief Heinrich von der Mauer herab dem Ritter von Krähen zu, „den Hut hat es ihm genommen." „Jezt," — verſezte Hugo — „jezt, mein lieber Genoße, mag es dir um den Kopf gehen; der Frondsberger iſt nicht der Mann, der ſich von Einem necken läßt." „Sey's darum!" rief Heinrich. Aber — Hugo hatte nicht ohne Grund dieß Wort geredet.

Voll Wuth und Ingrimm, wie bisher noch nie, drang Frondsberg mit bloßem Haupte jezt mit denjenigen ſeiner Landsknechte vorwärts, in deren Mitte er am gernſten ſtritt, und die er auch zu dieſem Zuge mitgenommen hatte. „Wohlauf, meine Brüder," rief er, „haltet euch tapfer! Ihr habt Stand

gehalten im Venediger Lande, ihr habt nicht erzittert vor Padua; wer wollte sich fürchten vor diesem Raubneste?! Schaffet, daß wir das Krähengeschmeiß bald ausnehmen!" Des Feldherrn Worte waren nicht umsonst gesprochen; seine Mannen drangen bis vor das Thor. Deren auf der Mauer wurden immer weniger, und der Klingenberger war nur noch von einem winzigen Häuflein umgeben. „Ergebt euch auf Gnade und Ungnade!" — rief Frondsberg zu Heinrich hinauf. „Mit Nichten;" — erwiederte dieser — „nur über meine Leiche sollt ihr den Weg in die Burg finden." Während er dieß sprach, lud er seine Büchse ungewöhnlich stark; fürchterlich war der Knall, als er sie abdrückte: das Geschoß war zersprungen und hatte seinen rechten Arm zerschmettert. In demselben Augenblicke traf ein Pfeil, den ein feindlicher Schütze abgeschnellt hatte, seine linke Seite. „Es ist aus mit uns!" — rief Heinrich voll Schmerzgefühl seinen Genoßen zu — „bringt mich von der Mauer hinab." Während des Kampfes war die Nacht hereingebrochen und die Feinde zogen sich auf den Vorhof zurück.

„Bist du versöhnt, mein Bruder?" — sprach Heinrich mit matter Stimme zu Hugo, nachdem sie ihn in das Innere der Burg gebracht hatten. „Nur allzutreu hast du dein Wort gehalten" — erwiederte dieser schmerzerfüllt, und verband selbst Heinrichs Wunden, denn es fand sich kein Sachkundiger unter den Leuten der Burg. „Laß es seyn, mein Bruder" — bat der Klingenberger, und wehrte

Hugo an ſeiner Beſchäftigung — „es war mein lezter, aber mein liebſter Kampf, denn ich darf für dich ſterben; ſieh zu, daß du dich und das wehrloſe Volk auf der Burg retteſt, ſo lange es noch Zeit iſt. Aber jezt noch eine Bitte, die darfſt du mir nicht verſagen: laß mich auf meiner Väter Burg bringen; dort will ich ruhen, und laß auf meinen Leichenſtein die Worte hauen: „„Er hat ſeine Schuld gebüßt.““ Heinrich wurde ſichtbar matter; die Wunde an ſeinem Arme hatte ſich zu ſtark verblutet und der Pfeil hatte edle Theile verlezt. „Lebe wohl, Hugo! und ſende auch in meinem Namen ein Lebewohl meinen Brüdern und meinem Weibe nach Twiel!“ Das waren Heinrichs lezte Worte; er verſchied in Hugos Armen.

Der Ritter von Krähen folgte, wiewohl ungerne dem Rathe ſeines Waffenbruders. Er ſammelte alle ſeine noch übrig gebliebenen Mannen in der Nacht um ſich und berieth ſich mit ihnen über die Flucht. Es ward kein anderes Mittel gefunden, als daß ſich Alle nach einander an einem Seile über die Mauer hinabließen. Zunächſt unter dieſer befand ſich ein ſchmaler Pfad; dieſen kletterten ſie mit Hülfe von Fußeiſen hinunter und gelangten ſo auf die Straße gen Mühlhauſen, ohne daß es die feindlichen Wachen im Vorhofe merkten. Daſſelbe wollte hinter den Uebrigen auch der Müller der Burg verſuchen, aber weil er ſchweren Leibes war und das Klettern und Steigen nicht genugſam verſtand, ſo glitt er an dem ſteilen Felſen aus und brach den Hals. Ein Landsknecht

gehalten im Venediger Lande, ihr habt nicht erzittert vor Padua; wer wollte ſich fürchten vor dieſem Raubneſte?! Schaffet, daß wir das Krähengeſchmeiß bald ausnehmen!“ Des Feldherrn Worte waren nicht umſonſt geſprochen; ſeine Mannen drangen bis vor das Thor. Deren auf der Mauer wurden immer weniger, und der Klingenberger war nur noch von einem winzigen Häuflein umgeben. „Ergebt euch auf Gnade und Ungnade!“ — rief Frondsberg zu Heinrich hinauf. „Mit Nichten;“ — erwiederte dieſer — „nur über meine Leiche ſollt ihr den Weg in die Burg finden.“ Während er dieß ſprach, lud er ſeine Büchſe ungewöhnlich ſtark; fürchterlich war der Knall, als er ſie abdrückte: das Geſchoß war zerſprungen und hatte ſeinen rechten Arm zerſchmettert. In demſelben Augenblicke traf ein Pfeil, den ein feindlicher Schütze abgeſchnellt hatte, ſeine linke Seite. „Es iſt aus mit uns!“ — rief Heinrich voll Schmerzgefühl ſeinen Genoßen zu — „bringt mich von der Mauer hinab.“ Während des Kampfes war die Nacht hereingebrochen und die Feinde zogen ſich auf den Vorhof zurück.

„Biſt du verſöhnt, mein Bruder?“ — ſprach Heinrich mit matter Stimme zu Hugo, nachdem ſie ihn in das Innere der Burg gebracht hatten. „Nur allzutreu haſt du dein Wort gehalten“ — erwiederte dieſer ſchmerzerfüllt, und verband ſelbſt Heinrichs Wunden, denn es fand ſich kein Sachkundiger unter den Leuten der Burg. „Laß es ſein mein Bruder“ — bat der Klingenberger, und w

ungeſtört in Beſitz nehmen; aber ſendet zuvor Leute, die das Thor von den Felsblöcken befreien, denn unſer ſind zu Wenige für dieſe Arbeit.“ Sogleich ſtiegen auf Frondsbergs Befehl einige Landsknechte auf Leitern die Mauer hinauf und ſchafften ganz ungehindert die Felsblöcke, womit die Belagerten die Zugänge verrammelt hatten, hinweg, denn außer wenigen Mannen, die im Hofraum um einen Leichnam herumſtanden, war nirgends eine menſchliche Seele zu ſehen. „Ei, Schade, daß die Krähen uns ausgeflogen ſind!“ rief Frondsberg, als er mit den Seinigen durch das Thor zog und die verödete Burg ſah. „Aber dieſer da hat uns manchen braven Mann genommen“ — ſezte er hinzu, als man Heinrichs Leiche auf einer Tragbahre vorübertrug. „Laßt ſie ungehindert ziehen,“ befahl er ſeinen Leuten, „er verdient ein ritterlich Begräbniß, denn er hat ſich als wackerer Ritter gehalten.“

Man zog nun in das Innere der Burg. Das Erſte, was Frondsberg verfügte, war, daß er die Gefangenen aufſuchen ließ. Nur mit Mühe konnte man dieſen Ort finden. Todtengeſtalten ähnlich ſahen die Gefangenen, denn ſeit vierzehn Tagen ihrer Haft war ihnen nur Waßer und Brod gereicht worden und während der dreitägigen Belagerung hatten ſie auch deßen entbehren müßen. Wie froh war Hans Bleibimhaus, der Felſenwirth, als ſich das Fallgitter des Felſenloches erhob, und ihm ſamt ſeinem Gefärthen Erlöſung angekündigt wurde. „Wie mag ſich meine Martha freuen!“ — ſprach er beim Heraustreten —

„aber meine Geſtalt mag ihr wohl nicht zum Beſten gefallen“ ſezte er hinzu, indem er mit betrübter Miene ſeinen eingefallenen Leib betrachtete. „Aber ich will mich fürchterlich rächen an dem Schnapphahn von Krähen!“ knirſchte Murillo der Maler, als er ſich wieder unter freiem Himmel befand. „Das mag euch ſchwer werden“ — bemerkte Einer der Umſtehenden — „ſo ſchwer als uns, denn das ganze Neſt iſt ausgeflogen.“ „Sey's drum“ — erwiederte Murillo, — „er entgeht mir ſicher nicht, und ſollt ich ihn aufſuchen an den Enden der Erde, meiner Rache Opfer muß er werden!“ dabei that er einen fürchterlichen Schwur, vor dem ſelbſt die rohen Landsknechte zurückbebten. Beide wurden gen Engen geleitet. Nach Befreiung der Gefangenen überließ Georg von Frondsberg ſeinen Leuten die Burg zur Plünderung. Mundvorrath und Beute aller Art wurde in großer Menge gewonnen, und nun wurde, wie der Kaiſer es befohlen hatte, die Burg verbrannt und niedergerißen. In wenigen Tagen war Alles in einen Trümmerhaufen verwandelt, wie wir ihn jezt noch erblicken.

Ritter Hugo von Hohenkrähen wurde ſamt allen Flüchtlingen in die Reichsacht erklärt, ſo daß Jedermänniglich, der ihn träfe, wo es auch ſeyn möge, Gewalt und Vollmacht hätte, ihn niederzuſtoßen und ſeinen Leichnam den Thieren des Feldes oder den Vögeln des Himmels zum Fraße zu geben.

Während dieß Alles auf Hohenkrähen geſchah, ſaß auf ihrer Burg zu Twiel Adelheid, ſonſt von Friedingen, jezt die Gattin Heinrichs von Klingenberg,

und harrte des abweſenden Gemahls. Schon waren zwei Tage verfloßen, und noch hatte ſie keine Kunde von ihm erhalten. Oft ſah ſie mit trübem Blicke aus ihrem Gemache hinüber gen Krähen und hörte den Donner des Geſchützes auf beiden Seiten. Mit dem dritten Tage war es ſtiller geworden; nun vermuthete ſie, daß der Kampf ein Ende genommen, und hoffte, den Gemahl bald wieder wohlbehalten zu umarmen. Es war am Morgen des 21. November, da ſchaute ſie wieder hinab auf die Heerſtraße; ein Häuflein Mannen zog daher mit verhüllten Feldzeichen, vor ihnen ein Einſiedler mit hochragendem Kruzifixe in den Händen, und in der Mitte des Zuges eine wohlbekannte ritterliche Geſtalt auf einer Tragbahre ausgeſtreckt. „Jeſus Maria, mein Gemahl!“ ſchrie Adelheid, wie vom Donner gerührt, und eilte den Burgpfad hinab, den Kommenden entgegen. Gleich einer Wahnſinnigen fiel ſie über den Leichnam her und ſchlang ihre Arme um ihn. Da trat der Einſiedler — es war der Waldbruder vom Bruderhauſe, der unter Wegs auf den Leichenzug geſtoßen war — vor die Klagende und Jammernde hin: „Siehe,“ begann er, „das iſt die Rache des Himmels; es bleibt Nichts unvergolten auf der Erde, Nichts unvergolten jenſeits. Der, den du durch Untreue gewonnen, ſiehe, er liegt als Leiche vor dir; er hat ſeine Schuld gebüßt, denn er iſt für Den geſtorben, den er ſo ſchwer im Leben beleidigt hatte. Aber deine Schuld iſt noch nicht geſühnt, nur gemindert durch den Verluſt deßen, was dir das Liebſte

war. Siehe! ſo ſtraft der über uns die Sünde; blicke auf zu ihm, Sünderin, und betrachte dein Werk: dort, jene Burg, die in Flammen ſteht, unter deren Trümmern manches Herz verhaucht hat, das ſonſt froh und freudig ſchlug. Erkenne deine große Schuld und büße ſie." — Das waren des Einſiedlers lezte Worte. Er begleitete noch des Klingenbergers Leiche zur Ruheſtätte, ſprach ein andächtiges Gebet für die Ruhe ſeiner Seele und verließ dann die Burg. Wie der Verſtorbene gewünſcht hatte, ſo geſchah es; noch in ſpäter Zeit las man auf ſeinem Grabſteine die Worte: „er hat ſeine Schuld treu gebüßt." Adelheid von Klingenberg aber verließ wenige Tage nach ihres Gemahls Beiſetzung die Burg Twiel und nahm den Schleier in dem Klöſterlein St. Wolfgang zu Engen.

Es war in den lezten Tagen des November, Nachts um die neunte Stunde, da ſchritt eine vom Kopfe bis zu den Füßen verhüllte Geſtalt über die Straße, die von Ehingen gen Engen führt. „Nirgends Ruhe, nirgends Frieden" — tönte es düſter aus des Gehenden Bruſt; — „wohin, ihr müden Glieder? gibt es auf Erden keine Zuflucht mehr für einen Verſtoßenen aus der Reihe der Lebendigen? Wo iſt Ruhe, wo iſt Frieden für mich?" — „Im Grabe" — ſprach eine andere Geſtalt im Mönchskleide, die ſich dem Ritter Hugo ſanft genähert hatte und ſeine Hand faßte — „im Grabe, wohin des Freundes Hand euch geleitet." Hugo ſchauderte zuſammen, denn er wähnte ſich von einem Feinde ergriffen; aber als

er aufblickte, ſchaute er wohlbekannte Züge; es war der Kaplan ſeiner Burg, jezt wieder Pater Bernhard bei den Franziscanern zu Engen. Dahin hatte er ſeine Zuflucht genommen, als er Hohenkrähen verlaßen mußte und lebte jezt wieder friedlich unter ihnen. Er war heute in Geſchäften ausgegangen, hatte ſich verſpätet und fand ſo ſeinen unglücklichen Herrn auf dem Wege. „Willſt du mich meinen Feinden verrathen, die groß Geld auf meinen Kopf geſezt?“ — ſprach Hugo zu Bernhard — „thu's immerhin, mein Leben iſt mir ohnedieß entleidet.“ „Da behüte mich der Himmel für, gnädiger Herr! nein, retten will ich euch vielmehr aus der Hand eurer Widerſacher. Folget mir; im Klöſterlein St. Wolfgang zu Engen werdet ihr Zuflucht finden, bis des Kaiſers Zorn ſich gewendet hat; eure Frau Muhme mag euch wohl aufnehmen.“ Hugo folgte willenlos ſeinem Führer; leiſe zogen ſie durch das Dörfchen Neuhauſen, ohne daß Jemand die Beiden gewahr wurde. Jezt waren ſie auch an den erſten Häuſern der Stadt Engen angelangt; „nehmt euch da in Acht, gnädiger Herr,“ — mahnte leiſe Pater Bernhard ſeinen Gefährten, — „auf daß die Thorwächter nicht aufmerkſam auf uns werden.“ Unbemerkt kamen ſie auch hier durch das Thor.

In der Herberge zum Felſen brannten noch die Kerzen, denn es ſaßen noch einige ſpäte Gäſte beim Kruge. Eben leuchtete Murillo, nunmehr des Felſenwirths Schwiegerſohn, einem Gaſte die Treppe hinunter. Hugo und Bernhard ſchlichen leiſe vorüber, aber ſie konnten nicht hindern, daß ein Strahl des

Lichtes auf ſie fiel und ihre Geſtalten theilweiſe kenntlich machte. Murillo hatte ſie auch wirklich erkannt, und ſpähte ihrem Wege heimlich nach. Sie waren indeßen ungehindert an das Klöſterlein gekommen und zogen die Glocke; man öffnete ihnen. Dießmal war Hugo's Empfang bei ſeiner Muhme ein ſchmerzlicher. „Warum, Unglücklicher," — war ihr erſtes Wort, — „habt ihr meine Warnung nicht geachtet?" „Ehrwürdige Frau," unterbrach Bernhard die Priorin — „jezt bedürfen wir des Raths, aber keiner Predigt; es iſt nun einmal ſo und nicht anders." „Das Beſte, was ich euch rathen kann," — verſezte die Priorin, — „iſt, daß ihr dieſe Nacht gerade in unſerer Kirche bleibet, bis ich weiter für euch ſorgen kann. Dort ſeyd ihr ſicher. Ich will euch ſchützen mit Allem, was in meinen Kräften ſteht," — ſagte ſie noch tröſtend zu Hugo und begleitete Beide über das Dorment auf dem gewöhnlichen Wege zur Kirche. „In den Stühlen hinter dem Hochaltare ſeyd ihr ſicher; Gott und ſeine heiligen Engel mögen über euch wachen!" — Dieß waren ihre lezten Worte ehe ſie die Beiden verließ. Dieſe brachten eine traurige Nacht zu; Bernhard wich nicht von der Seite ſeines unglücklichen Herrn. Oft fuhr Hugo aus dem Schlafe auf und ſprach laut undeutliche Worte, ſo daß Bernhard Sorge trug, man könnte in der Nähe der Kirche aufmerkſam auf ſie werden.

Kaum graute der Tag, ſo hielten die Nonnen das Morgengebet über ihnen im obern Chor der Kirche. „Noch nie," — ſagte Hugo zu Bernhard, als er

neben dieſem auf ſeinem harten Lager erwachte — „habe ich meine Morgenandacht verſäumt, was ſoll ich ſie heute unterlaßen, wo ich dem Orte des Gebets ſo nahe bin?“ mit dieſen Worten trat er hinter dem Altare hervor, knieete auf einer Seitenſtufe deßelben nieder und Worte wahrer Andacht entſtrömten aus Herz und Mund. Neben ihm knieete Bernhard. Kaum aber hatte Hugo das „Amen“ ausgeſprochen, ſo ſchwirrte von der Thüre des obern Chors ein Pfeil herab und traf mitten in ſein Herz. Er ſank zurück in Bernhards Arme mit dem Rufe: „Gerechter Gott, mein Traum!“ Es war Murillo's Geſchoß. Durch ſeine früheren Arbeiten im Kloſter bekannt, hatte er den, nur ſelten einem Laien zugeſtandenen, Weg vom Dorment durch den obern Chor gefunden und ſo ſeiner Rache das Opfer gebracht, deßen Spur ihm geſtern der Zufall gezeigt hatte.

Als Hugo noch bewußtlos in Bernhards Armen lag, eilten zwei weibliche Weſen herbei; die eine war Adelheid von Klingenberg in Nonnentracht, die Andere aber Kätchen, die auch heute, wie gewöhnlich jeden Tag, mit dem Früheſten das Kloſter beſucht hatte, um ihre Morgenandacht da zu verrichten. „Hugo“! riefen Beide, wie mit Einer Stimme, und beugten ſich über den Sterbenden. Hugo richtete ſich auf in Bernhards Armen, raffte ſeine lezte Kraft zuſammen, und als er die Beiden erblickte, ſchauderte er heftig zuſammen. Er griff nach dem Pfeile in ſeinem Herzen und riß ihn heraus: eine blutbeſprizte Locke hing an ſeiner Spitze. „Hier das Pfand deiner

Liebe," — ſprach er mit ſchon erſterbender Stimme zu Kätchen — „ich habe es treu bewahrt bis zum Tode; ich verzeihe deiner Schwachheit." Dann wandte er ſich zu Adelheid: „Hieher haſt du mich gebracht, Treuloſe! Gott wird zwiſchen uns richten; vor ſeinem Richterſtuhle wirſt du mit mir erſcheinen." Dieß waren Hugo's lezte Worte; er verſchied.

„Ruh' und Frieden
Ward dir nimmermehr hienieden:
In des Grabes Gründen
Wirſt du Beides finden."

So betete Bernhard über dem Leichname des Ermordeten; der Chor der Nonnen aber ſammelte ſich um ſie und in trauriger Weiſe ertönte ihr Grabgeſang.

III.

Die Brüder von Geroldseck.

Dieß rührt ihn; er umarmet
Das Knäblein: „Du bist mein!
Wie Gott sich mein erbarmet,
Erbarm' ich mich jezt dein!"
Lindner.

1.

Auf einer hohen, rings von Tannen und Föhren bewachsenen Bergkuppel, nicht ferne von der Stadt Lahr, in dem sogenannten Schutterthale, stehen die, auch jezt noch beträchtlichen, Ruinen der Burg Geroldseck. Graf Gerold von Bußen, ein Bruder Hildegards, der Gemahlin Kaiser Karls des Großen, hatte schon im achten Jahrhunderte den Grund zu dieser Burg gelegt und sie nach seinem Namen benannt. Bei den vielen Stürmen, die innerhalb eines Jahrtausends über sie ergangen sind, ist es in der That zu verwundern, daß noch so bedeutende Reste davon übrig sind, denn außer den Trümmern der Ringmauern stehen auch die Wände und Giebel des Hauptgebäudes noch aufrecht, aber wahrscheinlich ist

ihr völliger Verfall nicht mehr ferne, da die Ueberreſte, jedes ſchützenden Daches beraubt, der Verwüſtung durch Sturm und Wetter immer mehr ausgeſezt ſind. Eine nicht unintereßante Sage, die in den Anfang des fünften Jahrhunderts nach Erbauung der Burg fällt, wird uns in der Hauschronik des gräflichen Geſchlechtes von Gerolbseck überliefert; wir wollen ſie, dem Erzähler aus alter Zeit treu folgend, unſern Leſern nach ihrem unveränderten Inhalte mittheilen.

In der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts lebte auf Burg Gerolbseck Graf Heinrich mit ſeinem Bruder Walther, die ſich Beide gemeinſchaftlich in das väterliche Erbe getheilt hatten. Während Graf Walther eine neue Linie des Geſchlechts gründete, und ſeinen Sitz auf die Burg Mahlberg, nicht ferne vom Rheine, die er mit ſeiner Gattin Helika, der lezten Erbin des Mahlbergiſchen Beſitzthumes, erheirathet hatte, übertrug, pflanzte Heinrich den uralten Stamm von Gerolbseck-Bußen fort. Von ſeiner Gemahlin Agnes, einer geborenen Gräfin von Veldenz, hatte er drei Söhne: Hermann, Heinrich und Walther; lezterer wurde ſchon frühe zum geiſtlichen Stande beſtimmt. Es war wirklich eine nicht zu verwerfende Sitte in jener Zeit, daß in edlen Geſchlechtern, die mehrere männliche Sprößlinge hatten, immer wenigſtens Einer ſich dem Andern gleichſam zum Opfer bringen mußte, damit nicht die Familiengüter allzuſehr zerſtückelt und dadurch die Geſammtmacht des Hauſes geſchwächt würde. Aus dieſem Grunde hatte auch Walther von Gerolbseck, der

jüngſte von den drei Brüdern, der Welt entſagt, oder vielmehr, es war der ſtrenge Wille ſeines unerbittlichen Vaters geweſen, daß er dieß thun mußte. Allein, war es ſein angeborener ritterlicher Sinn, der ihm Schwerdt und Schild lieber machte, als die Stola, daß er ſich ſo ſchwer entſchloß, der Welt Valet zu ſagen? Wohl mag dieß die Urſache geweſen ſeyn, denn wenn Graf Heinrich der Aeltere ſeine drei Söhne auf dem Burghofe in der Ritterſchaft übte, und die Buben ſich auf den großen Roßen tummelten, da war Walther immer der Kühnſte, und während man die beiden andern oft mit Widerſtreben in den Sattel heben mußte, konnte Walther es kaum erwarten, bis er auf dem Roße ſaß, und je wilder dieſes ſich geberdete, deſto freudiger lachte er, während die Beiden angſtvoll ihre Hände nach dem Vater ausſtreckten, oder mit Sehnſucht zur Mutter hinaufblickten, die, bange um ihre Kleinen, von dem Söller der Burg den ritterlichen Uebungen zuſah. Uebten ſich aber die Knaben im Ringkampfe, ſo beſtand Walther immer ſeine beiden Brüder nacheinander und blieb Sieger auf dem Platze. So war es ſchon in der früheſten Jugend bei allen ritterlichen Uebungen geweſen, mit jedem Jahre wuchs auch Walthers Neigung zur Ritterſchaft, und doch blieb der Wille des ſtrengen Vaters unerbittlich: er ſollte und mußte für das Kloſter beſtimmt werden. Darum durfte er auch, als er das neunte Jahr erreicht hatte, nicht mehr an den Uebungen der Brüder Theil nehmen,

oder, wenn ſie dem Mädchen ein gutes Wort gaben, Waßer abwärts ſpazieren gen Gengenbach, deßen uralte Mauern ſich in den Wellen der Kinzig ſpiegeln. Heiter und froh ſangen dann allemal die beiden Brüder, Hermann und Heinrich, und ſchäkerten mit dem Mädchen, wann der Nachen ſo ſanft über den Spiegel des Flußes dahin ſchaukelte; aber Einer, der doch ſonſt immer und überall der Luſtigſte und wildeſte geweſen war, ſang und ſchäkerte nicht mit den andern, ſondern ſaß, ſtille in ſich gekehrt und in Gedanken vertieft, in dem Nachen. Gedachte er etwa der Zukunft, die ihm nur Trauriges bot? wurde ſein Blick darum ſo düſter, weil er aus der Ferne die Mauern des Kloſters erblickte, in denen er ſein jugendliches Leben verſeufzen ſollte? o, nein! ſondern ſein Auge haftete auf Gertruds holden Zügen, ſein Ohr lauſchte ihrer lieblichen Stimme, womit ſie den Geſang der Brüder von Geroldseck begleitete. Statt ſich zu erheitern auf der Waſſerfahrt, kehrte er immer trauriger wieder nach Hauſe, als er gekommen war. Und doch kehrte er immer wieder, aber zulezt nicht mehr in Geſellſchaft ſeiner Brüder, ſondern heimlich ſtieg er im Scheine des Mondes die Burg herab, er wandelte rüſtig dem Häuschen im Thale zu, aber, anſtatt düſter auf die Wogen des Flußes hinaus zu blicken und ſich in Gedanken zu vertiefen, ſezte Walther ſich jezt auf die kleine Bank vor dem Hauſe des Fährmanns und blieb da nicht lange allein, denn Gertrud, die ſchon von Ferne die Schritte des Junkers erſpäht hatte, trat bald auf den Zehen

heraus und ſezte ſich neben ihn, um mit ihm halblaut die ſchönen Abendſtunden zu verplaudern, während ihre bejahrten Eltern längſt der Ruhe pflegten. Sollen wir dem armen Mädchen böſe darum ſeyn, daß ſie, ungeſehen von den Ihrigen, ſich in der Stille der Nacht der Unterhaltung mit einem Jünglinge hingab, der ihr Bilder einer glänzenden Zukunft vorſpiegelte, die freilich nie in Erfüllung gehen konnten, oder daß ſie ſich in ihrer Unſchuld dem anvertraute, der im Drange ſeiner leidenſchaftlichen Liebe ſo leicht ihr Bethörer werden konnte? Wir zürnen ihr nicht; kannte ſie ja doch von früher Jugend an den edlen Junker und war nur allzufeſt überzeugt, daß er aus keiner unedeln Abſicht ſo oft vor ihrer Wohnung erſchien, wenn er gleich auf geheimem Wege wandelte. Und welches Mädchen hätte den ritterlichen Jüngling mit den blauen Augen und dem blonden, über die Schultern hinabwallenden Lockenhaare, ihn, der, obgleich der jüngſte, ſeine beiden Brüder an ſchlanker Natur weit überreichte, ungeliebt laßen können? Gertrud liebte ihn mit der ganzen Innigkeit einer erſten Liebe, lange hatte ſie ihre Neigung vor Walther ſelbſt geheim gehalten, denn als ſie bei den Waſſerfahrten mit ſeinen beiden Brüdern ſang und ſich fröhlich geberdete, oder verſtohlener Weiſe hie und da die Blicke des liebeglühenden Jünglings erwiederte, war ſchon ihr Herz ihm auf ewig zugewandt; ſie liebte den Grafenſohn ohne Hoffnung, ohne Ausſicht für die Zukunft, und nur glücklich in der Gegenwart. Ach! daß dieſes jugendliche Glück nur ſo kurze Zeit währen durfte.

Eines Tages — es war um die Zeit des zu Ende gehenden Herbſtmondes — erſchien Walther von Geroldseck zur gewohnten Stunde vor der Wohnung ſeiner Geliebten, aber nicht frohen Blickes, wie ſonſt, und man ſah ihm wohl an, daß ein ſchwerer Kummer auf ſeinem Herzen laſte. Lange drang Gertrud in ihn, bis er ihr den Grund ſeines Trübſinnes mittheilte. „So wiße es denn" — ſprach er endlich nach langem Weigern — „was mich ſo trübe geſtimmt hat und mein Schickſal von nun an zu einem freudeloſen umgeſtalten wird. Seit einigen Tagen hat mein Vater, ich weiß nicht wie, in Erfahrung gebracht, daß ich allabendlich die Burg verlaße, um dich heimlich zu beſuchen. Er iſt hierüber mit bitterm Unwillen erfüllt, hat aber bis jezt Nichts hierüber geäußert, und nur gegen meinen Bruder Heinrich etwas verlauten laßen, wovon ich nur allzu gewiß weiß, daß er es eheſtens erfüllen wird." „Und dieſes Etwas?" — fragte Gertrud voll ängſtlicher Neugierde. — „Was ich ſchon längſt wußte, aber aus Liebe zu dir immer verhehlte: meine Geburt hat mich, als den jüngſten von drei Söhnen, dem geiſtlichen Stande beſtimmt, und meine Liebe zu dir — das hat mir mein Bruder Heinrich aus dem eigenen Munde meines Vaters mitgetheilt — iſt die Urſache, daß ſchon übermorgen geſchieht, was ſonſt vielleicht noch lange hinausgeſchoben worden wäre, daß die Mauern von Gengenbach mich auf ewig von der Welt abſchließen werden." „So trage ich denn von nun an einen doppelten Kummer im Herzen" — ſeufzte Gertrud — „denn neben dem Schmerze, euch

zu verlieren, drückt mich auch noch der Vorwurf, daß ich euch den Freuden der Welt früher entzogen habe, als sonst wohl geschehen seyn würde.“ „Früher oder später“ — rief Walther — „das ist einerlei, wenn ich einmal der Welt entsagen muß um meiner Brüder willen; aber dir, geliebtes Mädchen, dir will ich nimmermehr entsagen, so wahr mir Gott helfe, und sollten sie mich begraben in die einsamste Zelle, denn meine Liebe ist stärker, als alle Gewalt der Menschen, diese Flamme, die man unterdrücken will, soll um so feuriger in meinem Busen fortbrennen, und ob sie meinem Geschlechte Unheil und Verderben bereite.“ Walthers Auge glühte, als er diese Worte sprach, er schlang seine Arme um Gertrud und preßte sie krampfhaft an seine hochpochende Brust. Er ging, kehrte nur Ein Mal noch zu der kleinen Wohnung im Thale zurück, genoß noch Ein Mal das Glück der Liebe im seligen Beisammenseyn mit Gertruden, aber — er verließ sie dießmal weinend und schluchzend; das so innig liebende Mädchen war, in der lezten Stunde vor dem Abschiede auf immer, schwach geworden; Walther von Geroldseck hatte die Ruhe aus dem Herzen der bis dahin reinen und schuldlosen Jungfrau genommen, aber von Stund an war der Frieden auch aus seiner Seele auf ewig gewichen.

2.

So trat also Walther, dem Willen seines Vaters gemäß, in die Reihe der Klosternovizen zu Gen-

genbach ein. Nur kurze Zeit leiſtete er Profeß, bald ließ er ſich die blonden Locken vom Haupte ſcheeren und wir ſehen den zwanzigjährigen Jüngling als Bruder Walther vor dem Altare knieen, um die heilige Weihe zu empfangen. In jenem Augenblicke füllte ſich ſein Auge mit Thränen bitterer Wehmuth — wir wißen, wem dieſe galten — aber von da an verſiegte der Quell ſeiner Thränen und ſein Schmerz wurde ſtumm.

Wir übergehen einen ziemlichen Zeitraum im Leben Walthers, des Kloſterbruders; was Anderes werden wir auch dem Leſer vor Augen führen können, als, wie er in der einſamen Zelle ein ewiges Einerlei dahinlebte, wie er trauerte um das Mädchen ſeiner erſten und einzigen Liebe, von der ihn die hohen Kloſtermauern auf immer trennten, die er mit keinem Auge mehr ſah, von der er nicht die geringſte Kunde mehr vernahm, obgleich ihre Wohnung und das Kloſter nur wenige Stunden von einander entfernt waren. Auch Gertrud hörte wenig mehr von dem geliebten Walther, der, obwohl lebend, für ſie todt war; wer ſollte ihr Bote ſeyn an den geliebten Jüngling, der in ein Convent eingeſchloßen war, über dem Abt Berthold wie ein zweiter Argus wachte, daß alle Verbindung zwiſchen der Welt und ſeinen Mönchen abgeſchloßen blieb. Gertruds einzige Boten, die ſie an den Ort, wo der Geliebte weilte, ſenden konnte, waren ihre Thränen, die ſie in die Wellen des Flußes weinte und die, mit dieſen die Kloſtermauern von Gengenbach beſpühlend, dem trauernden

Jünglinge als Grüße von der Geliebten ins Ohr rauſchten.

Gertrud war die Unglücklichere. Während jene Stunde des lezten Beiſammenſeyns mit Walther ihr ganzes Lebensglück für immer zerſtörte, bildete für Dieſen, ihren Geliebten, der Eintritt in das Kloſter zugleich den erſten Schritt zu einer Laufbahn, die ſo glänzend wurde, wie weder er ſelbſt noch die Seinigen es je geahnet hatten. Lange hatte er in ſeinem dumpfen Schmerze dahingebrütet; immer wühlte er ihn wieder von Neuem auf, nirgends konnte er Troſt finden, und das Kloſter erſchien ihm als ein Kerker, worin er ſeine Körper- und Geiſteskraft nach und nach vermodern ſah. Da führte Abt Berthold, ein ächter Schüler des frommen Benedict von Nurſia, dem nicht nur das leibliche, ſondern auch das geiſtliche Wohl ſeiner Conventualen wie einem ſorgenden Vater am Herzen lag, den Trauernden zu der wahren Quelle des Troſtes, zu den Tiefen der Wiſſenſchaft, und nicht vergebens; denn, wozu Walther ſich einmal neigte, das erfaßte er mit brennender Begier und hielt es feſt mit Leidenſchaft. Vermöge ſeiner ausgezeichneten Geiſtesgaben war er unter den Brüdern bald einer der erſten an Gelehrſamkeit, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn er von nun an von einer Stufe zur andern emporſtieg. Bald ſehen wir ihn als Lehrer der Novizen, und nach einigen Jahren bekleidete er ſchon die Würde eines Dekans, die höchſte nach der des Abtes.

Aber nicht blos im engen Raume des Kloſters

zu Gengenbach wurde Walthers Name ein angeſehener; man hörte und ſprach auch auswärts von ihm; der Ruf ſeiner Gelehrſamkeit drang bis in die Stadt Straßburg, wo damals Heinrich, des Namens der Dritte, ein Geborener von Stahleck aus Schwaben, auf dem biſchöflichen Stuhle ſaß. Es war gerade um dieſe Zeit, daß das Amt eines Domſcholaſtikus bei dem dortigen Capitel erledigt ward. Walther, der Dekan von Gengenbach, erhielt von dem Biſchofe ſelbſt den Ruf zu dieſer Stelle; er folgte demſelben, nicht ahnend, daß er nun bereits auf der nächſten Stufe zur höchſten Würde ſtehe. Wie zuvor im Convente, ſo wurde Walthers geiſtige Ueberlegenheit im weiteren Kreiſe noch mehr ſichtbar, und wie der Biſchof, ſo erkannte bald auch das ganze Domcapitel ſeine Verdienſte in gebührendem Maaße an.

Als nicht lange nachher Biſchof Heinrich von Straßburg, nachdem er 21 Jahre lang ſeine Kirche löblich und weiſe regiert hatte, Todes verſchied, ſo wurde Herr Walther von Geroldseck, obſchon er kaum erſt in die Jahre des Mannes getreten war, um ſeiner perſönlichen Verdienſte willen, ſo wie wegen ſeines hohen Geſchlechtes, das für eines der mächtigſten am ganzen obern Rheine galt, von dem Kapitel faſt einſtimmig zum Nachfolger in der biſchöflichen Würde erwählt. Nur Einer der Capitularen, der Domcantor Heinrich von Geroldseck, ein Vetter Walthers, hatte ihm ſeine Stimme bei der Wahl verſagt. Prächtig und glänzend, wie noch nie zuvor, feierte Walther den Antritt ſeines Amtes, reichte

ihm ja sein Vater, der in der neuen Würde seines Sohnes das höchste Ziel seiner Wünsche erreicht sah, alle Mittel dar, um sich im vollen Glanze zu zeigen. Als er sein erstes heiliges Meßopfer Gott dem Allmächtigen im Münster zu Straßburg darbrachte, waren viele Stände des Reichs, geistliche und weltliche, sowie sämmtliche Dynasten und Ritter der Umgegend von Straßburg anwesend. Alle diese Herrn erschienen mit großer Begleitung; der Abt von St. Gallen war mit 1000, der von Murbach mit 500 Pferden in die Stadt eingezogen, dießmal, um den Glanz der Festlichkeiten, die mehrere Tage nacheinander dauerten, zu erhöhen: nicht lange nachher aber erschienen diese Herrn mit vielen andern wieder zu einem Vorhaben ernsterer Art, wo das Geräusche der Waffen und das Toben der Kriegshorden die Stadt von allen Seiten erfüllte.

Mit frommen Entschlüßen, für das Wohl seiner Untergebenen gleich einem Vater zu sorgen, hatte Bischof Walther sein Amt angetreten, aber es war eine schnell vorübergehende Rührung, als er am Hochaltare des erhabenen Domes ein heiliges Gelübde für das Wohl seines Volkes aussprach. Rasch hatte sich sein Sinn und Wesen geändert, als er die gottgeweihte Stätte verlaßen hatte und seinen Fuß über die Schwelle des bischöflichen Palastes sezte, als er sich zum ersten Male in der Macht fühlte, die zugleich mit dem Hirtenstabe in seine Hand gelegt war. War wohl ein anderer Geist über ihn gekommen, als der, der ihn in der Zelle des Klosters

oder in der Schule des Capitels regiert hatte, oder war die Erinnerung an jene Stunde zurückgekehrt, wo er, dem unerbittlichen Willen seines Vaters folgend und seinen Brüdern zum zeitlichen Vortheile, das erste Mal dem Herrn am Altare sich zum Opfer gebracht und der Welt entsagt hatte? das Andenken an jene Stunde, wo er das lezte Mal weinte, dann aber, mit aller Kraft sich aufraffend, sein Herz jedem andern Gefühle außer den Mauern des Klosters verschloß? Der Bischof sollte unter die Seinen treten als Friedensfürst, Frieden zu verkündigen und zu geben; das war sein hoher Beruf; — aber in Walthers Hand wurde der Hirtenstab zum flammenden Schwerdte, um Verheerung über die Bewohner seiner Lande zu bringen.

Die erste Streitigkeit zwischen dem Bischofe und den Bürgern erhob sich wegen verschiedener Rechte, die er, als dem Hochstifte zugehörig, für sich ansprach. Viele rechtlich denkende und angesehene Männer traten zwischen die Streitenden und riethen zum Frieden, aber vergeblich. Da zogen endlich die Bürger um Pfingsten aus, aber nicht zur fröhlichen Maienfahrt, nicht zu Spiel und Reigen, wie sonst, sondern es galt dießmal einen andern Tanz; hinauf ging es auf den, der Stadt nahe gelegenen Heldenberg. Dort stand vor Zeiten eine Burg, die Kaiser Philipp von Hohenstaufen zerstört hatte, weil ihr Besitzer, Bischof Conrad von Straßburg, sich auf die Seite seines Widerparts, des Gegenkaisers Otto geschlagen hatte. Die Straßburger, in der Besorgniß, der

Biſchof möchte die Burg wieder aufbauen und dadurch einen feſten Punkt gegen ſie gewinnen, füllten den Graben aus und zerſchleiften den, zu Erbauung einer Veſte ſo gut gelegenen Ort. Kaum hatte Walther dieß vernommen, ſo gebot er allen Domherrn, Geiſtlichen und Schülern in der Stadt unter Androhung des Bannes und Verluſtes ihrer Pfründen, Straßburg zu verlaßen. Mit Ausnahme von zweien, dem Dombecan Bechtold von Ochſenſtein, und ſeinem Vetter, dem Domcantor Heinrich, gehorchten Alle dem Befehle. Nun wurden auch alle gottesdienſtlichen Handlungen, alles Singen und Beten und ſogar der geiſtliche Beſuch der Kranken und Sterbenden verboten; doch wußten die Bürger drei Geiſtliche in die Stadt zu bringen, die, ungeachtet des Interdictes, für das Seelenheil der Bewohner ſorgten. Aber der Unwillen über das Interdict entflammte die Bürger zur Rache; alles Eigenthum, was die ausgezogenen Geiſtlichen, ſowie die Ritter und Edelknechte, die Amtleute des Stiftes waren, noch in der Stadt beſaßen, wurde, als Feindesgut, verwüſtet, geraubt und unter die Einwohnerſchaft vertheilt.

Jezt rüſtete ſich auch der Biſchof zum ernſtlichen Kampfe, unterſtüzt von den Aebten von St Gallen und Murbach, ſowie von vielen weltlichen Herrn, Grafen und Rittern, die zuſammen ihm eine bedeutende Macht zu Gebot ſtellten. Den beſten Genoßen aber gewann er an Rudolph von Habsburg, dem Landgrafen des Elſaßes. Zwar führte ihm dieſer keine mächtige Schaar von Rittern und Knechten zu:

nur Wenige waren es, die seinem Fähnlein folgten, aber eine Faust brachte der Habsburger mit, die das Schwerdt wacker führte, wie selten Einer in jenen Tagen, und einen Muth trug er im Herzen, der ihn in keiner Gefahr, im hizigsten Kampfe nicht verließ. Rudolph war unter denen, welche dem Bischofe zu Hülfe kamen, Einer der Lezten. Schon hatte dieser die erste kriegerische Unternehmung gegen seine Feinde begonnen. Die festen Plätze um Straßburg herum sollten zuerst gewonnen werden, dann wollte er von da aus sich gegen die Stadt selbst wenden. Zu Holzheim war der Sammelplatz des bischöflichen Heeres; von da ging der Zug gen Lingolzheim, um die dortige Burg zu belagern. Zwei Mal stürmten die bischöflichen, voran die berggewohnten Mannen von St. Gallen, welche ihr ritterlicher Abt Berthold in eigener Person anführte; sie wurden aber jedes Mal zurückgeschlagen. Eben wollte Bischof Walther mit den Seinigen zum dritten Male stürmen, da sah man eine Staubwolke auf der Straße sich immer näher herwälzen; ein kleines Fähnlein Knechte mit dem Habsburgischen Wappen trabte daher und voran Graf Rudolph, den der Bischof schon längst erwartet hatte. „Warum so säumig, Herr Nachbar?“ — rief Walther dem Habsburger zu, der nahe vor des Bischofs Zelt vom Pferde stieg. Ohne sich lange zu besinnen, erwiederte Rudolph: „Wenn meine Fehden ausgefochten sind, bin ich immer zu Euern Diensten; nun komme ich aber von einer solchen, und habe kaum das Schwerdt in

die Scheide geſteckt. Aber wer hätte es auch denken ſollen, daß Ihr, den ich erſt vor wenigen Tagen noch im heiligen Amte ſah, den Segen über ein liebendes Volk ſpendend, jezt ſchon die Tiare mit dem glänzenden Helme und den Friedensſtab mit dem Schwerdte vertauſchen würdet.“ Der Biſchof ſchwieg und ertrug den Vorwurf, ſo gerne er auch die Rede auf andere Weiſe erwiedert hätte, denn er bedurfte in dieſer Stunde des Habsburgers, der mit ſeinem klugen Rathe ſo viel wirkte, als mit ſeinem kräftigen Arme. Auch traten die, ſchon zum dritten Sturme ſich Anſchickenden auf Rudolphs Mahnen zurück, der in eigener Perſon vermittelte und es durch ſein Anſehen, das er auf beiden Seiten genoß, dahin brachte, daß die Beſatzung von Lingolsheim aus freien Stücken die Burg verließ und in die Stadt zurückzog. Ein Theil der Biſchöflichen beſezte ſodann dieſelbe, die Hauptmacht aber ſchlug zwiſchen Eckbolzheim und Könighofen ihre Gezelte auf und belagerte die Stadt förmlich.

Unterdeßen kam auch der Biſchof von Trier in eigener Perſon mit einem anſehnlichen Heere zu ſeinem geiſtlichen Herrn Bruder. Ziemlich weit hinter dem Troße der Reiſigen und Fußgänger kam ein Wagen, mit Harniſchen und vielem andern Kriegsgeräthe beladen. Dieß erfuhr ein kühner Bürger von Straßburg; mit Hülfe einiger Geſellen zog er aus, nahm den Wagen ohne vielen Widerſtand und brachte ihn als willkommene Beute in die Stadt. Erſt einige Zeit nachher wurden die Trierer gewahr, daß der Wagen fehle;

ihn wieder zu gewinnen, nahmen sie lauter, der der Gegend kundige, Männer mit sich, unter ihnen die Herrn von Lichtenberg, den Marschall von Zimmern und Andere. „Was beginnet ihr?“ — rief der Graf von Habsburg, als sie auch ihn zur Theilnahme an dem tollkühnen Wagestücke bereden wollten — „bleibet und laßet der Stadt ihren Raub; es möchte euch viel Blut kosten, ihn den Bürgern wieder abzujagen.“ Aber die Herrn ließen sich nicht warnen von dem Habsburger, der doch besser, als sie Alle, die Straßburger kannte. Mit Ungestümm zogen sie vor die Stadt, nicht ahnend, wie theuer sie den Einlaß erkaufen mußten. Sie kamen vor das Thor St. Aurelien, wo der kräftige und kluge Herr Reinbolt Liebenzeller mit der Zunft zu Pfistern die Wache hielt. Als nun die Bischöflichen das Thor stürmten, um in die Vorstadt zu bringen, erhob sich ein heißer Kampf; wacker wühlten die Pfister mit ihren Fäusten, die bisher nur gewohnt waren, den Taig zu Brod und Semmeln zu kneten, in der Schaar der Ritter und Knechte und tüchtig stachen ihre Lanzen unter die Eindringenden. Drei wackere Männer aus der Zahl der Thorhüter fielen im ritterlichen Kampfe, den Bischöflichen aber wurden 60 Pferde erstochen, so daß die Ritter den ungewohnten Kampf zu Fuße bestehen mußten, und in die Stadt kam Keiner, denn während die Thorhüter so wacker stritten, kam Hülfe aus der Stadt und trieb die feindlichen Eindringlinge zurück.

3.

Dieſe erſte unglückliche Unternehmung beſtimmte den Biſchof, dem Rathe zum Frieden endlich Gehör zu geben. Rudolph von Habsburg übernahm es wieder, die Vermittlung zwiſchen beiden Theilen zu bewirken, allein die Verhandlungen gediehen doch nur bis zu Feſtſtellung eines Waffenſtillſtandes, der bis nach der Erndte dauern ſollte. Die übrigen Bundesgenoßen des Biſchofs zogen wieder ab, jeder dahin, woher er gekommen war, nur Rudolph von Habsburg blieb noch, und that es nicht ungerne: war er doch einer der Späteſten geweſen, die kamen, ſo wollte er jezt auch der Lezte ſeyn, der fortging. Auch gab es während des Stillſtandes Manches zu beſprechen und zu berathen, wo des Habsburgers Einſicht und Erfahrung dem Biſchofe von Nutzen war.

Die Erndte war früher vorüber, als man geglaubt hatte, denn die Roße der Biſchöflichen hatten da, wo ihre Tritte gingen, Wenig mehr übrig gelaßen; noch wenige Tage und die Fehde ſollte von Neuem beginnen. Der Biſchof lag noch zu Felde zwiſchen Eckboldsheim und Königshofen, da trat eines Morgens ein Diener in das Zeltgemach und meldete den Grafen von Habsburg an. „Er mag eintreten" verſezte Walther. Er mußte ſich tief bücken, der Graf, als er eintrat, denn die hohe, ſchlanke Heldengeſtalt konnte kaum durch die Oeffnung hindurch kommen. „Verzeihet, Hochwürdigſter Herr" — begann Rudolph — „daß ich euch ſo frühe ſchon in eurer

Andacht ſtöre. (Der Biſchof hatte das Brevier in Händen und las eben ſein Morgengebet.)

B. Solche Gäſte ſind mir zu jeder Stunde des Tages willkommen; allein ich ſehe, Herr Graf, daß ihr zur Abfahrt gerüſtet ſeyd.

G. Wohl, ich will zur Stunde von dannen ziehn, denn mein Oheim, der Graf von Kyburg im Schweizerland bedarf meines ſchützenden Armes, da er je mehr und mehr dem Grabe zuwankt.

B. So wartet wenigſtens noch ſo lange, bis ich wieder auf meinem biſchöflichen Stuhle ſitze als Herr und Regent, daß ich eure Verdienſte, die ihr vor allen Andern um mich erworben habt, nach Würden lohnen kann.

G. Bis dahin wird noch mancher Ritter und Knecht ſein Leben laßen müßen, ſo ihr nicht anders meinem Rathe folgt und an den Waffenſtillſtand einen dauernden Frieden anknüpfet.

B. Davon kein Wort mehr, Herr Graf. Nicht umſonſt iſt das Zelt noch meine Wohnung, nicht umſonſt hängen an dieſen Wänden noch Schwerdt und Harniſch. Soll daher euer Wort ein Rath ſeyn, ſo kommt er zu ſpät, denn bereits ſind meine Boten abgegangen, um wieder zur Heerfahrt aufzubieten; doch, laßen wir das, und ſagt mir, mein Lieber, was ihr aufgewendet habt auf eurem Zuge bis hieher, daß ich es euch nach Recht und Billigkeit wieder erſtatte.

G. Ihr ſeyd mir Nichts ſchuldig, Hochwürdigſter Herr; meine wenigen Roße haben bisher auf den Wieſen eurer Untherthanen geweidet, und meine

Knechte haben von dem Brode gegeßen, das eure Bürger eingeerndtet; was aber mein Arm und Wort that, das iſt geſchehen aus Liebe und Ehrfurcht gegen meinen gnädigſten Herrn und Biſchof.

B. Ich will keinen Dienſt umſonſt haben, Herr von Habsburg.

G. Nun denn, wenn ihr von einem armen Landherrn, wie ich bin, keinen Dienſt unbelohnt annehmen wollt, ſo erzeiget uns die Gnade und gebt die Schenkungsurkunde über das Kyburgiſche Lehen zurück, die mein Oheim Hartmann in die Hände eures Vorgängers niedergelegt, und längſt wieder gefordert hat, damit er, ohne Gewißensvorwürfe, ſeiner Neffen rechtmäßiges Erbe an Andere vergabt zu haben, ruhig ſterben könne.

Dieſe lezte Rede des Grafen machte ſichtlich einen widrigen Eindruck auf den Biſchof. Man ſah ihm wohl an, wie er in Verlegenheit gerieth, und lange nicht wußte, was er antworten ſollte, denn ſchon längſt hatte er dem Abte von St. Gallen und einigen Andern, die ihn darum angegangen hatten, die Zuſage ertheilt, ſie bei der einſtigen Verleihung der Kyburgiſchen Lehen, die Graf Hartmann von Kyburg noch bei Lebzeiten an das Hochſtift Baſel vergabt hatte, zu bedenken. Er hatte daher jezt blos die bittere Wahl, entweder dem Grafen von Habsburg ſeine Bitte, oder vielmehr rechtmäßige Forderung zu verweigern, oder aber den Andern das bereits gegebene Wort zu brechen. Er wählte das Erſtere. „Ihr habt mich zu ſpät gebeten, Herr

Graf" — wandte er ſich zu Rudolph — „was ich von Herzen bedaure; warum ich eurem Wunſche unmöglich willfahren kann, davon ſollt ihr die Gründe zu einer andern Zeit von mir vernehmen."

G. Mögt ihr Gründe dazu haben, welche ihr wollet, genug, ihr wollt meine Bitte nicht erfüllen und auch die meines greiſen Oheims nicht, der jezt bitter bereut, was er aus Voreiligkeit gethan.

B. Ich kann nicht, ſo gerne ich auch wollte, darum bringet nicht weiter in mich; ich würde dadurch Andere vor den Kopf ſtoßen, die mir nicht gleichgültig ſind und deren Hilfe ich nicht entbehren kann.

G. O, ich kenne dieſe Andern, Herr Biſchof, es iſt euer geiſtlicher Bruder von St. Gallen, nebſt andern Herrn, die euch längſt um der Kyburger Lehen willen in den Ohren gelegen, und denen ihr, ich weiß es wohl, nicht, wie mir jezt, mit „Nein" geantwortet habt.

„Und wenn dem ſo wäre" — rief der Biſchof in heftiger Gemüthsbewegung — „ſo iſt es meine Sache. Abt Berthold von St. Gallen iſt mir ein wichtiger Mann, denn er hat mir 1000 geharniſchte Reuter zugeführt." „„Aber der von Habsburg"" — ſezte Rudolph mit bitterem Lächeln hinzu — „„hat nur ein Fähnlein ſchlecht gerüſteter Knechte ins Feld geſtellt, darum brauche ich des geringen Mannes nicht zu achten."" „Ihr zählet alſo eure Freunde nur nach der Zahl ihrer Reiſigen, aber eine kräftige Fauſt, ein Herz voll Treue und Anhänglichkeit achtet ihr für Nichts. Darum will ich hinfort nicht mehr

euer Mann seyn; aber gedenket, daß zur Zeit der Noth ein treuer Mann mehr werth ist, als hunderte von Söldnern, die das Feld verlaßen, ehe denn der Kampf zu Ende ist. Vielleicht, daß Andere den Werth eines Mannes, der nicht blos mit seiner kräftigen Faust, sondern auch mit seinem Rathe ihnen treu zur Seite steht, beßer zu schätzen wißen, als ihr!" „Und wer sind diese Andern?" — rief Walther, vor Zorn bald roth bald leichenblaß — „nicht wahr, die ehrsame Zunft zu Pfistern und Fleischern in Straßburg. Gehet hin zu ihnen und werdet ihr Bannerherr, wie weiland euer Herr Vater gewesen." Bei diesen lezten Worten fuhr der Graf an den Griff seines Schwerdtes; er, der sonst so fromm gesinnte Ritter hatte beinahe vergeßen, wer ihm gegenüber stand, aber schnell faßte er sich wieder in seinem Zorne, und mit den Worten: „Gott befohlen, Herr Bischof; wir sehen uns wieder in einer andern Stunde und an einem andern Orte!" verließ er eilig das Gemach; er saß mit den Seinen auf und ritt der befreundeten Stadt Basel zu. Nicht so bald hatten die Bürger von Straßburg die Trennung zwischen dem Bischofe und dem Grafen vernommen, als sie Lezterem die Einladung zukommen ließen, in Verbindung mit ihnen zu treten. Ohne Bedenken nahm Rudolph den Antrag an, und bald darauf ritt er von Basel aus mit seinem Vetter, Hartmann dem Jüngern von Kyburg, dem Grafen Konrad von Freiburg und Herrn Heinrich von Neuenburg, Domprobst zu Basel, unter dem Geläute aller Glocken

in Straßburg ein. In dem Frohnhofe ſchwuren die genannten Herrn den Bürgern der Stadt, ihnen behülflich zu ſeyn gegen Männiglich, und derſelbe Eid wurde auch von den Städtern den Herrn geleiſtet. So war denn von nun an der Graf von Habsburg im Dienſte der Stadt Straßburg und alle kriegeriſchen Unternehmungen gegen den Biſchof wurden unter ſeiner Hauptmannſchaft ausgeführt.

Einen ſchmerzlichen Eindruck machte dieſes Ereigniß auf Herrn Walther, ſchon jezt bereuete er, daß er dem Habsburger nicht nur ſeine Bitte nicht erfüllt, ſondern ihn ſogar mit harter Rede angelaßen hatte. Wohl mochte er ahnen, daß der, den er als Freund kaum geachtet, ihm als Gegner jezt deſto empfindlicher würde ſchaden können. Seine andern Bundesgenoßen waren alle von ihm gezogen und der von Habsburg war im Unfrieden geſchieden: wie ſtand es nun um ihn, wenn die Zeit des Waffenſtillſtandes abgelaufen war und die Straßburger den Krieg von Neuem begannen? Sein kriegsluſtiger Sinn ließ ihn den Rath des Grafen, einen dauernden Frieden an den Waffenſtillſtand zu knüpfen, nicht befolgen; ſo bald daher dieſer zu Ende war, ſandte er Boten in alle Gegenden aus um wieder ein neues Heer zu ſammeln. Allein die geiſtlichen Herrn von St. Gallen und Murbach führten ihm keine Lanze mehr zu; was ſie mit ihrer Hilfeleiſtung bezweckt hatten, das war ihnen ja vom Biſchofe bereits zugeſagt und auch der Oheim von Trier hielt es für rathſamer, von nun an ſeines geiſtlichen Amtes

zu warten, da er wohl erfahren hatte, daß ihm im Felde keine Lorbeeren erblühen würden. Auch die meisten Edlen von Straßburg waren, mit alleiniger Ausnahme der Grafen von Wrede und derer von Razinhusen, die bei dem Bischofe blieben, auf Seite der Bürger getreten.

Unter diesen Umständen mußte sich Walther endlich, wie wohl nur ungerne, entschließen, einen Ruf an seine Brüder nach Geroldseck ergehen zu laßen. Seit der Zeit, da er aus ihrer Mitte geschieden war, hatte Walther keine Verbindung mehr mit seinen Brüdern unterhalten, denn er betrachtete sie immer als die, um deren Willen er gleichsam aus seinem Erbe vertrieben und in die Mauern des Klosters eingeschloßen worden war. Seine Brüder dagegen, die durchaus keine feindliche Gesinnung gegen ihn hegten, blieben nur ungern ferne von ihm, besonders Hermann, der Aeltere, der schon im frühen Jugendalter sich mehr zu Walther, als zu Heinrich hingeneigt hatte. Gerne wäre er schon das erste Mal zu dem Heere geeilt, das der Bischof vor Straßburg versammelt hatte, allein der alte Vater hatte ihn zurückgehalten; nun aber ließ er sich nicht mehr länger halten, hinüber zu ziehen zu seinem, von Bundesgenoßen verlaßenen Bruder; mit einer rüstigen Schaar von Reisigen stieg er von Geroldseck herab, indeß Heinrich, der Liebling des Vaters, zu Hause blieb, um diesen und sein Eigenthum zu schirmen.

Um die Zeit des Herbstes hatten sich die Schaaren des Bischofs gesammelt und nun traf er wieder

ſeine kriegeriſchen Anſtalten. Einen Theil ſeines Heeres legte er nach Geiſpolzheim, die Hauptmacht aber wurde bei Molzheim aufgeſtellt. Die erſte Feindſeligkeit begann damit, daß man keinen Tropfen Wein in die Stadt ließ, und doch wuchs gerade in dieſem Herbſte ſo viel Wein im Lande, daß das Ohm nur vier Pfennige galt: dadurch entſtand in der Stadt ſolcher Mangel, daß man die Maaß mit zwei Pfennigen bezahlen mußte. Dieſes gewaltthätige Verfahren ließen denn die Straßburger nicht ungeahndet, ſondern machten Ausfälle aus den Thoren und verheerten alle Ortſchaften, die dem Biſchofe gehörten; dieſer dagegen nahm alle, in dem Bisthume gelegenen, Güter der Bürger weg und vertheilte ſie unter ſeine Diener und Anhänger. Ein zweiter Zug, den die Straßburger um Weihnachten gegen das feſte Schloß zu Weikersheim unternahmen und wobei ſie von den Feinden unverrichteter Sache zurückgeſchlagen wurden, ſteigerte ihren Unwillen gegen den Biſchof noch mehr, und ſie trachteten von nun an, ihm zu ſchaden, wo und wie ſie nur konnten.

Ohne Grund hatten ſie geargwohnt, daß wohl der alte Graf Heinrich von Geroldseck den Aerger ſeines Sohnes gegen die Bürger rege gemacht haben möchte. Deßen ſollte dieſer nun entgelten. Eine tapfere Schaar unter der Anführung des Grafen von Habsburg zog bei Nacht und Nebel gegen die Höhen des Schwarzwaldes, wo die uralte Geroldsburg ins weite Thal herunterblickte. Während der alte Graf und ſein Sohn ſich in ihrer Veſte ganz ſicher wähnten,

rückte der von Habsburg mit Sturmesschnelle, wie er stets gewohnt war, gegen sie heran. Nicht mehr sehr ferne waren die Feinde von Geroldseck; meist unbekannte Wege ziehend, wäre es ihnen fast gelungen, unbemerkt bis unter die Mauern der Burg zu kommen. Aber ein Mann, der in der Frühe in dem Walde, durch den die Schaar zog, Holz hieb, gewahrte von seinem versteckten Standpunkte aus den Glanz vieler Helme und Speere und sah, wie die Reisigen eben in einen Weg einlenkten, der sonst nirgends hin, als auf die Burg Geroldseck führte. Schnell entschloßen verließ er seinen bisherigen Ort, nicht aus Furcht vor der reisigen Schaar, sondern um ein gutes Werk auszuführen, denn jezt war es nicht mehr schwer zu errathen, auf was das Vorhaben der Heranziehenden gerichtet war. Trotz seines schon vorgerückten Alters nahm er alle seine Kräfte zusammen und beflügelte seine Schritte, um noch vor den Feinden auf die bedrohte Burg zu gelangen.

4.

Eben saß der alte Herr von Geroldseck in seinem Gemache auf der Burg und ihm gegenüber sein Sohn Heinrich, mit dem er sich über die Sache des Bischofs von Straßburg besprach. „Wer hätte es je gedacht" — begann der Vater — „daß dann erst meine Sorge um Walther anfangen würde, wenn er im Leben so hochgestellt wäre? wie habe ich in seiner Erhöhung das Ziel meiner höchsten Wünsche zu erreichen geglaubt, und jezt muß ich es fast bereuen, daß er

ſo hoch geſtiegen, bereuen, daß ich ihn je gezwungen, dieſe Laufbahn zu wählen." „Mein Vater" — entgegnete Heinrich — „wir wollen noch nicht klagen, daß die Sachen ſo ſtehen, wie es jezt iſt, und zufrieden ſeyn, wenn der Kampf Walthers mit der Stadt ſein Verderben nicht noch bis zu uns herüber verbreitet." „Das befürchte ich eben nicht ſo ſehr" — bemerkte der Alte von Geroldseck — „aber eine andere Sorge quält mich: Hermanns, deines ältern Bruders Abzug aus der Burg; der könnte uns wohl geraubt werden, denn wo Hermann kämpft, da läßt er nicht ab, er muß entweder ſiegen oder ritterlich kämpfend den Tod finden. Ein düſteres Traumbild hat mich dieſe Nacht erſchreckt: deine ſelige Mutter iſt mir in demſelben Gewande, in welchem wir ſie vor ſechs Monaten in den Sarg legten, erſchienen, neben ihr ſtand Hermann, den ſie mit ihren Armen umſchlungen hielt, auch deinen Bruder Walther ſah ich auf ihren Wink ihr zueilen, und mir lächelte ſie ebenfalls ſo freundlich zu; vielleicht daß" — Er wollte weiter reden, da trat ein Diener ein und frug, ob der alte Fährmann von der Kinzig nicht eintreten dürfe? „Nimmermehr" rief der Graf, „ich will dieſen Alten nie wieder vor mir ſehen; er hat mir des Kummers genug bereitet durch ſeine leichtſinnige Dirne mit dem verwünſchten Baſtard; wie ſtrenge habe ich ihm verboten, ſich nimmer im Banne meiner Burg ſehen zu laßen mitſammt ſeiner Brut! Geh' und weiſe ihn drohender, denn je, aus meinem Hofe, ſein Anblick würde nur neue Erbitterung in mir erregen!" „Vater" — begann jezt Heinrich die

Rede — „wenn ich von Herzen ſprechen darf, ihr ſeit unbilliger Weiſe gegen den Mann erbittert, ſoll er darum, daß ſeine Tochter gefehlt, und mit ihr euer Sohn Walther, ewig euern Haß und Groll empfinden, oder habt ihr des Grimmes noch nicht genug über ihm ausbrechen laßen, als ihr ihn ſammt ſeiner Tochter und dem Kinde durch eure Rüden aus der Burg heztet?“ Er wollte weiter reden, da trat der Diener noch einmal ein und ſtellte vor, wie dringend der Mann bitte, ihn vorzulaßen, denn er habe dem Herrn Grafen etwas Wichtiges zu eröffnen.

„So geh, mein Sohn, und höre ſelbſt von ihm, was er will, aber vor mein Angeſicht ſoll er nicht kommen, denn ſein Anbick würde mein Innerſtes empören.

Heinrich ging hinaus, aber todtenblaß kam er wieder zurück mit der Kunde, daß eine Schaar Reiſiger mit dem Wappen der Stadt Straßburg im Fähnlein gegen die Burg heranziehe und kaum noch eine Stunde entfernt ſeyn könne. „Da ſeht ihr mein Vater“ — ſezte er hinzu — „wie meine Beſorgniß nicht umſonſt war, daß auch uns das Verderben dieſer unſeligen Fehde erreichen könne, und nur dem armen, verachteten Manne haben wir es zu danken, daß wir wenigſtens nicht ganz unvorbereitet überfallen werden.“

Einen unbeſchreiblich ſchmerzlichen Eindruck machte dieſe Nachricht auf den alten Herrn; ſchon ſeit Jahren litt er an der Gicht, ſo daß er ſich nur mit großer Mühe von einer Stelle zu der andern bewegen konnte. „Wie wird es jezt mit mir werden,

wenn die Feinde über die Burg kommen, wenn Alles zum Kampfe ſich bereitet und ich unthätig da ſitzen muß, und welches wird mein Loos ſeyn, wenn ſie die Burg gewinnen!" So klagte der alte Graf und hatte jezt Niemand um ſich, der ihn tröſten konnte, als den armen, ſo ſehr von ihm gehaßten Fährmann, denn Heinrich konnte nicht bei dem Vater ſeyn, da er jeden Augenblick benützen mußte, um die Burg in der kurzen Friſt ſo gut als möglich in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen. Wie doch die Noth oft ſelbſt den verachtetſten unſerm Herzen wieder nahe bringen kann! Als ſich der alte Graf ſo einſam und verlaßen ſah, mußte der von ihm ſo unverſöhnlich Gehaßte ſein Tröſter, und nicht blos ſein Tröſter, ſondern auch ſein Retter werden. Der Fährmann wußte den Grafen nicht nur mit Worten zu beruhigen, ſondern er dachte auch auf Mittel und Wege für deßen Sicherheit.

„Im Kloſter Gengenbach" — wandte er ſich zu dem Herrn der Burg — „wäret ihr wohl am Beſten aufgehoben, ſo lange eure Wohnung in Gefahr iſt, und dahin will ich euch bringen." Lange wollte ſich der von Geroldseck nicht verſtehen, dieſem Rathe zu folgen; als aber Rudolph von Habsburg mit den Straßburgern vor der Burg erſchien, als die ganze weſtliche Seite derſelben von Kriegern umgeben war und man jeden Augenblick einen Sturm befürchten mußte, da ließ ſich der Graf endlich durch die Bitte ſeines Sohnes und ſeiner treuen Diener beſtimmen, die Burg ſeiner Väter zu verlaßen und in dem wohl-

befreundeten Kloſter zu Gengenbach eine Zuflucht zu ſuchen.

Da, wo man von Hohengeroldseck in das Kinzigthal hinabſteigt, führte ein, nur Wenigen bekannter, unterirdiſcher Gang aus der Burg in das Freie. Geführt von dem armen Manne trat der Graf den Weg an, oft nöthigten ihn ſeine körperlichen Schmerzen auszuruhen, und als ſie endlich ins Freie kamen, war der alte Herr ſo erſchöpft, daß er keinen Schritt mehr weiter zu gehen vermochte. Noch waren ſie im Bereiche der Burg, leicht konnten ſie von den Belagerern wahrgenommen und verfolgt werden, ſchon wollte der Graf an ſeiner Rettung verzweifeln, da fand der Fährmann abermals wieder Mittel und Auswege. „Edler Herr" — ſprach er — „ihr müßt euch zu einem ſeltenen Ritte bequemen, vertraut euch meinen Schultern an, ich will euch weiter bringen, wenn es auch etwas langſam geht." Mit dieſen Worten nahm der Fährmann, obgleich beinahe eben ſo alt, als der Graf, dieſen auf ſeine ſtämmigen Achſeln und erreichte ſo mit ihm den Ort, wo ſein kleines Häuschen am Ufer des Kinzigfluſſes ſtand. Hier wartete bereits ein anderer Rettungsengel, der die Weitergeleitung des alten Herrn in das Kloſter nach Gengenbach übernahm, denn der Fährmann hielt es für gerathener, nach Geroldseck zurückzugehen, damit dem Junker auf der Burg doch wenigſtens ein Mann von reiferem Alter, wenn auch nicht mit der Kraft des Armes, ſo doch mit klugem Rathe zur Seite ſtände.

Wir kennen ſie ſchon von früher, ſie, die jezt die weitere Rettung des Grafen übernahm, aber wie wenig glich ihre jetzige Geſtalt der aus jener Zeit, als ſie noch mit dem feurigen Walther auf der Bank vor dem kleinen Häuschen ſaß, ein Mädchen wie Milch und Blut, dem man das jugendliche Wohlſeyn aus den Augen ſtrahlen ſah, jezt aber ein abgezehrtes Frauenbild mit eingefallenen Wangen, der Glanz ihrer ſonſt ſo hellen Augen war erloſchen und ihr Blick ein düſterer und kummervoller geworden. Was wollen wir uns auch hierüber wundern! nagte doch ſchon ſeit mehr als ſieben Jahren der Gram und Kummer an ihrem Herzen, hatte ſie doch ſeit jener Stunde, da Walther ſie zum lezten Male umarmt hatte, die ganze Schule der Leiden und Trübſal durchwandelt. Ach! wie ſchwer mußte ſie ſeitdem jenen Augenblick büßen, wo ſie ihrer Schwachheit nachgegeben hatte. Ihre Mutter, als ſie die Folgen des verbotenen Umganges ihrer Tochter mit Walther wahrgenommen hatte, war vor Gram geſtorben und ſeitdem hatte auch Gertrude keine frohe Stunde mehr bei dem Vater, denn ſie war von nun an der beſtändige Gegenſtand ſeiner Vorwürfe, und als unter unſäglichen Schmerzen ein Knabe ſich von ihrem Schooße wand, brach erſt der volle Ingrimm des Vaters über der Unglücklichen aus. Und als der Vater ihr endlich wieder verziehen, und mit ihr und dem Kinde hinauf nach Geroldseck ging, um das Herz des Burgherrn wenigſtens zum Mitleide gegen das ſchuld- und hilfloſe Kind zu bewegen,

da verſchloß dieſer ſein Herz und ließ alle Drei unbarmherziger Weiſe aus dem Schloße hetzen.

Der Mann, der ſo an Gertruden gehandelt hatte, ſtand jezt vor ihr und bedurfte ihrer Hilfe, die edle Seele aber gedachte des Böſen nicht mehr, das er an ihr gethan hatte, vielmehr freute ſie ſich, ihm ſein Unrecht mit Wohlthun vergelten zu können. Nachdem ſie ihn zuerſt in ihrer Wohnung mit Speiſe und Trank erquickt hatte, führte ſie ihn hinaus an den Nachen, um mit ihm nach dem Kloſter Gengenbach zu lenken. Lange wollte das kleine Fahrzeug nicht vom Ufer ſtoßen, denn Walther, ihr 7jähriges Söhnlein, ſtand daneben und weinte bitterlich, als die Mutter ihn allein zu Hauſe laßen wollte. Das hatte ſie bis auf dieſe Stunde noch nie gethan, und auch dießmal hätte ſie den Knaben gerne mitgenommen, allein ſie hatte bemerkt, daß er für den alten Grafen kein willkommener Begleiter ſeyn würde. Denn ſchon, als ſie noch in der Wohnung waren, hatte der Graf den Kleinen, der ſich ſo zutraulich an ihn ſchmiegte und ihn freundlich anlächelte, mit griesgrämigem Blicke betrachtet und einige Male ſogar mit Widerwillen von ſich geſtoßen. Das hatte freilich dem gekränkten Mutterherzen manche heimliche Thräne abgenöthigt, daß der alte Herr ſeines Sohnes eigen Fleiſch und Blut ſo ſehr verabſcheute, da der Kleine doch das ausgedrückte Ebenbild des ehmaligen Junkers Walther war und auch ſeines Vaters Taufnamen führte; Alles, was ihr der Graf von Geroldseck früher Hartes zugefügt hatte, ſchmerzte ſie nicht

ſo tief, als das Leid, womit er ſie jezt aufs Neue betrübte, aber ſie hielt den Schmerz zurück und unterdrückte die Thräne, welche ſchon ihr Auge gefeuchtet hatte. Aber der Knabe durfte trotz ſeines Bittens und Flehens nicht mitfahren; ſie verſprach ihm bald wieder heimzukommen und ſtieß vom Ufer. Lange ſchrie der kleine Walther noch hinter der Mutter her, bis er ſie und den Nachen aus dem Geſichte verlor, dann ging er in das Häuschen zurück, legte ſich auf die Bank und entſchlief in ſeinem kleineren Schmerz, um bald zu einem größeren zu erwachen.

Während Gertrud mit dem geretteten Grafen gen Gengenbach hinabrudert, wollen wir unſern Leſern kurz erzählen, was ſich indeßen auf Burg Geroldseck ereignete. Der Ritter von Habsburg, welcher an der Spitze der Straßburger gegen das feſte Schloß heranzog, hatte urſprünglich keinen ernſten Angriff auf daſſelbe im Sinne, ſondern ſeine Abſicht war zunächſt blos die, den alten Grafen aufzuheben, gefangen nach Straßburg zu führen und dadurch den Biſchof Walther zum Frieden mit der Stadt zu zwingen. Im Unmuthe darüber, daß der, den er geſucht hatte, ihm aus den Händen entwiſcht war, ließ er die Burg plündern — eine Sache, die, wenn er ſie auch hätte verhindern wollen, doch geſchehen wäre, denn die Straßburger waren längſt lüſtern nach den Schätzen der reichen Herren von Geroldseck. Aber an die Burg ſelbſt durfte keiner der Krieger ſeine Hand legen, das hatte Rudolph bei harter Strafe verboten.

Was auf Geroldseck geſchah, war Alles das

Werk eines einzigen Tages. Indeß war die Burg nicht so leichten Kaufes gewonnen worden. Graf Rudolph mußte einen guten Theil seiner Mannschaft in den Gräben der Vorwerke todt zurücklaßen, ein Theil der Uebriggebliebenen blieb als Besatzung zurück. Die auf der Burg hatten nur Wenige verloren; aber der Wackersten einer, deßen Verlust der junge Graf Heinrich am schmerzlichsten bedauerte, war der treue Fährmann aus dem Kinzigthale: ihm hatte eine feindliche Streitaxt im Kampfe auf der Zugbrücke die Schulter gespalten.

Ehe die Straßburger von Geroldseck abzogen, konnten die Raubgierigsten unter ihnen es nicht unterlaßen, einen Streifzug landeinwärts zu machen. Während der Graf von Habsburg mit der Hauptschaar seinen Rückzug antrat, zogen sich die Freibeuter hinab in das Kinzigthal; Sengen und Brennen bezeichnete allenthalben ihre Spur, denn kein Anführer war da, der ihre Raubgier in Schranken hielt. Aber auf ihrem ganzen Wege bis in das Kinzigthal hinab stießen sie auf keine Wohnung, an der sie ihre Plünderungssucht befriedigen konnten. Als sie daher das Häuschen des Fährmanns erblickten, fielen sie wild über daßelbe her, hoffend, wenigstens einige Beute in demselben zu finden. Aber ihre Erwartung wurde getäuscht, sie fanden Nichts, als einen hübschen Knaben, der bis zu ihrer Ankunft auf der Bank geschlummert hatte, jezt aber erschrocken auffuhr, als die Männer mit fremden Gesichtern die Thüre lärmend öffneten und eindrangen. Wie er

lauter Unbekannte um ſich ſah, ſchrie er laut auf und weinte; daran aber kehrten ſich die Männer des Krieges nicht; der hübſche Knabe däuchte ihnen eine willkommene Beute, da ſie ſonſt in der Hütte der Armuth Nichts fanden, ſie ergriffen ihn und ſchleppten ihn trotz alles Widerſtrebens mit ſich fort. Und um noch ein trauriges Andenken an ihren Beſuch zu hinterlaßen, zündeten ſie die Wohnung des Fährmanns an, und machten ſich ſchnell von hinnen, um die Schaar der Ihrigen, die ſchon vorangezogen waren, noch zu erreichen. Den weinenden und nach ſeiner Mutter ſchreienden Knaben aber banden ſie auf ein Roß und trabten mit ihm den Weg hin, den ſie gekommen waren.

5.

Alles dieß war geſchehen, während Gertrud, die indeßen den Grafen zu Gengenbach in Sicherheit gebracht hatte, nach Hauſe zurückruderte. Da das Waßer in damaliger Jahreszeit gerade reißend abwärts ſtrömte, ſo konnte ſie nur langſam am Ufer herauffahren, wodurch ihre Rückkehr um mehrere Stunden verzögert worden war. Es war ſchon ziemlich dunkel, als ſie den Ort, wo ihre Wohnung ſtand, erreichte; — ach! ſie fand Nichts mehr, als rauchende Trümmer, deren Glut noch weithin Helle verbreitete. „Mein Gott!“ — rief ſie aus — „was iſt da geſchehen?“ Das Erſte war, daß ſie ihren kleinen Walther aufſuchte. Unbeſorgt um ſich ſelbſt durchſtöberte ſie die noch rauchenden und glühenden

Oerter; sie konnte bei dem Anblicke der völligen Zerstörung nichts Anderes glauben, als daß sie ihr Söhnlein erschlagen oder erstickt unter den Trümmern finden würde; aber nirgends war die geringste Spur davon zu sehen. Erst nach einer geraumen Weile, als sie sich von dem ersten Schrecken wieder einigermaßen erholt hatte, fiel ihr ein, daß ihr Vater von Feinden gesagt habe, die vor Geroldseck gezogen wären, vielleicht — so vermuthete sie — war durch sie die schreckliche Zerstörung verübt und ihr Kind geraubt worden: auf Geroldseck konnte sie vielleicht ein Näheres erfahren, denn ihr Vater mußte ja dort seyn.

Sie verließ die Stätte des Jammers und eilte der Burg zu, aber nicht um Beruhigung dort zu finden, sondern um einem neuen Schmerze entgegen zu gehen. Sie klimmte den steilen Pfad hinan, gerade auf jener Seite, wo die Mauer von den Feinden mit List erstiegen worden war. Da und dort trat sie noch auf Leichen, mit Schaudern zog sie ihren Fuß zurück, denn sie befand sich in dem Graben der Burg, wo so mancher der Kämpfenden seinen Tod gefunden hatte. Sie verließ diesen schrecklichen Ort und schlug den Weg nach der Zugbrücke ein. Hier angekommen, hörte sie nicht ferne von sich das Röcheln eines Sterbenden; sie eilte an die Stelle — Gott! welch ein Anblick: es war ihr Vater, der, tödtlich getroffen von der feindlichen Mordwaffe, so eben sein Leben unter den schrecklichsten Schmerzen auszuathmen im Begriffe stand. „Mein Vater!“ — rief

Gertrud, und ſchlang ihre Arme um ihn; dieſer aber konnte die Geſtalt ſeiner Tochter nicht mehr ſchauen, doch vernahm er noch die ihm wohlbekannte Stimme. Er raffte ſeine lezte Kraft zuſammen und ſtöhnte noch die wenigen Worte heraus: „Gertrud, Waßer.“ Gleich einem leichtfertigen Reh, nicht denkend ihres eigenen großen Schmerzes, eilte die Tochter den Berg hinab, wo ein Brünnlein floß, und war ſchnell wieder zurück bei dem Sterbenden. In einer Feldflaſche, die neben einem der Erſchlagenen lag, brachte ſie ihrem Vater die lezte Labſal. Er neigte ſein Haupt in den Schoos der ſchluchzenden Tochter zurück. „Mein Vater,“ ſprach Gertrude mit ſanfter und wehmüthiger Stimme zu ihm — „habt ihr mir den Fehltritt meiner Jugend von Herzen verziehen?“ Der Sterbende raffte ſich noch einmal empor, ein ſchwacher, nicht mehr verſtändlicher Laut ging über ſeine Lippen, dann nickte er mit dem Haupte und verſchied. Mit ihren eigenen Händen wühlte die gebeugte Tochter ein Grab in den Boden und bedeckte den geliebten Leichnam.

Jezt erſt gab ſie ihrer frühern Sorge um das Aufſuchen ihres Kindes wieder Raum. Ohne Furcht ging ſie durch die Thore der von Feinden beſezten Burg, ungeſcheut forſchte ſie bei dem nächſten ihr Entgegenkommenden von der Beſatzung, und erfuhr, wie Bürger von Straßburg das Schloß gewonnen und nun inne hätten, wie ein Theil der Schaar einen Streifzug durch das Kinzigthal gemacht, nun aber wieder unter der Burg vorbeigekommen wäre,

um den Vorausziehenden auf dem Wege nach Straßburg nachzueilen. So hatte nun doch die gebeugte Mutter wenigſtens einige Spur von der feindlichen Horde, die ſo ſchrecklich in dem Kinzigthale gehaust hatte; auf der Stelle verließ ſie die Burg und ging, wohin der Fuß ſie trug, wenn es nur die Richtung gen Straßburg war, ſie ſtieg über Felſen und Steine, achtete nicht der Dornen und Diſteln, die ihre Füße verwundeten, nicht, wenn ſie im Dunkel der Nacht auf Felswegen ausgleitete und zu Boden fiel: nur Ein Ziel ſchwebte ihren Augen vor, wie ſie ihren verlorenen Sohn wieder finden möge.

Schon die ganze Nacht war ſie durch Wälder und Gebirgsſchluchten geirrt, ihre Schuhe waren ihr während des Gehens über Stock und Stein von den Füßen gefallen; ſie fühlte es nicht, bis das Blut ihr aus den Zehen floß. Mehrere Meilen hatte ſie ſchon zurückgelegt; oft war ſie vor Mattigkeit hingeſunken, aber immer raffte ſie ihre Kraft wieder zuſammen und irrte weiter. Die Nacht war vorüber, es dämmerte und ging ſchon wieder dem neuen Tage zu; Gertrude erblickte am fernen Horizonte einen ſchwarzen Punkt: ſie kannte ihn wohl, es war der rieſige Münſter von Straßburg, der leitete die Irrende wieder auf die rechte Straße, von der ſie längſt abgekommen war. Bald ſah ſie im Scheine der aufgehenden Sonne die gewaltige Strömung des Rheines, der ſich wie ein Silberſtreifen durch das weite Thal hinabzog. So oft ſchon, wenn Gertrude von den Höhen des Schwarzwaldes in dieſe weitgedehnte Fläche

hinabgeblickt hatte, war es ein freudiger Anblick für ſie geweſen, wenn die Sonne hinter dem fernen Wasgau heraufſtieg, ein herzerhebendes Schauſpiel, wenn die Spitze des rieſigen Münſterthurmes wie vom purſten Golde glänzte und in den Fluthen des Rheines widerſtrahlte. Wie ganz anders war es Gertruden heute ums Herz. Der Glanz der aufgehenden Sonne däuchte ihr ein blutrother Schein; ſie eilte aus dem Dunkel der Wälder heraus auf die Ebene, aber kein lieblicher Anblick bot ſich ihr dar; ſie ſah einen dichten Rauch aus den nächſt liegenden Orten aufſteigen, überall zeigten ſich Spuren, daß feindliche Schaaren über dieſe Gegend gekommen waren. Zu jeder andern Zeit wäre dieß ein herzbewegender Anblick für Gertrude geweſen, welch ganz andern Eindruck machte dagegen jezt das Anſchauen dieſes Jammers und Unglücks auf ſie. Sie konnte unmöglich betrübt ſeyn, denn erkannte ſie nicht in dem, aus dieſen Orten aufſteigenden, Rauche ein ſicheres Zeichen, daß Diejenigen hier geweſen, die auch ihr die Wohnſtätte zerſtört und das Theuerſte, was ſie im Leben beſaß, von der Seite gerißen hatten? Sie durfte ſich vielmehr freuen, denn ſie hatte ja jezt eine Spur von der feindlichen Schaar und damit vielleicht auch von dem geraubten Lieblinge ihres Herzens. Schnell eilte ſie dieſen Stätten der Zerſtörung zu, die erſten Beſten, die ihr begegneten, rief ſie an und bald wurde ihr die tröſtliche Kunde, daß eine Schaar Straßburger dieß Dorf überfallen habe, die einen wunderhübſchen Knaben, auf ein

Roß gebunden, mit ſich führe, aber dieſe glänzende Horde ſei bereits, in der Richtung gegen die Stadt, weiter gezogen. Jezt beflügelte Gertrud von Neuem ihre Schritte, aber erſt, nachdem ſie durch drei, nicht weit von einander liegende, Ortſchaften gekommen war, ſah ſie eine Schaar Reiſiger vor ſich die Straße dahin traben; flugs war ſie bei ihnen und, ſiehe da! ihr lieber kleiner Walther wurde mitten unter ihnen auf einem Pferde mitgeführt.

Unerſchrocken drängte ſich die überglückliche Mutter durch die Schaar zu ihrem Kinde hin und rief den Kleinen beim Namen, der, noch ehe er die Mutter wirklich erkannte, die Händchen gegen ſie ausſtreckte. Gertrude wollte ihn mit ihren Armen umfaßen und rief flehend den Männern zu: „Haltet an, um Gottes Willen, es iſt mein Kind, das ihr mit euch führt!“ Aber die rohen Kriegsleute hielten nicht, ſondern ließen die Roße forttraben und ſpotteten über das Jammern und Wehklagen der Mutter, während dieſe, den feſtgebundenen Knaben immer am Aermchen haltend, neben ihnen herſpringen mußte. „Habt Erbarmen und gebt mir mein Kind zurück!“ — wiederholte Gertrud mehrere Male, aber die Unmenſchen hörten nicht, bis ſie endlich, erſchöpft vor Müdigkeit, neben dem Roße, worauf der kleine Walther ſaß, niederſank. Aber jezt erſcholl auf einmal vornen am Zuge das Befehlswort: „Halt!“ Die Schaar, welche den Knaben führte, war mit der Hauptmacht unter des Grafen von Habsburg Befehl zuſammengetroffen; der Zug ſtand ſtille, und dadurch allein wurde es ver-

hindert, daß Gertrude nicht von den Hufen der Roße zertreten wurde. Rudolph von Habsburg hatte den wehklagenden Ruf der Frau gehört; schnell zur Stelle, stieg er vom Roße und richtete selbst die noch Jammernde vom Boden auf. Mit drohendem Blicke gegen die Räuber wandte er sich, nachdem er erfahren, wie sie den Schmerz der trauernden Mutter verhöhnt hatten, zu diesen: „Seyd ihr auch ehrsame Bürger einer reichsfreien Stadt, ihr die ihr so unmenschlich handelt, und mit Raub und Brand eure Bahn allenthalben bezeichnet habt? unverzüglich gebt den geraubten Knaben der Mutter zurück, und laßet sie mit ihm in Frieden ihres Weges ziehen!"

Schnell gehorchten die Straßburger, denn es bedurfte nur eines Winkes, nicht einmal eines Wortes von Seiten ihres vielgeehrten Hauptmanns und Bannerherrn, wenn Etwas geschehen sollte. Alsbald wurde der Knabe von mehr als zehn bereiten Händen losgebunden und der Mutter zurückgegeben, die ihn in ihre Arme schloß und über der Freude des Widerfindens all der schmerzhaften Stunden vergaß, die sie um seinetwillen hatte erdulden müßen. Dem Grafen aber fiel sie zu Füßen und dankte ihm mit den rührendsten Worten, daß ihr durch seine Vermittelung der Knabe wieder geschenkt worden. Schon war sie im Begriffe, den Rückweg in ihr Thal wieder anzutreten, als Rudolph fragte: „wo ist euer Wohnort, gute Frau, daß ich euch sicheres Geleit dahin geben laße? Nun erst gedachte Gertrude deßen, was Tags zuvor geschehen war. „Gnädiger Herr" — antwortete

ſie mit Thränen in den Augen, — „ich habe keine Heimath mehr, denn das Häuschen, worin ich mit meinem Vater wohnte, iſt in Aſche gelegt worden, und der alte Mann liegt in der kalten Erde im Burggraben zu Geroldseck.“ „So dürft ihr nicht mehr in euer Thal zurückkehren“ — erwiederte der Graf — „ſondern ihr folget mir, denn wir ſind nicht mehr weit von der Stadt Straßburg entfernt; allda will ich euch unterbringen und für den Knaben Sorge tragen, damit ihr nicht mehr ſo verlaßen ſeyd.“ Mit gerührtem Danke nahm Gertrud das freundliche Anerbieten an, ſie faßte den Knaben bei der Hand und folgte dem Zuge bis vor die Thore der Stadt. Wohl ritt die Schaar der Straßburger voran, aber als Gertrud hintennach kam, hielt der Graf von Habsburg am Thore und wartete ihrer; liebreich nahm er Mutter und Kind bei der Hand und führte ſie in die, nahe dem Thore gelegene, Wohnung ſeines Freundes, Herrn Rainbold Liebenzeller, der ſich kürzlich im Streite vor St. Aurelienthor ſo ritterlich ausgezeichnet hatte. Der nahm Gertruden mit dem kleinen Walther liebevoll in ſeine Pflege, ſo daß Beide bald erkannten, daß ſie in die beſten Hände gekommen waren. Auch Graf Heinrich von Geroldseck kam zu Rainbold Liebenzeller und wurde in deßen Hauſe wohl und freundſchaftlich aufgenommen.

Nicht lange mehr verweilte der Graf von Habsburg in der Stadt Straßburg, als ihn eine andere kriegeriſche Unternehmung wieder aus deren Mauern führte, dem Biſchofe zu Schaden und der Stadt

zum Frommen; dazu war dieſer neue Zug mit weit weniger Anſtrengung und Verluſt von Leuten verknüpft, als die Beſetzung der Burg Geroldseck.

6.

Längſt ſchon hatte Biſchof Walther mit ſchwerer Hand über die Stadt Colmar gewaltet, da geſchah es, während der Krieg zwiſchen ihm und den Straßburgern währte, daß ſeine Anhänger in jener Stadt Diejenigen austrieben, die es mit den Straßburgern hielten. Unter den Vertriebenen war auch der Schultheiß Rößelmann, der viele Freunde und Verwandte in Colmar beſaß. Um ſich nun an den Biſchöflichgeſinnten zu rächen, trat er in Unterhandlung mit Rudolph von Habsburg und trug ihm an, ihn ſammt ſeinen Leuten Nachts in die Stadt zu bringen, ſo daß er ſie ohne viele Mühe gewinnen könnte. Der Graf ging auf das Anerbieten ein, und nun ließ ſich Rößelmann in einem Faße in die Stadt nach dem Hauſe eines Domherrn, der ſein Verwandter war und um die Sache wußte, bringen, und ſchickte ſogleich zu ſeinen Freunden, um ſie mit dem Plane bekannt zu machen. Als die Nacht hereinbrach, wartete der Graf ſchon mit ſeinen Leuten vor den Thoren; der Schultheiß erſchien, öffnete die Pforte und ſteckte eine Bürde brennendes Stroh an einen Speer, denen draußen zum Zeichen, daß es nun Zeit wäre hereinzukommen, was auch geſchah, ehe Jemand in der Stadt es ahnen konnte. Nun hatte Rößelmann ferner veranſtaltet, daß in jede Straße

ein Bund Stroh gelegt wurde; dieſes zündete man jezt an, um den Feinden überall die gehörige Helle zu verſchaffen. Dieſe ritten mit gezückten Schwerdtern und dem Rufe: „Habsburg! Habsburg!“ durch alle Straßen und ſo gewann Rudolph die Stadt mit weniger Mühe, als er ſelbſt vermuthet hatte.

Dem Beiſpiele von Colmar folgte noch eine andere wichtige Stadt, die ebenfalls zum Bisthume Straßburg gehörte, und zwiſchen Partheien getheilt war, das war Mühlhauſen im Sundgau. Wie die Parthei, welche zu den Straßburgern hielt, von dem Ereigniße zu Colmar hörte, ſchickten ſie heimlich zu dem Grafen von Habsburg, und ſchloßen ihm ebenfalls bei Nacht die Thore auf. Aber auf der Burg zu Mühlhauſen hatte der Biſchof einen Schultheißen, der ſich mit aller Macht gegen das Volk in der Stadt und deßen ſelbſterwählten Helfer, den Habsburger, ſezte. Da belagerten die Städter die Burg zwölf Wochen lang, nahmen ſie endlich ein, ſchleiften die Werke und machten die ganze Beſatzung zu Gefangenen.

Ungeachtet dieſer vielfachen Befehdungen, gegenſeitigen Plünderns und Verheerens der Städte und Dörfer, wollte es doch lange nicht zu einem entſcheidenden Treffen kommen, weil keiner von beiden Theilen ſich die Kraft dazu zutraute, endlich aber fand ſich auch zu dieſem die nothgedrungene Veranlaßung. Aus Beſorgniß, der Biſchof möchte den feſten Kirchthurm zu Munolzheim als einen Punkt wählen, von wo aus er die Straße nach Brumat, Hagenau und Hochfelden

beherrschen könnte, zog um die Fastenzeit eine Anzahl Straßburger Bürger zu Roß und Fuß, gefolgt von Steinmetzen und andern Werkleuten, unter Anführung Rainbold Liebenzellers gen Munolzheim und zerstörte den Thurm. Wie nun die Kunde hievon vor den Bischof kam, ließ er die Glocke von Molsheim anziehen, was das Zeichen war, daß auch in allen übrigen bischöflichen Städten und Dörfern die Glocken geläutet und in Folge deßen eine bedeutende Heeresmacht schnell zusammengebracht wurde. Als hierauf der Bischof seine Leute zählte, und 300 Ritter und gegen 5000 Mann Fußvolk zu seinem Dienste bereit sah, da zögerte er nicht länger mehr mit einem ernsthaften Angriffe auf die Städter, um so weniger, als er überzeugt war, daß der Krieg auf keine andere Weise würde zu Ende gebracht werden können.

Sobald die Straßburger merkten, daß der Bischof einen ernsten Angriff beabsichtige, sandten sie Eilboten in die Stadt um Verstärkung, und nahmen inzwischen eine sichere Stellung rückwärts zwischen Ober- und Mittelhusbergen, so daß sie einstweilen durch das Flüßchen Breusch von den Bischöflichen getrennt blieben. Leztere aber, die den Rückzug der Straßburger für einen ernstlichen hielten, wollten den günstigen Augenblick nicht unbenüzt laßen, den Feinden in den Rücken zu fallen. Kaum hatte Herr Liebenzeller dieß wahrgenommen, als er sich schnell wieder mit den Seinigen umwand und, um jeden Preiß zum Kampfe entschloßen, ihnen zurief: „seyd starken Muthes, liebe Freunde und Mitbürger, fechtet unerschrocken für

unſerer Stadt Ehre und für die ewige Freiheit unſerer ſelbſt, unſerer Kinder und Nachkommen!“ Nachdem er ſo die Seinigen ermuthigt und ſich ſchon zum Angriffe angeſchickt hatte, kam eben auch die Hülfsmacht aus der Stadt, von Herrn Nicolaus Zorn dem Aeltern geführt, bei ihnen an. Mit dieſen vereinigt, erwählten ſie zween, die den Befehl über das fußgehende Volk übernehmen ſollten, Hug Kuchenmeiſter, und Heinrich Bohn, beide angeſehene Bürger aus Straßburg. Dieſe ließen vor Allem die Schützen ſich von dem übrigen Volke abſondern, mit der Weiſung, am allgemeinen Streite vorerſt keinen Theil zu nehmen, ſondern den immer neuen Zuzügen der Biſchöflichen aufzulauern, ſie mit ihren Pfeilen zu begrüßen und ſo zu verhindern, daß ſie nicht zum Hauptheere ſtoßen könnten.

Auf beiden Seiten war der entſcheidende Kampf feſt beſchloßen. Schon ritt der Biſchof im Angeſichte der Feinde vor der Schlachtordnung der Seinigen auf und nieder und ermahnte ſie, tapfer zu ſeyn und Ruhm zu erſtreben für ewige Zeiten. Er war gar ſtattlich anzuſehen, dieſer geiſtliche Fürſt von hoher, ſchlanker Statur, wie er ſo auf ſeinem ſtolzen Streitroße ſaß, das über und über mit Eiſen und Stahl bedeckt war. Er hatte, als er auszog, den köſtlichſten Silberharniſch angelegt, der ſich im Rüſthauſe vorfand; es war derſelbe, den einſt ſein Vorfahr Werner, ein treuer Anhänger des unglücklichen Heinrich IV. in jener Stunde getragen hatte, als er im Dienſte ſeines Königs gegen Kloſter Hirſau zog, aber vom Schlage

getroffen mit Heulen vom Pferde fiel, wie er eben ſeine Vaſallen zur Zerſtörung des Kloſters antreiben wollte. Es war ſchon dieß keine gute Vorbedeutung für den Biſchof am heutigen Schlachttage, aber auch noch ein anderer Unfall hätte ihn warnen ſollen, heute nicht in den Streit zu ziehen. Als er nämlich dieſen Morgen aus dem Thore ſeiner Burg Dachenſtein herausritt, fiel ein locker gewordener Stein von der Zinne herab und traf ſo mächtig auf ſein Haupt, daß der Helm mit goldenem Kleinod losrieß und klirrend zu Boden rollte; der Stein aber hatte den Helm zuvor ſo eingedrückt, daß der Biſchof eine ſtarke Kopfwunde empfing. Darum hatte ihn auch ſein Bruder Hermann gleich gebeten, unter ſolchen traurigen Vorbedeutungen nicht auszuziehen, oder, wenn er je darauf beharren wollte, ihm den Oberbefehl über das Volk zu übertragen. Allein Walther lachte über dieſe Beſorgniſſe, ließ ſich den Helm wieder reichen und drückte ihn ſo feſt auf ſein Haupt, daß aus der Quetſchung Blut floß, welches unter dem Helme hervorquoll. Es mußte heute zum Streite kommen, das war ſein feſter Entſchluß, als er vor der Schlachtordnung ſtand, und auf eine nochmalige ernſte Abmahnung ſeines Bruders, der ihn zugleich auf die weit überlegene Macht der Feinde hinwieß, ſcheute ſich der Biſchof nicht zu erwiedern: „ſo reden freilich die Zaghaften, denen das Herz gleich hinunter fällt, wenn es zum ernſten Kampfe geht; wer nicht mitſtreiten will, möge immerhin nach Hauſe gehen, aber unter denen, die ſich von Geroldseck nennen, hat noch Keiner ſo

geredet.“ „Möge Gott euch dieſe Schmach verzeihen, die ihr Dem anthut, der unter Einem Herzen mit euch lag,“ erwiederte Hermann, „und möget ihr nie bereuen, daß ihr mich einen Zaghaften genannt, wenn ich euer hartes Wort mit Vergießung meines Herzblutes Lügen ſtrafe.“ Mit dieſen Worten ritt Hermann wieder unter die Schaar der Uebrigen zurück.

Jezt wurden auf beiden Seiten die Helme aufgeſtürzt und die Schwerdter gezückt. Einer von den Straßburgern, Markus von Eckerensheim, legte die Lanze ein und rannte zuerſt gegen die Biſchöflichen. Das gewahrte Hermann von Geroldseck, plözlich legte auch er ein und rannte gegen den Edelknecht. Sie ſtachen beide aufeinander, daß die Speere in Splitter flogen und Mann und Roß zu Boden fielen. Da eilte man von beiden Seiten herbei, brachte ihnen friſche Roße, und nun wurde der allgemeine Angriff durch die Reiterei eröffnet. Als nun dieſe eine Zeitlang geſtritten hatte und die Kämpfer ganz unter einander gekommen waren, rückten die fußgehenden Straßburger den Ihrigen nach, umzogen das Heer, Freunde wie Feinde, und ſtachen beider Theile Roße nieder, denn es war unmöglich, in dem Getümmel die Einen von den Andern zu unterſcheiden. Auch hatte ihnen der alte Liebenzeller dieß angerathen, „denn“ — ſagte er — „die Bürger ſind nahe bei der Stadt und bedürfen der Roße nicht, der Biſchof aber iſt deſto weiter von ſeiner Heimath entfernt und mag uns auf dieſe Weiſe nicht entkommen.“

Aber vier Ritter auf Seiten der Biſchöflichen

kämpften immer noch zu Roße: das war Herr Walther selbst, seine beiden Edelknappen, Burkhardt Murnhard und Wolfelin Meigenreiß und sein Bruder Hermann. Alle vier hieben wacker auf die Straßburger ein, besonders aber ließ der Bischof seine Klinge über den Köpfen seiner Unterthanen sausen und sie bückten sich noch tiefer vor ihm, als früher, wann er die Hand zum Segen über sie erhob. Schon wandte sich eine ganze Schaar Feinde vor den vier Rittern, schon wurde der Sieg, der sich bereits auf Seite der Städter gewandt hatte, wieder zweifelhaft, da erschien auf einmal die Schaar der Straßburger Schützen, geführt von einem Ritter von hoher Statur mit verstürztem Helme; auf hoch erhobenem Schilde aber prangte der Habsburgische Löwe. „Der Habsburger!“ schrieen Alle und wandten sich wieder gegen die Bischöflichen, denen sie eben den Rücken gewandt hatten, und an sie schloßen sich die Schützen an, die ihre leeren Köcher von sich geworfen hatten und nun statt des Bogens das Schwerdt mit gleicher Kraft führten. Rudolph von Habsburg aber suchte nur Einen Gegner für sein gutes Schwerdt, und der war Bischof Walther. Ein hitziger Kampf begann zwischen Beiden, doch war der Graf, den man mit Recht „den kräftigsten und theuersten Ritter seiner Zeit“ nannte, dem Bischofe, der erst seit Kurzem wieder das Schwerdt zu führen gewöhnt war, weit überlegen. Der Habsburger faßte einen kräftigen Schwung und hieb dem Bischofe den Helm vom Haupte. Vergebens suchte dieser mit dem Schilde

sein glatt geschorenes Haupt zu decken, die Hiebe seines Feindes wurden immer heftiger, der Schild zersprang; noch ein Einziger, und des Bischofs Haupt wäre gespalten worden. In diesem Augenblicke fuhr ein starker Arm zwischen Beide und hielt einen noch unversehrten Schild vor. Es war Hermann von Geroldseck, der den Hieb des Habsburgers auffing und damit seinem Bruder das Leben rettete. Ein neuer, nicht minder heftiger Kampf begann jetzt zwischen Hermann und Rudolph.

Während diese Beiden kämpften, faßte der Edelknecht Wolfelin das Roß seines Herrn beim Zügel, riß es herum und wandte sich mit dem Bischofe zur Flucht. Wie die Straßburger dieß sahen, eilten sie den Fliehenden nach, kehrten aber, da es ihnen nicht möglich war, sie zu erreichen, bald wieder auf das Schlachtfeld zurück. Die Einzigen, welche hier noch kämpften, waren die Grafen von Habsburg und Geroldseck. Ersterer, den der Kampf mit dem Bischofe schon sehr angestrengt hatte, konnte sich nur mit Mühe noch gegen seinen Gegner halten, und beschränkte sich auf seine eigene Vertheidigung. Dieß sah der Edelknecht Markus von Eckerensheim; entweder meinend, dem Habsburger dadurch einen Dienst zu leisten, oder aus Groll gegen den Grafen Hermann, der ihn beim Beginne des Treffens vom Pferde gestoßen hatte, legte er seine Lanze ein und stach den Geroldsecker durch das Helmgitter, daß er tödtlich verwundet vom Pferde sank und in weniger als einer Stunde den Geist aufgab. Gleich nach dieser

unritterlichen That hatte er ſich wieder unter ſeine Genoſſen gemiſcht, wie wenn er ein edles Ritterſtück ausgeführt hätte.

Jezt fielen die Sieger über die Feinde her, die in Haufen das Schlachtfeld bedeckten. Sie zogen Alle aus und nahmen ihnen Rüſtung, Waffen und Kleider, daß ſie bloß und nackt umherlagen, bis ſie am Abende von ihren Freunden aufgeleſen und begraben wurden. Auf Seite der Biſchöflichen zählte man der Erſchlagenen gegen 60 Ritter und Edle, ohne die Leute von geringerem Stande, unter jenen Graf Hermann von Gerolbseck, des Biſchofs Bruder, und eine Menge Gefangener. Die von Straßburg hatten verhältnißmäßig nur wenige Todte. Ein einziger Gefangener aber, der Metzger Bilgeren, den die Biſchöflichen auf ihrer Flucht gen Geiſpolzheim mitführten, wurde, als dieſe erfuhren, wie viele ihrer Freunde im Treffen geblieben waren, ebenfalls ermordet. Dem Zuge der Triumphirenden ritt der Graf von Habsburg voran, der, eben abweſend von der Stadt, die Kunde vom Zuge der Straßburger erſt ſpäter erhalten hatte, und dann zur rechten Stunde auf dem Schlachtfelde erſchien, um den Ausſchlag zu geben.

7.

Während in den Mauern von Straßburg Alles voll Jubel und Freude war, ritt der Biſchof mit zerſchlagenen Gliedern auf müdem Roße in ſeine Burg zu Dachenſtein ein. Größer, als der Schmerz

ſeiner Kopfwunde war für ihn der, daß er beſiegt das Feld hatte räumen müßen, während die Bürger ſtolz das Haupt erhoben. Seine Macht war auf immer gebrochen, und wohl mochte er jezt zu der Ueberzeugung gekommen ſeyn, daß es viel gerathener wäre, Frieden mit ſeinen Unterthanen zu ſchließen. Er ordnete deßhalb gleich am Tage nach der Schlacht einige ſeiner Geiſtlichen in die Stadt ab um das Werk des Friedens zu fördern, zugleich hob er auch das Interdikt auf, und gab die Uebung des öffentlichen und häuslichen Gottesdienſtes wieder frei. Sodann ließ er den Bürgern freundlich entbieten, ſie möchten doch ſeine Gefangenen, die ſie vom Schlachtfelde mit geführt hatten, tugendlich halten, beſonders aber ſeinen Bruder Hermann, den er auch unter denſelben befindlich glaubte.

Die Straßburger aber wollten unter dieſen Umſtänden Nichts von Frieden wißen; ſie waren durch ihren lezten Sieg ſo mächtig geworden, daß man ſie im ganzen Bisthume fürchtete, und wohin ſie kamen, verübten ſie, was ihnen nur einfiel. Auch mochten ſie an Krieg und Heerfahrten ſo gewöhnt ſeyn, daß es ihnen ſchwer ward, das Schwerdt ſo plözlich in die Scheide zu ſtecken; indeßen ließen ſie dem Biſchofe in Beziehung auf die Gefangenen eine befriedigende Antwort ertheilen. Bei dieſer Gelegenheit wurden ſie aber erſt aufmerkſam auf den Grafen Hermann gemacht, als ſie hörten, wie ſehr namentlich an ſeinem Schickſale dem Biſchofe gelegen war. Es wurde daher mit allem Fleiße unter den Gefangenen

nachgesucht, um so mehr, als es von großem Vortheile für die Bürger gewesen wäre, wenn sie den Bruder des Bischofs in ihrer Gewalt gehabt hätten. Nachdem man hier vergebens gesucht und es sich gleichfalls herausgestellt hatte, daß ihn auch Niemand in der Stadt heimlich verborgen hielt, kam durch einen Mann von Donolzheim zufällig die Kunde, wie damals, als man die Todten auf dem Schlachtfelde begraben hatte, ein Leichnam in glänzender Rüstung vorgefunden worden sey, den Niemand kannte, und der gleich Allen Uebrigen in ein Loch geworfen wurde. Dieser Mann wurde sofort an den Bischof geschickt, um ihm Näheres über diesen Vorfall zu berichten.

Noch lag Herr Walther, vom Schmerze seiner Wunden schrecklich geplagt, auf seinem Bette, als der Bote von Donolzheim bei ihm Einlaß begehrte. Ehe dieser aber vorgelaßen wurde, ward er zuvor von Burkhard Murnhard und Wolfelin Meigenreiß, die allein um ihren Herrn waren, über die Ursache seines Erscheinens befragt. Gerne hätten sie die traurige Kunde nicht vor den Bischof kommen laßen, um seiner zu schonen, denn sie wußten wohl, welchen Eindruck dieselbe auf ihn machen würde, aber Walther hörte von seinem Gemache aus ihr Gespräch mit dem Boten und nun mußte er vorgelaßen werden. Mit sichtbarer Rührung hörte der Bischof die Trauerkunde; er, der sonst nie geweint hatte, verhüllte sein Antlitz und vergoß heiße Thränen, denn es war nicht mehr zweifelhaft für ihn, daß jener unbe-

kannte Leichnam, den man in eine Grube geworfen hatte, Niemand anderes als sein Bruder wäre, zumal, da ihm der Bote einige besondere Merkmale angab, die er an dem Todten wahrgenommen hatte. „Es ist mein Bruder!“ — rief Walther aus. — „aber ich muß hin und ihn selbst betrachten, muß in sein erbleichtes Antlitz schauen und ihm ein ehrlich Begräbniß bereiten.“ Er ließ sich nicht zurückhalten, so sehr ihn auch die Beiden ermahnten, zu bleiben, zumal da seine Kopfwunde einen bösartigen Verlauf zu nehmen drohte. Zu Fuß und mit verbundenem Haupte folgte er dem Boten an den Ort, wo der bezeichnete Leichnam lag. Es war ein jämmerlicher Anblick, der sich ihnen unweit der Stelle, wo der für den Bischof so unglückliche Streit vorgefallen war, darbot. Wo sie den Fuß hinsezten, lagen mit Erde bedeckte Leichname umher, aber von vielen ragten noch die Hände und Füße hervor, denn in der Schnelligkeit hatten die Bewohner des nahe gelegenen Dorfes Donolzheim bloß kleine Vertiefungen gegraben, worein sie die Gefallenen einscharrten, damit sie nicht eine Beute der Raubvögel würden. Nun kamen sie auch an die Stelle, wo nach der Bezeichnung des Boten der Leichnam des ritterlichen Grafen von Geroldseck lag. Es war jener Ort, den der Bischof wohl noch kannte, wo er im hitzigen Streite mit dem Grafen von Habsburg gestanden und sein Bruder rettend den Schild über ihn ausgebreitet hatte. Schnell hatte der Mann von Donolzheim ein Loch aufgescharrt und zog einen Todten

daraus hervor, den der Biſchof im erſten Augenblicke kaum als ſeinen Bruder erkannt hätte. Wohl war er von hoher, kräftiger Statur, wie die meiſten des Geſchlechts von Gerolbseck, er hatte jene nervigen Arme, wodurch ſie Alle zum Führen des Schwerdtes wie geboren waren; noch waren die Fäuſte des Todten feſt geſchloßen, als ob ſie den Schwerdtknauf feſthielten, aber ſein Antlitz war ſo zugerichtet, daß auch nicht ein Zug mehr daran kenntlich war. Der obere Theil des Hauptes war zerſplittert, und aus der zerſtörten Hirnſchale ragte eine Lanzenſpitze, die vom Schafte gebrochen war, hervor. Es war ſomit erwieſen, daß nicht des Habsburgers Schwerdt, ſondern die Lanze eines Andern den Todten getroffen hatte. Erſt, als der Mann das erbleichte Haupt in die Höhe hob, wurde das Merkmal ſichtbar, welches außer Zweifel ſetzte, daß es des Biſchofs Bruder ſey.

Jezt überließ ſich Walther dem Uebermaaße des Schmerzes, er warf ſich auf den Boden, legte das Haupt des Todten in ſeinen Schooß und ein Strom von Thränen ergoß ſich über das zerſtörte Antlitz. „Mein Bruder“ — rief er aus — „wie haſt du ſo treulich erfüllt, was du ausgeſprochen, als du noch kräftig ins Leben blickteſt, wie haſt du mit Vergießung deines Blutes mein ſchnelles Wort widerlegt, als ich dich in die Reihe der Zaghaften ſtellte; ja, du haſt es widerlegt und dein Leben gelaßen für mich, der deiner Liebe nicht werth war. Vergib mir, mein Bruder, mein hartes Wort in jener Stunde, vergib mir den Argwohn, den ich

durch das ganze Leben gegen dich im Herzen trug!“ Walthers Haupt ſenkte ſich auf das Antlitz des Todten und lange hörte man Nichts mehr, als ein dumpfes Stöhnen und Schluchzen. „Mein Bruder“ — ſo begann vom Neuem ſein Schmerz laut zu werden — „warum habe ich dir nicht gefolgt, als du mich abmahnteſt vom Streite am Tage des Unglücks, da du vorausſahſt, daß dieſer Tag kein Heil bringen würde!“ Er hörte nicht auf zu klagen und die Hände zu ringen über dem Todten, bis noch mehrere Leute von Donolzheim herbei kamen, die ihren Herrn gleichſam mit Gewalt von dieſem Orte des Jammers, der Trauer und des Schmerzes hinwegführten. Den Leichnam aber bedeckten ſie mit einem weiten Mantel und trugen ihn auf ihren Schultern gen Donolzheim. Hinter ihnen her ging tiefgebeugt der Biſchof. Dießmal war es ein trauriger Einzug, den er bei ſeinen Unterthanen hielt. Sonſt, wenn er bei ihnen erſchien, um eine heilige Handlung zu verrichten, ging er unter einem ſeidenen Thronhimmel, den vier Amtsherrn des Kapitels über ſeinem, mit der köſtlichen Tiare geſchmückten, Haupte trugen: heute wandelte er allein dahin, umgeben von Keinem der Seinigen, im einfachen Gewande des Prieſters, das wunde Haupt nur mit einem Tuche umwunden, und vor ihm her trägt man die Leiche ſeines Bruders. Alle, die heute ihren ſonſt ſo ſtolzen und mächtigen Herrn ſahen, weinten Thränen des Mitleids, daß ſeine frühere Herrlichkeit ſo gar zu Ende gegangen

und seine Freude mit Einem Male in Trauer verwandelt worden war.

Als der Zug zu Donolzheim angekommen war, wurde der Leichnam des Grafen mit einem Todtenhemde bekleidet, dann in einen kostbaren Sarg gelegt, den die Einwohner aus eigenen Mitteln verfertigen ließen, um den, im ritterlichen Kampfe gefallenen, Bruder ihres Herrn und Gebieters zu ehren. Alles Volk von Donolzheim und der Umgegend ging hinter dem Sarge her, als man ihn zur Kirche trug, wo er unter dem Gesange der Geistlichen vor dem Altare in die Erde hinabgesenkt wurde. Viele Thränen flossen über seinem Grabe, denn Jedermann, der den Grafen Hermann von Geroldseck gekannt hatte, liebte und schäzte ihn. Drei Tage brachte der Bischof im Schmerze an dem Grabe seines Bruders zu, und genoß weder Speise noch Trank, da kamen die beiden Edelknappen Burkhard Murnhard und Wolfelin Meigenreiß, und holten ihn ab auf seine Burg Dachenstein.

Indeßen dauerten die Befehdungen von Seiten der Straßburger immer noch fort; jeden Tag zogen sie aus der Stadt und machten neue Streifzüge in die Nähe und Ferne, sie zerstörten alle Städte und Dörfer, die zu des Bischofs Gebiet gehörten; auch gen Donolzheim kamen sie, plünderten und brannten daselbst Alles nieder, nur die Kirche, wo Graf Hermanns Gebeine lagen, blieb unangetastet, denn auch die Feinde ehrten den ritterlichen Grafen noch im Tode.

Wie Biſchof Walther von Burg Dachenſtein herab all den Jammer ſah, der ſein Land um ſeinetwillen betroffen hatte, ſo ſandte er abermal nach Straßburg, um noch einmal wegen Frieden zu unterhandeln. Alle ſeine Leute hatten ihn verlaßen und ſchloßen, Jeder für ſich, Friedensverträge mit der gefürchteten Stadt, auch waren die meiſten ſeiner Städte, Flecken und Dörfer von ihm abgefallen, ſo daß er faſt Nichts mehr ſein nennen konnte; die Bewohner vom Lande aber fuhren wieder ungehindert nach Straßburg, und kauften und verkauften daſelbſt wieder, wie zuvor. Waren die Straßburger das erſte Mal übermüthig und ſtörriſch, als ihnen der Biſchof den Frieden bot, ſo war dieß jezt noch weit mehr der Fall, wo ſie ſahen, daß ihr Feind nur nothgedrungen, da er keine Gewalt und Macht mehr hatte, und allein lag, um denſelben bitten mußte. — Als der Biſchof erfuhr, wie die Straßburger alle Friedensunterhandlungen höhniſch zurückwieſen, ſo wurde ſein Grimm, der im Schmerze über den Tod ſeines Bruders verſiegen gegangen war, wieder von Neuem rege, und er ließ zum zweiten Male den Bann verkündigen über die Stadt, den fürchterlichſten, der je über ſie und ihre Gotteshäuſer ergangen war. Aber der Bannſtrahl des Biſchofs hatte ſeine Kraft verloren, ſeitdem deßen Schwerdt ſo unglücklich im Treffen gekämpft hatte. Er mußte ſelbſt auf ſeiner Burg hören, wie im Münſter zu Straßburg, in der Thomaskirche und allen andern Kirchen der Stadt und Umgegend die

Glocken erklangen, mußte erfahren, wie ſeine Geiſtlichkeit, die treulos von ihm gelaufen war, des Gottesdienſtes pflegte, wie zuvor, ohne daß es nöthig geweſen wäre, von den Bürgern dazu gezwungen zu werden. War er vorher darüber grimmig geweſen, ſo bemächtigte ſich jezt dagegen ein Schmerz ſeiner, der ihm durch das innerſte Mark drang, da er fühlte, wie er einſt mächtig und gefürchtet, nun aber vor der ganzen Welt ein Gegenſtand des Spottes und Hohnes geworden war. Dieſer Schmerz ging in einen ſtillen Gram über, der von Stund an an ſeinem Leben nagte. Die einzige Hoffnung des Biſchofs war jezt auf die Gefangenen in Straßburg gerichtet, worunter manche namhafte Ritter und Herrn waren, die, wenn ſie frei waren, ihre Mannen von Neuem aufbieten und ſich um den Biſchof verſammeln konnten, um den Krieg gegen die Stadt zu erneuern. Unmittelbar nach der verlorenen Schlacht waren ſie in die Gefängniße in den Kreuzgängen des Münſters gelegt worden und man hütete ihrer daſelbſt mit großer Aufmerkſamkeit durch zahlreiche Wachen bei Tage und bei Nacht. Aber trotz Allem dem wagten ſie verſchiedene Verſuche, ſich frei zu machen; Einer derſelben, Ritter Conrad von Schutteín, gewann mit großem Gelde einen der Wächter, mit deßen Hilfe er verſchiedene Werkzeuge in die Hände bekam, um ſich und ſeine Mitgefangenen frei zu machen. Derſelbe Wächter, ein heimlicher Anhänger des Biſchofs, war es auch, der dieſem die Nachricht nach Dachenſtein brachte, daß ſchon

Tag und Stunde bestimmt wäre, wo die Gefangenen sich frei machen und bei ihm auf der Burg eintreffen würden, um das Nähere wegen der weiteren Unternehmungen mit ihm zu berathen. Diese Kunde brachte wohl dem Bischofe einigen Trost, seinen Anhängern aber gereichte ihre Dienstwilligkeit nur zu längerem Leiden.

8.

Um diese Zeit war es gerade, daß der neugewählte König der Deutschen, Richard von England, nach Hagenau kam, um daselbst einige wichtige Reichsangelegenheiten zu bereinigen. Wie er da von dem Unfrieden zwischen der Stadt Straßburg und ihrem Bischofe hörte, beschied er beide Theile vor sich, um eine dauernde Sühne zwischen denselben zu bewerkstelligen. Die Oberen von Straßburg erschienen mit sechszig reichgeschmückten Roßen vor dem Könige, dagegen ritt der Bischof nur auf einem bescheidenen Rößlein, begleitet von seinen zwei treuen Edelknechten, in Hagenau ein, und es war fast jämmerlich anzusehen, wie der einst so mächtige Fürst so tief herabgekommen war, seine Unterthanen dagegen sich so hoch erhoben hatten. Gleichwohl war des Bischofs trotziger Sinn noch nicht völlig gebrochen, denn, als die Straßburger keine Geneigtheit zeigten, auf die Versöhnungsvorschläge des Königs einzugehen, und sich besonders zur Herausgabe der Gefangenen nicht verstehen wollten, weil so viele mächtige Herren, wie z. B. der Graf von Werde, die von Landsberg und Andere darunter

waren, gerieth der Biſchof in heftigen Unwillen und ſtieß die unbedachtſame Rede aus, wie er es nicht viel achte, ob eine Sühne zu Stande komme oder nicht, da er ſich wohl getraue, mit Gottes Hilfe alle ſeine Gefangenen wieder frei zu bekommen. Dieſe zuverſichtliche Aeußerung machte die Straßburger aufmerkſam. Ohne ſich zu beurlauben, fuhren ſie heim, wo es ihr Erſtes war, nach den Gefangenen im Münſter ſehen zu laßen. Da fand ſich bei Beſichtigung ihrer eiſernen Ringe und Ketten, daß faſt alle künſtlich durchfeilt waren. Man ſuchte nun weiter nach und fand unter den Betten Feilen, Stricke und viel andres Gezeug, was zur Befreiung der Gefangenen dienen ſollte. Wie man nun im Verlaufe der Nachſuchung auch zu dem Lager des Ritters Conrad von Schuttern kam, ſo ſtellte ſich dieſer gefährlich krank und ſagte, wenn man ihn aufhöbe, oder auch nur anrührte, ſo würde dieß die größte Gefahr für ihn haben. Es wurde aber auf dieſe Rede keine Rückſicht genommen, ſondern man hob ihn auf, und da fand ſich denn unter ſeiner Bettſtelle ein großes Loch, wodurch die Gefangenen vermittelſt eines Seiles jede Nacht in den, unter dem Kreuzgange befindlichen, Keller gingen. Auch hier fand man bei genauerer Nachſuchung wieder eine Oeffnung, die durch die Mauer ins Freie führte. Hätte alſo der Biſchof nicht zu Hagenau jene unvorſichtige Rede fallen laßen, ſo wären die Gefangenen in einer der nächſtfolgenden Nächte ſicher entkommen.

In Folge dieſer Entdeckung wurde der von

Schuttern in einen eigenen festen Thurm gebracht, die Uebrigen aber in dem bisherigen, nun wieder sicher hergestellten und beßer bewachten Gefängniße belaßen. So verloren sie am Ende alle Hoffnung zu entkommen, und boten, Jeder für sich, den Bürgern von Straßburg um den Preis ihrer Freiheit eine Sühne an. Diese wurde auch angenommen, mit der Bedingung, daß sie von nun an und immerdar mit den Straßburgern und gegen den Bischof halten wollten. Diese Zusage ließ man sich feierlich beschwören und ihnen auf dieß hin die Freiheit ertheilen.

Als der Bischof vernahm, daß seine Getreuen, auf die er allein noch die lezte Hoffnung gesezt hatte, um ihrer Freiheit willen von ihm abtrünnig geworden waren und Urfehde gegen ihn geschworen hätten, da wurde sein Schmerz gränzenlos, und es kam so weit, daß er mit einem Male ganz lebensfatt ward. In diesem Ueberdruße des Daseyns trug er für seine Kopfwunden, die immer gefährlicher geworden waren, keine Sorge mehr. Kein Arzt durfte seinem Lager nahen, um einen Verband umzulegen, oder, wenn es je geschah, daß ihm während des Schlummers ein solcher angelegt wurde, riß er ihn beim Erwachen gewaltsam wieder ab, daß oft das lautere Blut aus der Wunde rann. So fand der Tod von zwei Seiten bei dem unglücklichen Fürsten Zugang: einmal nagte der Gram tief an seinem Herzen und zerstörte seine Lebenskraft, und dann verzehrte die bösartige Kopfwunde seine besten Lebenssäfte. Eines Tages, als

er wirklich ſelbſt eine merkliche Abnahme ſeiner Kraft fühlte, wandte er ſich zu ſeinen beiden Getreuen, Burkhard und Wolfelin, die allein nicht von ihm weichen wollten, mit den Worten: „auf, nach Donolzheim, wo mein Bruder Hermann beigeſezt iſt — wer weiß, ob mir nicht bald meines Lebens Ziel nahet, denn ich möchte neben ihm ruhen!“ Die beiden Diener thaten nach dem Willen ihres Herrn. Es wurde eine Sänfte zugerichtet und auf dieſe legte man den kranken Biſchof, um ihn gen Donolzheim zu bringen, dem Orte, deßen Bewohner ihm allein noch treu und ergeben geblieben waren. Die beiden Ritter zur Seite ihres Herrn, den vier geringe Knechte trugen, das war der ganze Zug, der ſich aus Burg Dachenſtein herabbewegte. Sie ließen das Thor offen ſtehen, denn der Leidende fühlte nur allzuſehr, daß er im Leben die Burg nimmer als Eigenthum beziehen würde. So traten ſie in Donolzheim ein. War es damals ſchon ein trauriger Anblick geweſen, als Biſchof Walther hinter der Leiche ſeines Bruders zu Fuße einherging, ſo war es noch herzzerreißender für die wenigen Getreuen, als ſie ihren Herrn und Gebieter, der ſchon den Tod im Herzen hatte, auf einer Sänfte einhertragen ſahen. Man brachte ihn in das Herrenhaus, und hier wurde von nun an von Seiten der Einwohner Allem aufgeboten, um ihrem Biſchofe ſeine lezten Lebenstage durch Pflege und aufrichtige Theilnahme ſo viel als möglich zu erleichtern.

Es war am Tage nach dem Aſchermittwoch des

Jahres 1263, — der Kranke hatte ſeit kürzerer Zeit manche ruhige und ſchmerzloſe Stunde gehabt, kaum fühlte er mehr die offene Wunde am Haupte, aber eine große Schwäche war bei ihm eingetreten — da wandte er ſich zu Wolfelin Meigenreiß: „ich fühle, mein Getreuer, daß mein Ende nahe iſt, ſende nach meinem Bruder Heinrich, daß er mir den Segen meines Vaters von Geroldseck bringe, denn wohl wird der alte Mann den Weg hieher nicht mehr ſelbſt machen können; auch habe ich noch Wichtiges mit meinem Bruder zu reden. Laß ihm aber ſagen, er möge ſich ſputen, denn es will mich bedünken, daß es ſchleunig meinem Ende zugehe.“ „Hochwürdiger Herr“ — entgegnete Wolfelin — „euern Bruder finden wir nicht auf Geroldseck, deſto gewiſſer aber in den Mauern Straßburgs, wo er ſich noch als Gefangener befindet.“ „So ſende dahin und laß meine Feinde bitten, daß ſie mir den Troſt vergönnen möchten, in den Armen meines Bruders zu vollenden.“ Alsbald ritt Wolfelin Meigenreiß ſelbſt gen Straßburg, um dieſe Bitte im Namen des Sterbenden den Bürgern vorzubringen und ſie ward ihm auch ohne Anſtand gewährt. Es machte auf alle Bewohner der Stadt einen ſchmerzlichen Eindruck, als ſie die Nachricht vernahmen, wie weit es mit ihrem ehemaligen Herrn und Gebieter gekommen ſey. In Einem Hauſe aber erregte dieſe Kunde den bitterſten Schmerz. Dieſes Haus liegt nahe bei St. Aurelienthor, es iſt daſſelbe, wo Herr Arnold Liebenzeller wohnt, und wo eine unglückliche Mutter mit ihrem

Kinde ſchon ſeit längerer Zeit freundliche Aufnahme und liebevolle Pflege gefunden hatte. Hier wirkte die Nachricht von des Biſchofs nahem Ende herzzerreißend auf ein zärtlich liebendes Weib, die des Geliebten noch nie vergeßen hatte, obgleich er ihrer zu vergeßen ſchien, die ihn noch liebte mit aller Innbrunſt der erſten Liebe, obgleich dieſe Liebe unendlichen Jammer über ihr ganzes Leben gebracht hatte. Jezt hielt Nichts mehr ſie ab, in ſeine Nähe zu eilen, denn er war ja entkleidet von allem Schmucke irdiſcher Herrlichkeit, war verlaßen von Allen, die im Leben ſich an ſeinem Glücke geſonnt hatten. Ehe ſie aber ihren Entſchluß ausführte, eilte ſie zuvor zu dem, der bisher ihr Schutz und Schirm geweſen war, zu dem Grafen von Habsburg, ohne deßen Rath und Willen ſie, ſeitdem ſie in den Mauern von Straßburg lebte, nie Etwas unternahm. Bei dieſem Beſuche gab ſie auch, was ſie bisher nie gewagt hatte, dem Grafen das Geheimniß ihres frühern Lebens kund, und entdeckte ihm das zarte und innige Verhältniß, das ſie an den Sterbenden zu Donolzheim knüpfte.

Wir eilen der von Sehnſucht Erfüllten voran zum Lager des ſterbenden Biſchofs. Seine lezten Stunden ſind erſchienen, das Verlangen nach ſeinem Bruder wird immer dringender; ſo oft er ſich von ſeinem Lager aufrichtet, iſt ſeine einzige und ewige Frage nach ſeinem Heinrich, ob er immer noch nicht gekommen ſey? Wohl ſah man, daß es ihm ſchwer wurde, aus dieſem Leben zu ſcheiden, ohne ſeinen

Bruder geſehen zu haben, dem er noch ein Geheimniß von großer Wichtigkeit zu vertrauen hatte. Da öffnete ſich mit Einem Male die Thüre des Gemachs und herein trat — Heinrich von Gerolbseck und hinter ihm der Graf von Habsburg. Der Bruder eilte dem Lager des Sterbenden zu und ſchlang gerührt ſeine Arme um ihn, aber der Graf blieb von Ferne ſtehen, denn er wußte nicht, ob er dem Biſchofe in ſeinen lezten Stunden ein willkommener Gaſt wäre oder nicht. „Darf ich euch nahen, Herr Biſchof?“ — begann er nach langem Bedenken, indem er dem Lager des Sterbenden näher trat — „ich bringe euch Frieden und Sühne von den Bürgern eurer Stadt; wendet euer Angeſicht nicht feindſelig von mir, ſondern betrachtet mich jezt als den Boten des Friedens, wenn ich gleich als Feind euch bisher gegenüber ſtand.“ „Tretet immer heran,“ — ſagte mit ſchwacher Stimme der Biſchof und bot dem Grafen ſeine Hand zum Willkomm dar — „ich habe keinen Feind mehr im Leben, warum ſollte ich denn euch zürnen? Eine Stunde noch und es iſt die ewige Sühne zwiſchen mir und der ganzen Welt geſchloßen.“ Gerührt faßte Rudolph von Habsburg des Biſchofs abgemagerte Hand und hielt ſie eine geraume Weile in der ſeinigen; er fühlte, daß es die Hand eines Verſöhnten war, die er drückte. „Ich habe genug“ — ſprach Rudolph — „daß ich eure Hand in der meinigen hielt, aber nun will ich euch verlaßen, ehrwürdiger Herr, bis ihr mit eurem Bruder geredet, nach dem ihr ſo ſehnlich verlangt habt, hernach

werdet ihr mir noch ein Wort zu euch vergönnen.“ Damit verließ er das Gemach und nun begann eine lange Unterredung zwiſchen den beiden Brüdern. Mit gebrochener Stimme ſprach der Biſchof, deſto vernehmlicher dagegen tönte die Rede des Grafen Heinrich; Rudolph von Habsburg aber verweilte unterdeßen in dem neben anſtoßenden Gemache und wartete nur, bis er einen Namen nennen hörte, der die Loſung zum Wiedereintritte für ihn werden ſollte. Da wurde auf einmal im Gemache der Namen „Gertrud“ ausgeſprochen; er öffnete die Thüre und trat ein, aber dießmal nicht mehr allein, ſondern an der einen Hand führte er den Knaben Walther und an der andern deßen Mutter. Gertrude eilte an das Lager des Sterbenden, ſie konnte ſich nicht mehr zurückhalten, ſondern kniete nieder, faßte Walthers Hand und bedeckte ſie mit Küßen und Thränen, aber ein Wort konnte ſie, vom Gefühle des Schmerzens überwältigt, nicht hervorbringen. Auch der kleine Walther kniete vor dem Sterbenden nieder und küßte ihm zärtlich die Hand. Der Biſchof beugte ſich auf die Beiden herab und umſchlang ſie mit ſeinen Armen. Auch er ſprach kein Wort, denn ſein Herz war in dieſem Augenblicke von einem allzuſchmerzlichen Gefühle überwältigt, aber ſeine Lebenskraft ſchien ſich noch einmal aufs Neue zu ſammeln, und er richtete ſich, von den Umſtehenden unterſtüzt, in ſeinem Lager auf. „Meine Gertrud“ — begann er — „Geliebte meiner Jugend, und du, Sohn meiner erſten Liebe, ſo habt ihr alſo meiner gedacht, der ich eurer ſo

lange vergeßen habe, habt mir immer mit Liebe angehangen, der ich ſo lieblos gegen euch war.“ „Die Liebe hört nimmer auf“ — erwiederte Gertrud, und drückte bei dieſen Worten Walthers Hand brünſtig an ihr Herz — „und wenn auch alles Glück und alle Herrlichkeit des Lebens zu Ende geht.“ „Kannſt du mir verzeihen, Gertrud, daß ich ſo lieblos an dir gehandelt? Ich möchte verſöhnt mit der ganzen Welt von hinnen ſcheiden, aber ich möchte vor Allem mit dir verſöhnt ſeyn.“ „Was ſoll ich meinem Walther verzeihen? ich habe dir noch nie, ſelbſt in den trübſten Stunden meines Lebens nie gezürnt; wie könnte auch die Liebe zürnen?“ Dieß ſprechend, blickte Gertrud auf zu dem Sterbenden, mit einem Auge voll Liebe, wie in jenen Stunden da ſie ſich mit dem Jünglinge Walther ſo ſelig fühlte auf der Bank vor der Hütte ihrer Eltern. In dieſem liebevollen Blicke lag für Walther eine Antwort, die ihn beruhigen konnte. Dann winkte er ſeinem Bruder Heinrich. „Bruder“ — redete er dieſen an — „wenn ich dir je lieb war im Leben, ſo nimm dich meiner verlaßenen Gertrud an, wenn ich nicht mehr im Leben ſeyn werde.“ Heinrich verſprach dem Sterbenden in die Hand, ſeinen Wunſch treu und gewißenhaft zu erfüllen. Und nun wandte ſich Walther zu dem Knaben: „komm', mein Sohn, an das Herz deines Vaters, den du erſt in der Stunde kennen gelernt haſt, wo du ihn verlieren mußt und er nicht mehr für dich ſorgen kann in dieſem Leben.“ Bei dieſen Worten trat der Graf von Habsburg näher;

„und doch, ehrwürdiger Herr, könnet ihr noch zur Stunde Sorge tragen für dieſen euern Sohn; ſchaffet, daß er in Zukunft ein Eigenthum habe, wo er ſein Haupt hinlegen kann; noch könnt ihr ſchalten über euer väterliches Erbe, ſo lange ein Athemzug in euch iſt.“ „Iſt nicht Burg Lüzelhard, die ſich gegenüber von Geroldseck erhebt, mein Antheil?“ fragte Walther ſeinen Bruder. „Es iſt ſo“ entgegnete Heinrich. „So ſey denn Lüzelhard meines Sohnes Eigenthum, und du, mein Bruder, wirſt den Knaben und ſeine Mutter einführen in ihr Erbtheil und ſie darin ſchützen und ſchirmen. Bekräftige mir dieſes Verſprechen vor dem edeln Grafen von Habsburg.“ Heinrich legte ſeinem Bruder ein feierliches Gelübde ab. Dann ergriff der Biſchof noch einmal die Hand des kleinen Walther; „auch du, mein Sohn, verſprich mir, dieſem deinem Oheime, der nun dein Vater ſeyn wird, Liebe und“ — — — Er hatte das Wort noch nicht ausgeſprochen, da ſank er zurück auf das Kißen; er vollendete, während er noch ſeines Sohnes Hand in der ſeinigen hielt. Heinrich, Gertrud und Walther knieeten nieder und ſprachen ein ſtilles Gebet; der Graf von Habsburg aber blickte gerührt auf den Entſchlafenen; auch er konnte eine Thräne nicht unterdrücken.

Zwei Tage nachher wurde Biſchof Walther von Geroldseck, ſeinem Wunſche gemäß, in der Kirche zu Donolzheim an der Seite ſeines Bruders Hermann beigeſezt.

IV.

Falkenstein.

Die Geisterwelt ist nicht verschloßen,
Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.
Göthe.

1.

In den Tagen, als Gottfried von Bouillon mit vielen Rittern und Herrn nach Palästina zog, um das heilige Grab wieder aus den Händen der Ungläubigen zu erobern, befand sich unter der Zahl derer, welche den Fahnen des Kreuzes folgten, auch ein Ritter aus dem Kinzigthale, Cuno von Stein genannt, der Ahnherr des edlen Geschlechtes von Falkenstein. Beim Abschied von Hause hatte er zu seiner holden Gemahlin, Bertha von Windeck, gesagt: „Wenn ich nach Jahresfrist nicht wieder heimkehre, dann bin ich todt und du darfst meiner nicht länger warten.“ Nachdem er dieß gesagt, bestieg er sein Streitroß und schloß sich der Schaar seiner Genoßen an.

Mit Thränen in den Augen blickte die liebende

das traurige Loos der Knechtſchaft, worin ich täglich ſchmachte!“ Kaum hatte er das Wort ausgeſprochen, da ſtand vor ſeinem Strohlager, auf das er ſich eben ermüdet hingeworfen hatte, eine Geſtalt, deren Geſichtszüge er zwar in der Dämmerung nicht zu unterſcheiden vermochte, aber deutlich vernahm er Worte, die ſonderbar in ſeinen Ohren tönten.

„Herr Ritter im Pfluge“ — redete ihn die Erſcheinung an — „iſt eure Sehnſucht nach Heimath und Gattin gar ſo heiß, ſo läßt ſich leicht helfen.“ „Wer biſt du, unheimliches Weſen?“ — rief Cuno, indem er ſich aufrichtete, die Augen rieb und der Geſtalt unerſchrocken ins Antlitz ſchaute. Ein Geſicht mit widrigen Zügen grinzte ihn an, eben ſo widrig, als die Stimme des unbekannten Weſens. „Euer guter Freund bin ich,“ — antwortete die Geſtalt — „der wegen nichts Anderem hier iſt, als um euch zu befreien aus eurer betrübten Lage und wieder zurückzuführen in die Arme eures Weibes die ſehnſüchtig eurer harrt; aber ſputet euch; wer weiß, wie lange ſie noch frei ſeyn wird, ſintemal ſie noch in hoher Jugend und Blüthe ſteht. Wollt ihr euch meiner Führung anvertrauen, ſo iſt euch Nichts als Entſchloßenheit von Nöthen.“ „Sag' an,“ — fragte der Ritter — „was ſoll ich thun, wie willſt du mich nach Hauſe bringen, und in wieviel Zeit?“ Herr Ritter“ — lachte der Unbekannte — „bei uns rechnet man nicht nach Tagen; gebietet vielmehr, in wieviel Stunden ich euch hinführen ſolle, und euer Wunſch ſoll erfüllt werden.“

Cuno von Stein beſann ſich eine Weile; nicht ohne einiges Grauen betrachtete er die lange, hagere Geſtalt des Mannes, der vor ihm ſtand und es ſchien ihm Anfangs nicht gerathen, ſich deßen Führung anzuvertrauen. „Wollt ihr, oder wollt ihr nicht?“ — fragte dieſer jezt ungeduldig — „euch geſchieht ja der Dienſt, nicht mir; bedenket nur eure ſchreckliche Lage, in der ihr noch lange ſchmachten könnt, bedenket das Glück des Wiederſehens eurer Gemahlin, die jezt noch, aber ſpäter vielleicht nimmer, eurer wartet; ja oder nein; ich muß es wißen.“ Die lezten Worte des Mannes brachten unſern Ritter zum Entſchluße. „Ich will mich dir anvertrauen, unheimliches Weſen,“ rief Cuno; aber man ſah wohl, daß ihm das Wort ſchwer vom Munde ging, „bringe mich dahin, wohin mein Herz ſich ſehnt, und zwar ſo ſchnell als möglich.“ „Alſo wären wir ſo weit im Reinen“ — verſezte der Unbekannte — „aber, während ich da verſpreche euch einen Dienſt zu leiſten, haben wir die Bedingung vergeßen, die ihr mir dagegen zu leiſten habt, und dieſe beſteht, damit ich's euch kurz ſage, darin: daß ihr mir verſprechet, von nun an mein Eigenmann zu ſeyn mit Leib und Seele, im Falle ihr, während ich euch in die Heimath führe, in Schlaf verfallet; bleibet ihr aber während dieſer Zeit und bis zur Ankunft daſelbſt wachend, ſo ſeyd ihr eures Verſprechens quitt und ich erhalte Nichts dafür, daß ich euch tauſend Stunden weit fortgebracht habe.“ „Es ſey;“ — verſetzte Cuno — „aber, ehe die Sonne hinter den Bergen

hervortaucht, will ich in der Heimath ſeyn, denn du rechneſt ja, wie du ſelbſt ſagſt, nicht nach Tagen, ſondern nur nach Stunden; nimm mein Wort, ich folge dir.“ „Euer Wort in Ehren,“ — ſagte der hagere Mann, — „aber bei jedem Pakte muß eine Unterſchrift ſeyn, es iſt dieß eine nöthige Form für Leben und Sterben.“ „So trauſt du alſo meinem ritterlichen Worte nicht?“ — rief Cuno von Stein unwillig, — „ich habe es noch nie in meinem Leben gebrochen.“ „Hm,“ — entgegnete der hagere Mann — „das glaube ich zwar wohl, aber man geht halt doch ſicherer, wenn man ſchwarz auf weiß, oder, wie ich's lieber habe, roth auf weiß beſitzt.“ Mit dieſen Worten zog er einen Pergamentſtreifen und eine Feder hervor, und hielt Beides dem Ritter hin. Dieſer wieß das Angebotene lange von ſich, und beſonders, als der Unheimliche mit der Feder eines ſeiner Blutgeſchwüre, die ihm die Peitſche des Treibers an der Hand geſchlagen hatte, aufrizte und die Feder in das Blut tauchte, da befiel ihn ein heftiger Schauer. „Man muß ſich zu helfen wißen, wenn man keine Tinte hat,“ ſagte ſcheinbar ziemlich gleichgültig der Hagere, bot aber gleich darauf allen Künſten der Ueberredung auf, um den Ritter zum Unterſchreiben ſeines Namens zu vermögen. Zitternd ergrif Cuno endlich die Feder und ſchrieb auf das Pergament das Zeichen ſeines Namens, wie er es gewöhnlich zu machen pflegte. Schnell nahm der Mann den Pergamentſtreifen wieder zur Hand, und verbarg ihn unter den Falten eines weiten Mantels,

der seinen ganzen Körper bis zu den Füßen hinab umhüllte. „Frisch auf! Herr Ritter" — rief er mit höhnischem Lachen — „ohne Furcht das Roß bestiegen, das euch in wenigen Stunden an Ort und Stelle bringen wird."

2.

Dieß gesagt, war der Unbekannte verschwunden, aber an seiner Stelle stand ein Löwe mit wallender Mähne, nicht wild aussehend wie einer, der blutgierig aus Syriens Wälder hervorbricht, sondern wie einer, der seine Natur gänzlich verlernt hat und kosend seinem Meister sich zu Füßen schmiegt. Gehorsam beugte er seinen Rücken vor dem Ritter, und es war, als ob er zu ihm sagen wollte: „vertraue dich kühn meinem Nacken an, ich will dich sicher an Ort und Stelle bringen." Cuno ließ sich nicht lange vergebens durch den freundlichen Blick des Thieres mahnen; voll Zuversicht schwang er sich auf den Rücken des seltsamen, langbehaarten Roßes und es däuchte ihm, als ob er nie sicherer und bequemer in einem Sattel gesessen hätte.

Sobald der Löwe seinen Reiter auf dem Rücken fühlte, erhob er sich wie geflügelt in die Lüfte und im Nu war unter ihnen der Ort verschwunden, wo Cuno bisher, gleich einem Lastthiere, gequält worden war. Pfeilschnell ging es dahin über Berge und Meere und in Kurzem war dem Ritter nicht mehr bange auf dem ungewöhnlichen Reitgaule, fest schloß er seine Füße um die weichen Lenden des Löwen,

während er die Hand um die wallende Mähne ſchlang und ſich derſelben als eines Zügels bediente. Aber während er dahin ritt, war es ihm, als ob ein unabwehrbarer Schlaf ſich über ſeine Augenlieder niederſenken wollte. Drei Nächte waren ſchlaflos dahingegangen, der Schmerz der Wunden, womit der Treiber ſeinen Leib zerſchlagen hatte, hatten bis daher den Schlaf von ſeinen Augen ferne gehalten; damals, als die hagere Geſtalt ihm an ſeinem Strohlager erſchien, wollte zum erſten Male wieder ein wohlthätiger Schlummer ſeine Glieder erquicken. Jezt aber gedachte er mit Angſt des ſchrecklichen Verſprechens, mit Leib und Seele dem dienſtbaren Geiſte zu eigen werden zu müßen, wenn er einſchliefe, und dieß hielt ihn jedesmal zurück, wenn der Schlummer ihn übermannen wollte. Mit einem Male aber ward es ihm, als ob er, wie in den Jahren ſeiner Kindheit, ſanft in einer Wiege geſchaukelt würde, Träume von Bildern aus der Heimath und vom ſeligen Wiederſehen begannen ſeine Phantaſie zu umgaukeln; er ſenkte ſein Haupt auf die Mähne des Löwen nieder, um ſich dem Schlummer zu überlaßen, da fühlte er plözlich einen ſanften Schlag auf ſein Haupt; erſtaunt fuhr er mit dem Kopfe in die Höhe und ſah einen majeſtätiſchen, weißen Falken über ſich in den Lüften ſchweben. Aber bald ließ er ſein müdes Haupt wieder ſinken, neue Traumbilder näheten ihm, da fühlte er einen zweiten Schlag wie von den Federn eines Flügels, er fuhr wieder aus der Betäubung auf und dicht über ihm wehten dießmal

die Fittige des weißen Falken. „Den hat mir ein gütiger Gott geſandt" — ſprach Cuno bei ſich — „daß er mich errette aus der Hand deßen, der nach meiner Seele verlangt." Jezt erſt war es ihm ganz klar geworden, um welch theuern Preiß er die Rückkehr in die Heimath und das Wiederſehen ſeiner Gattin erkauft habe, darum nahm er ſich von Neuem feſt vor, wach zu bleiben, um die Hoffnung des dienſtbaren böſen Geiſtes zu Schanden zu machen. Aber ſein Vorſatz wurde bald wieder zu nichte; mit Gewalt drückte der Schlaf wieder auf ſeine Augenlieder und er ſank zum dritten Male auf die Mähne des Löwen, um ſich ſeinem Schlummer zu überlaßen, dem er ſo lange ſtandhaft entgegen gekämpft hatte. Da rauſchte es zum dritten Male über ihm, erſchrocken fuhr er wieder auf und ſein Haupt berührte noch die Schwingen des weißen Falken, der ihn durch ſeine Gegenwart ſo eben wieder vom Schlafe abgehalten hatte. Und als er um ſich blickte, da ſah er weit unter ſich in der Morgendämmerung einen ſchwarzen Streifen, der ſich ihm bald als ein weithin ausgedehnter Wald zu erkennen gab, zugleich ſenkte ſich auch der Flug des Löwen immer tiefer. Bald erkannte Cuno die Zinnen einer Burg, die ſich auf ſteilen, von Tannen umwachſenen Felſen erhob, nach welcher der Löwe ſeine Richtung nahm, und hell und friſch wachte er auf, als ihn derſelbe vor den Thoren ſeiner wohlbekannten Wohnung niederſezte.

In dem Augenblicke, da Cuno den Boden

berührte, fiel der Pergamentstreifen vor ihm nieder, auf den er seinen Namen unterschrieben hatte, das Pergament war durch und durch zerrißen. Zu gleicher Zeit erhob sich eine schreckliche Windsbraut, daß die Zinnen der Burg zitterten, ihre Thürme wankten und der Felsen bis in seine Tiefen erbebte. Der Sturm dauerte so lange, bis die Sonne hinter den Bergen heraufstieg. Der Ritter blickte auf, oben auf der Spitze des höchsten Thurmes saß der Falke und die ersten Strahlen der Sonne vergoldeten sein blendend weißes Gefieder. Da streckte Cuno seine Hände aus und winkte dem Falken, der sein Retter geworden war, seinen Dank zu, bis der Vogel verschwand, als die Sonne über den Thälern strahlte; sein Herz aber richtete sich im stillen Dankgebete empor zu demjenigen, der den Falken zur Rettung seiner Seele gesandt hatte. Und nun eilte er hinein in die Burg zum frohen Wiedersehen der geliebten Gattin, die den Langersehnten freudig in ihre Arme schloß.

Zum Andenken an seine Rettung aber nahm Ritter Cuno von Stein von nun an den Falken in sein Wappen auf und nannte seine Burg und sein Geschlecht nach ihm „Falkenstein."

V.

Die neue Weibertreue.

Es blickt der Treue Schimmer
Nicht blos von Weinsbergs Höh'n,
Wo noch die alten Trümmer
Der Weibertreue ſtehn;
Nicht an der Burgen Reſte
Iſt dieſe Treu' gebannt:
Sie ſteht im Herzen feſte
Den Frau'n vom deutſchen Land.

1.

Deutſchlands ritterlicher Kaiſer, Maximilian der Erſte, begeiſtert für den ſchönen Gedanken, die ſchon damals beinahe verlorene deutſche Einheit zu ihrer alten Kraft zurückzuführen, wollte auch die ſchweizeriſche Eidgenoßenſchaft wieder in den alten Reichsverband zurückbringen. Allein ſeine freundſchaftlichſten Mahnungen, der ſtammverwandten deutſchen Brüder nicht ganz zu vergeßen, gleich andern Ständen des Reiches den Reichsverſammlungen beizuwohnen und deren Beſchlüßen Ehrfurcht zu erweiſen, wurden von dieſer Seite ſtets hartnäckig zurückgewieſen. Dadurch trat eine Spannung zwiſchen dem Kaiſer und den Eidgenoßen ein, und dieſe verwandelte ſich

in offene Feindſeligkeit, als Letzere, zum Nachtheile der Stadt Conſtanz, die ſich dem Reiche ſtets ſo treu erwieſen hatte, auf der Abtretung des Thurgauiſchen Landgerichtes beharrten. Alle gütlichen Vermittelungen zerſchlugen ſich, bis endlich der Kaiſer entſchieden auftrat, die Eidgenoßen den Reichsſtänden als Abtrünnige, als Verächter aller Reichsgeſetze und als Feinde der, durch Alter und Herkommen geheiligten Rechte, beſonders aber als Feinde des Adels ſchilderte.

So ſahen die Eidgenoßen bald, was ſie demnächſt zu erwarten hätten. Sie beſchloßen daher ſchon im Jahre 1477 ihre Gränzen mit Wachen zu verſehen, um den Thurgau vor feindlichen Eingriffen zu ſchützen; doch verzog ſich der Ausbruch des Ungewitters noch bis zum Jahre 1499. Da erſchien der Kaiſer am See; er hielt einen Reichstag in der Stadt Conſtanz, ermahnte alle Stände zum Kriege gegen die Eidgenoßen und dieſe Ermahnung blieb nicht ohne Erfolg, denn von nun an eilten aus allen Gegenden Deutſchlands Aufgebote und Zugänge an den obern Rhein und Bodenſee. Die Feindſeligkeiten begannen zu gleicher Zeit auf beiden Seiten. Im obern Rheinthale und in Bündten entbrannte das Kriegsfeuer zuerſt und zog ſich innerhalb weniger Monde längs des Stromes von Rheineck bis nach Baſel. Für die Schwaben fielen die erſten Kriegsunternehmungen nicht günſtig aus; ein Heer von 10,000 Mann, das ſich bei Hardt und St. Höchſt zuſammengezogen hatte, erlitt von den Eidgenoßen eine blutige Niederlage, indem beinahe die Hälfte

deſſelben auf dem Wahlplatze blieb. Dieſes Ereigniß war hinreichend, um die Eidgenoßen zu überzeugen, wie wenig Muth und Ordnung das Kriegsvolk des ſchwäbiſchen Bundes ihnen entgegenzuſetzen vermöge; voll Uebermuth und Siegesfreude beſchloßen ſie daher, ihre Feinde in deren eigenem Gebiete heimzuſuchen. Dieſer erſte Beſuch galt dem Höhgau, dem nächſten Gränzlande der Eidgenoßen am Rheine und Unterſee, denn die Bürger von Schaffhauſen, Stein und Dießenhofen hatten bei der Tagſatzung von Zürich geklagt, wie die Schwäbiſchen ſie mit Schmähungen verfolgten, ihre Brunnen zerſtörten und ihre Aecker, Weinberge und Höfe beſchädigten. Ungefähr 12,000 Eidgenoßen ſezten bei Dießenhofen über den Rhein und ergoßen ſich über den Höhgau um die erlittene Unbill zu rächen: eine Flamme, welche bald darauf aus dem Dorfe Gailingen emporſtieg, war das erſte Zeichen von der Ankunft der Eidgenoßen.

Die Ritterſchaft am See hielt es für gerathener, nicht offen gegen die Feinde auszuziehen, ſondern ſich auf ihren Burgen zu verſchanzen und ruhig zuzuwarten, bis ſie genöthigt würden das Schwerdt zu ziehen. Die Eidgenoßen, welche ihrerſeits nirgends ernſtlichen Widerſtand fanden, zogen daher immer weiter landeinwärts; von Ramſen, wo ihr Sammelplatz geweſen war und das ſie zum Abſchiede noch anzündeten, ging ihr Weg gen Rielaſingen, und weiter, über Randeck, der Reihe nach gegen die Burgen des Höhgau, an denen ſie ihren Muth zu kühlen ſuchten. Von manchem Dorfe, von mancher Burg

ſtiegen zerſtörende Rauchſäulen auf, nur die ſteilen Felſenſchlöſſer Hohenhöwen, Mägdberg, Krähen, Twiel, und die nächſte Nachbarin des letztern, Roſeneck, waren noch verſchont geblieben. Hier ſaß mit ihrem Söhnchen Ottmar einſam und allein die edle und tugendhafte Frau Bertha von Roſeneck, denn ihr Gemahl, Hans von Roſeneck war, wie er oft zu thun pflegte, abweſend in der nahen Stadt Radolphszell. Sehnſüchtig ſtieg ſie auf den Söller der Burg und wollte ſehen, ob nicht ihr Eheherr des Weges nach Hauſe käme, aber ſtatt deßen ſah ſie nur die brennenden Häuſer des nahen Dorfes Ramſen vor ſich; bald darauf hörte ſie auch das wilde Geſchrei der Eidgenoßen, die in dem Dorfe ihrer Hinterſaßen, Rielaſingen einzogen und die Häuſer ſtürmten und plünderten; ja, ſie mußte mit eigenen Augen ſehen, wie die Beutebeladenen Feuerbrände in Häuſer und Scheunen warfen, ſo daß ſie hell auflohderten und ihr Rauch und Qualm bis zu den Zinnen der Burg Roſeneck emporwallte. Voll Entſetzen und Beben ſtieg Frau Bertha wieder herab von dem Söller und ließ Anſtalten zur Vertheidigung der Burg treffen, denn wohl mochte ſie ahnen, daß die Eidgenoßen auch dieſe nicht verſchonen würden, nachdem ſie einmal im Dorfe ſich mit Sengen und Brennen geſättigt hätten.

Als das Hauptthor mit ſtarkem Riegel verwahrt und alle Seiten der Burg hinreichend mit Wachen verſehen waren, verſchloß ſich die Edelfrau mit ihrem Söhnlein in das einſamſte Gemach, und betete knieend

um Abwendung der Gefahr zu Dem, der kräftiger schüzt mit seinem Arme, als Thor und Riegel es vermögen, und ohne deßen Willen den Seinen kein Haar auf dem Haupte gekrümmt werden kann. Und ihr Gebet ward auch erhört, denn bald kam die Kunde, daß die Eidgenoßen den Bann von Rielasingen bereits überschritten hätten, sie überzeugte sich auch selbst von ihrem Abzuge, indem nicht lange nachher von dem nahen Randeck herüber Rauchsäulen in die Luft wirbelten, die deutlich genug anzeigten, daß die Raubhorden auch dieser Burg ihren Gruß schon entboten hatten. War aber gleichwohl die Gefahr von der Burg abgewendet, so zog jezt wieder eine andere Sorge in Bertha's Seele ein, die Sorge um den abwesenden Gemahl, und sie hatte alle Ursache, unter solchen Verhältnißen besorgt um ihn zu seyn, war doch die ganze Strecke von der Burg bis hinab gen Radolphszell durch die streifenden Kriegsvölker unsicher geworden.

Während Frau Bertha so um ihren Gemahl trauerte und bekümmert war, saß Hans von Roseneck wohlgemuth bei Spiel und Zechgelage in der Krone zu Radolphszell, uneingedenk der schweren Zeitläufe, und wie gerade jezt Weib und Kind zu Hause in der größten Gefahr schweben könnten. Wohl wußte er, daß die Eidgenoßen mit großer Macht über den Rhein gezogen wären, aber er schien vergeßen zu haben, daß gerade er immer einer der Ersten gewesen, wenn es darauf ankam, die Schweizer zu verhöhnen, und daß er in Gemeinschaft mit Burkhard von Randeck

denen zu Dießenhofen ihren Brunnen zerſtört und ein todtes Kalb hineingeworfen hatte. Es war daher zu vermuthen, daß ſie bei Gelegenheit auf ihn und ſein Beſitzthum ihr beſonderes Augenmerk richten würden. Deßen gedachte er aber nicht, denn er ſaß gerade in Mitten ſeiner frechen Geſellen, die ihn über Spiel und fortwährendem Zuſpruche zu keinerlei vernünftiger Beſinnung kommen ließen. Zwar hatte Ritter Hans ſich ſchon einige Male von ſeinen Kumpanen trennen wollen, um heimzureiten, aber immer hatten ſie ihn wieder zurückgehalten, bis jezt endlich ein Anderer ins Mittel trat und ihm von der ſaubern Brüderſchaft loshalf.

Schon ſeit einigen Stunden hatte ein Unbekannter ſeinen Platz in der Nähe der Spiel- und Zechbrüder gewählt, ohne an ihrem Treiben Theil zu nehmen; es war ein blutjunger Geſelle mit vollem Geſichte und friſcher Farbe, breit über die Bruſt und von unterſetzter, kräftiger Statur; ſein Reiterwamms und Hoſen waren ſchwarz und weiß aufgeſchlizt, ſein geſtuztes, dunkelbraunes Haar deckte ein Barett von ſchwarzem Sammt mit einer großen Feder, die war weiß und ſchwarz und ſtand ſtraks über ſich, und wohl erkannte man in dieſer Farbe Einen von den Leuten des Marggrafen von Brandenburg, der Tags zuvor aus Frankenland heraufgezogen war und mit ſeinen Mannen das Quartier in Radolphszell genommen hatte. Dieſer nun trat hinzu und „Vetter" — ſprach er, indem er ſich gegen Hans von Roſeneck wendete, — „mich verlangt, eure Eheliebſte, meine liebwerthe

Baſe, Frau Bertha von Adelsheim zu ſehen, darum gebt jezt eurer Kumpanſchaft Valet; ſintemal euer Weib und Kind euch in dieſer Stunde nöthiger haben als dieſe da.“ Hans von Roſeneck antwortete Nichts, aber er rückte den Stuhl, um aufzuſtehen. „So wollt ihr euch alſo dem Worte dieſes jungen Fants fügen?“ rief einer der Zechbrüder, und zog den Freiherrn wieder auf den Stuhl zurück, — aber ſchnell hatte der Marggräfliche ſeine Hände zwiſchen Beiden; mit der rechten ſtieß er den, der eben geſprochen, ſo derb auf die Bruſt, daß er rücklings über den Stuhl herab plumpte, und mit der linken faßte er den Roſenecker kräftig beim Wamms und zog ihn vom Tiſche, um mit ihm abzugehen. Verwundert ſaßen die übrigen Zechbrüder da und blickten, ohne eine Sylbe zu reden, nur auf den kühnen Jüngling. Aber ein Anderer, der bisher dem ganzen Handel ſtumm zugeſehen hatte, nahm jezt das Wort. Es war Heinrich Schlatter, der Wirth zur goldenen Krone, weiland Bürger zu Schaffhauſen, der den Schwaben nur in ſo weit freundlich geſinnt war, als er Gelegenheit hatte, ihnen durch Zuſpruch mit ſeinen Schöpplein gelben Bergweines die Säckel leichter zu machen, oder den adeligen Herrn der Umgegend durch erſchlichene Verſchreibungen von ihren Gilten und Gütern zu helfen. „Haltet, edler Herr“ — rief dieſer, als Hans von Roſeneck dem jungen Unbekannten willig zur Thüre folgte — „euer Pferd iſt noch nicht geſattelt, und es kommt auch nicht aus dem Stalle heraus, bis wir zuvor mit einander im

Reinen ſind; ſchaut her auf dieſe Tafel und leſet.“ Mit dieſen Worten hielt er dem Freiherrn ein ganz überſchriebenes Täfelchen vor das Geſicht, und Letzterer ſah nun mit Verwunderung ſein Schuldregiſter, das ſich in den drei Tagen, die er in der Krone zu Radolphszell zugebracht hatte, bis auf drei Goldgulden geſteigert hatte. „Ihr ſollt erhalten, was ich euch ſchulde,“ ſagte der von Roſeneck in jenem herabgeſtimmten Tone, den diejenigen anzuſchlagen pflegen, denen beim Zahlen der Zechen im Wirthshauſe der Muth entfallen iſt, und raunte dabei dem Wirthe einige Worte heimlich ins Ohr. Dieſer verſtand den Freiherrn ſogleich, ſchnell hatte er Dinte, Pergament und Feder geholt, flugs war der kleine Pergamentſtreifen von des Wirthes Hand überſchrieben und es fehlte nur noch Unterſchrift und Sigill zu einer förmlichen Verſchreibung, worin Hans von Roſeneck dem ehrenwerthen Heinrich Schlatter wegen Trank und Abzug für Mann und Roß innerhalb drei Tagen, ſowie für Azung ſeiner drei Geſellen all ſeine Faſtnachtshühner, ſo ihm von Rietheim gebühren, auf ewige Zeiten überließ.

Eben wollte der Ritter unterzeichnen, aber der Marggräfliche hatte auch in das Pergament geſchaut, raſch zog er es unter den Händen des Roſeneckers weg, griff in ſeinen Geldſäckel und warf dem Wirthe zur Krone drei Goldgülden, worauf der Brandenburgiſche Adler prangte, auf dem Tiſch. „Da nehmt“ — ſprach er höhniſch — „ihr ſeyd ein feiner Mann und redet nicht umſonſt die Sprache der

Kuhmelker; wohl heißt es auch von euch: kein Kreuzer, kein Schweizer; eure Pratiken gegen meinen Vetter habe ich erkannt und wäre wohl gewillt, euch mit einer andern Münze zu bezahlen, die nicht auf dem Tiſche klingelt, aber deſto kräftiger um die Ohren ſauſt, dieweil ihr euch nicht ſchämet, mit einem Manne von Adel alſo zu verfahren." Heinrich Schlatter nahm das Geld vom Tiſche und ließ das Schimpfwort des Junkers unerwiedert, denn er hatte geſehen, wie der junge Mann den Zechbruder ſo derb vom Stuhle geſtoßen hatte; vielmehr begleitete er unter vielen Bücklingen die Beiden bis zur Thüre, froh, daß er wenigſtens des einen der Gäſte los geworden war, den er nicht dem Namen nach kannte, aber aus ſeinem adeligen und kräftigen Weſen zu ſchließen, für nichts Gewöhnliches halten konnte.

2.

Der Wirth zur goldenen Krone hatte ſich in ſeiner Vermuthung über den Unbekannten keineswegs geirrt, es war in der That ein Mann, wie man ſie damals nicht überall und alle Tage ſah, kein anderer, als Junker Göz von Berlichingen aus dem Jaxtthale im Frankenlande. Gerade zu der Zeit, als das Aufgebot des Kaiſers zum Kriege gegen die Eidgenoßen an die Stände des Reiches erging, war er hinauf an den Hof des Marggrafen Friedrich von Onolzbach geritten, und ſchon nach wenigen Tagen ſeines Aufenthaltes daſelbſt hatte ſich der ſiebzehnjährige Jüngling entſchloßen, den Zug an den Bodenſee

mitzumachen, wozu sich der Marggraf eben damals aus allen Kräften rüstete. War ihm doch das Land, wohin er zog, nicht unbekannt, denn schon vor vier Jahren, als der Reichstag zu Lindau abgehalten wurde, hatte er an den schönen Ufern des See's verweilt, und seinen Vetter Conrad, der als Abgeordneter der fränkischen Ritterschaft der Versammlung beiwohnte und hier starb, von da in sein Erbbegräbniß nach Kloster Schönthal begleitet. Dießmal dünkte ihn die Farth desto angenehmer, da es in den Krieg ging, und dieß war ihm ja schon in der Schule zu Niedernhall als zwölfjährigem Knaben lieber gewesen, als Lesen, Schreiben und Psalmenlernen. Anders aber dachten seine Mutter und Schwester zu Jaxthausen, denen er zuvor noch Lebewohl sagte, ehe er an den See zog. Es war ein herber Abschied, besonders für die Mutter, aber es konnte ihr nicht unerwartet kommen, denn oft hatte sie schon gesehen, wie das liebe Söhnlein mißmuthig hinter der Ofenbank saß, und über das müßige Daliegen in der Burg der Väter klagte, wo er über Nichts zu befehlen hatte, als über ein Paar alte Jagdrüden und kein anderes Ziel vor seiner Armbrust stand, als die Hasen, Hirsche und Rehe des nahen Harthäuser Forstes. Doch tröstete sich die Mutter einigermaßen, weil er gerade in die Gegend des Bodensees zog, denn dort hatte sie eine liebe Base, die Tochter ihr einzigen Schwester, welche an einen Ritter von Adelsheim vermählt war. Wir kennen diese Verwandte schon aus dem Vorhergegangenen, —

es iſt die edle Freifrau von Roſeneck, eine geborene von Adelsheim. An dieſe richtete nun die beſorgte Mutter ein Briefchen, worin ſie den wilden und kriegsfreudigen Junker ihrer Sorge und Obhut empfahl, und übergab es dem Scheidenden, der ſich jezt ohne Zögern dem Zuge des Marggrafen anſchloß, in deßen beſondern Dienſt er aufgenommen worden war.

Schnell ging die Fahrt von Statten; als ſie durch das Württemberger Land kamen, ſchloß ſich der ritterliche Herzog Ulrich in eigener Perſon mit zahlreicher Mannſchaft dem Zuge des Marggrafen an und blieb mit ihm vereinigt, bis ſie in das alte Städtchen Engen kamen; allda nahmen die Württemberger ihr Quartier, während die Marggräflichen nach Zell zogen und ſich theils dorthin, theils in die Dörfer und Schlößer der nächſten Umgegend verlegten.

Sobald Götz von Berlichingen im Gefolge des Marggrafen zu Zell ankam, war es ſein erſtes Geſchäft, ſich nach der Gegend, wo ſeine Baſe wohnte, zu erkundigen. Man zeigte ihm die Herberge zur Krone mit der luſtigen Weiſung, daß er dort den beſten Führer zur Wohnung ſeiner Verwandtin, nämlich den Ritter von Roſeneck in eigener Perſon treffen könne, der wohl um des neu ankommenden Vetters willen ſchon bei drei Tagen allda verweile. Wirklich fand er Alles, wie man ihm geſagt hatte, aber das erſte Zuſammentreffen mit ſeinem Verwandten war eben nicht das angenehmſte, wie wir ſchon oben geſehen haben; ein freudigeres war das erſte Kennenlernen ſeiner Baſe.

Ohne irgend eine Gefahr, die ihnen durch die hin und her ſtreifenden Rotten der Eidgenoßen leicht hätte zuſtoßen können, kamen die Beiden vor Burg Roſeneck an. Es war ſchon ziemlich Nacht, als der Wächter die Zugbrücke niederließ und den Ankommenden das Thor öffnete. Bertha, die liebende Gattin und Mutter, wachte noch im Kämmerlein, wo ihr Söhnchen Ottmar zu ſchlafen pflegte, und harrte mit ſtiller Sehnſucht der Rückkehr des Gemahls. Eben hatte der Kleine das Nachtgebet beendigt, das die Mutter ihm vorſprach, und beugte ſchon ſein Haupt auf das Kißen zurück zum ſüßen Schlummer. Da vernahm Bertha den Ruf des Thürmers, die Rüden ſchlugen an, und nach wenigen Augenblicken trat Hans von Roſeneck ins Gemach und an ſeiner Hand der Junker Götz von Berlichingen. „Du haſt dießmal lange auf dich warten laßen, mein theurer Gemahl" — dieß war das einzige Wort des Vorwurfs, womit die Frau von Roſeneck den lange Ausgebliebenen empfing, aber ihr Blick zeigte deutlich, daß es nicht böſe gemeint war, ſondern daß ſie ſich vielmehr recht herzlich freute, ihren Gemahl wieder an ihrer Seite zu haben. Des Freiherrn Erwiederung auf dieſen Gruß war eine ziemlich gleichgültige, und er wäre, wie immer, noch viel wortkarger geweſen, wenn nicht die Schicklichkeit ihn genöthigt hätte, ſeiner Gemahlin den neuen Gaſt und Vetter vorzuſtellen, der bald ſelbſt das Wort nahm, um ſich des mütterlichen Auftrages an ſeine liebwerthe, bisher noch unbekannte, Baſe zu entledigen.

Während man ſich wechſelſeitig grüßte und bewillkommnete, war noch ein Vierter dazu gekommen. Kaum hatte nämlich der ſchlafende Ottmar die Thüre gehen hören, ſo wachte er ſchnell aus dem erſten Schlummer auf, ſtreckte freudig rufend dem angekommenen Vater die Arme entgegen, hieng dann bald an ſeinem Halſe und begann ſeine Unterhaltung, die theils in kindlichen Fragen, wie es dem lieben Väterchen ſeither gegangen, theils in Berichten beſtand, was während ſeiner Abweſenheit Schreckliches in der Umgebung der Burg vorgefallen ſey, und dieſe Unterhaltung des Kindes war nicht minder lebhaft und reichhaltig, als die des Junkers und der Edelfrau, die mittlerweile begonnen hatte. Frau Bertha konnte nicht fertig werden mit Fragen über die Verwandten im Frankenlande, über die ſchöne Heimath, die ſie ſchon ſo lange nicht mehr geſehen und über ſo manches Andere, was Frauen wichtig iſt, während die Männer gleichgültig dagegen bleiben — und Götz von Berlichingen wurde nicht müde in Auskünften und Mittheilungen, bis das Brieflein ſeiner Mutter ſelbſt bis in die kleinſten Theile ſeine Auslegung erhalten hatte. Auch der kleine Ottmar hatte ſich bald den Beiden beigeſellt; das zuvorkommende Weſen des Junkers hatte ſein Herz ſo ſchnelle gewonnen, daß er ſchon nach der erſten Stunde ſich nicht mehr von dem Vetter trennen wollte, und ihn mit Fragen über Fragen beſtürmte, bis er endlich, vom Schlafe überwältigt, auf dem Schooße des Junkers entſchlummerte, mit dem er ſo eben erſt Bekanntſchaft geſchloßen.

Auch der Freiherr, der ſich indeßen behaglich auf ſeinem Lehnſtuhle niedergelaßen hatte, nickte ſchlaftrunken mit dem Haupte und gab ſo ſtillſchweigend das Zeichen, die Unterhaltung abzubrechen und ſich zur Ruhe, deren er beſonders bedürftig war, anzuſchicken.

3.

Durch eine wunderbare Fügung Gottes war Burg Roſeneck beim erſten Zuge der Eidgenoßen über den Rhein verſchont geblieben, aber bald ſollte auch ihr das gleiche Loos werden, wie den andern Burgen des Höhgau. Die Züricher hatten denen von Stein und Dießenhofen den Weg gebahnt, und Leztere beſonders hatten alle Schmach an ihrem Nachbar Hans von Roſeneck zu rächen; es durfte alſo nur die gelegene Zeit kommen, ſo folgten ſie dem Beiſpiele der Züricher, die mit großer Beute aus den Burgen heimgekehrt waren. Der Abzug der Eidgenoßen hatte den Freiherrn von Roſeneck ſicher gemacht; wohl mahnte die Burgfrau, eingedenk der lezten Ereigniße in der Nähe, ihren Gemahl, auf ſeiner Hut zu ſeyn, Junker Götz ſelbſt ſtimmte ihren Beſorgnißen bei, allein Hans blieb fortwährend unbekümmert, ritt nach wie vor auf ſeine Jagd, deren Gebiet ſich bis unmittelbar vor die feindlichen Ortſchaften hinzog, wo er, Angeſichts der Städter, ſein Roß tummelte, nach Hirſchen und Rehen ſtöberte und ſie lachend vor ihren Augen wegſchoß.

Es war am zweiten Tage nach Götzens Ankunft

auf Roſeneck, daß der Freiherr wieder auf die Jagd zog, vergebens ſuchte er ſeinen Gaſt zur Mitfolge zu bewegen, dieſer wendete vor, daß er durch den Ritt aus Frankenland bis hieher noch allzu ermüdet wäre, als daß er ſich dieſer neuen Anſtrengung ſchon wieder unterziehen könnte. Da ſprach Hans von Roſeneck, erbittert über des Junkers Weigerung, in herriſchem Tone zu ſeiner Gemahlin: „nun denn, ſo muß der kleine Ottmar mit, damit ich nicht allein reiten darf.“ „Lieber zu jeder andern Zeit, mein Gemahl“ — bat die Burgfrau — „ſehet doch nur, wie kalt und rauh es iſt, Wald und Feld ſind ja noch mit Schnee bedeckt.“ Allein der Freiherr, der von ſeiner Gemahlin nie Widerſpruch, ſondern nur unbedingten Gehorſam gewöhnt war, erwiederte auf Bertha's Bitte, die immer flehentlicher wurde, weiter Nichts, als: „er ſoll und muß mit, der Knabe, und darf des Schnee's und Wetters nicht achten!“ „So laßt euch doch erbitten, mein Gemahl“ — fuhr Bertha ängſtlich flehend fort, indem ſie des Freiherrn Hände faßte — „laßt mir nur heute den Knaben hier; nicht wegen der ſtrengen Witterung bitte ich für ihn, ſondern ein ſchwerer Traum hat mich geängſtigt,“ — ich ſah unſere Burg in Flammen und oben auf der Zinne ſtand der kleine Ottmar und ſtreckte hilferufend ſeine Händchen nach mir aus, ich aber ſtand unten und konnte ihm nicht helfen; da ſtürzte ſich das Kind über die Zinnen und ich ſah es nimmer.“ „Was Träume!“ — rief Hans von Roſeneck höhniſch lachend — „die können nur Weiber ſchrecken; es iſt

mein letztes Wort, der Knabe muß mit." Vergebens trat auch Götz von Berlichingen ins Mittel, es wurde ihm dießmal nicht so leicht, auf den Freiherrn zu wirken, als damals in der Krone zu Zell, wo der Wein denselben schon willenloser gemacht hatte, vergebens bat er ihn, die flehentliche Bitte der Gattin zu erfüllen; er mußte schweigen, denn bald wäre es dahin gekommen, daß der derbe Ritter die Rechte der Gastfreundschaft durch bittere und beleidigende Worte an seinem Vetter verletzt hätte.

Schon standen die Roße für ihn und den kleinen Ottmar bereit; letztern hielt die Mutter in ihren Armen; er weinte, als er ihre Thränen fließen sah, ihr Flehen und Klagen mit anhörte. Mit zornigem Blicke riß der Freiherr das Kind, welches sich immer fester an die Mutter anschmiegte, aus ihren Armen und gab es dem Diener. Unter einem Strome von Thränen küßte Bertha ihr Söhnchen und trennte sich voll Schmerz von ihm; sie sprach kein Wort, denn sie sah das rollende Auge ihres Gemahls und befürchtete eine Mißhandlung, wie er sie ihr nicht selten angedeihen ließ. Mit einem Blicke des Schmerzes auf ihren Gemahl, der einen Stein hätte erweichen mögen, aber dennoch die Eisrinde seines Herzens nicht zu sprengen vermochte, entfernte sich die Burgfrau schnell, um im einsamen Gemache ihren Thränen freien Lauf zu laßen. Als sie aber die Hufschläge der Roße hörte, welche über die Zugbrücke trabten, da konnte sie sich nicht länger mehr halten, sie stieg auf den Söller der Burg, um nach den Scheidenden

zu ſehen, und es däuchte ihr, daß der kleine Ottmar die Händchen noch einmal nach ihr ausſtrecke, um auf lange Zeit Abſchied zu nehmen. Auch ſie breitete die Arme klagend nach dem Kleinen aus, denn bald war der Liebling ihres Herzens ferne, und eine ſchwere Ahnung ſagte ihr, daß ſie lange von ihm getrennt ſeyn würde.

Des Freiherrn Jagdzug richtete ſich geradeaus der Stadt Stein zu; ſein Ziel war die waldige Bergſpitze, wo jezt das Wächterhäuschen Wolkenſtein ſich erhebt. Die erſte Beute war reich an Hirſchen und Rehen, die in Menge den Geſchoßen der Jäger erlagen. Der genannte Punkt war die Marke des ſtädtiſchen und freiherrlichen Jagdgebietes, ſchon waren ſie unter dieſer Höhe angekommen — vor ihnen her immer der Trieb der Thiere. „Haltet an, gnädiger Herr“ — rief ein alter Jäger, der das Roß führte, worauf Ottmar feſtgebunden ſaß — „haltet, wir haben Wolkenſtein umritten und befinden uns auf Steiner Gebiet.“ „Was Markung und Bann!“ — lachte der Freiherr — „der Waidmann nimmt das nicht ſo genau;“ dabei ſtieß er in ſein Horn und mahnte die Jäger, ihm zu folgen. „Ich bitte euch um Gotteswillen, rief der Jäger noch einmal, ſehet ihr nicht dort von der Straße her das Geflimmer und Glizern? es iſt ein reiſiger Zug, es ſind Eidgenoßen.“ „Schweig', und folge“ — rief der Ritter — „ziele lieber nach den ſchönen Hirſchen, die dort treiben, ſie ſind nicht für Schweizer Bauern; ſpannt die Armbruſt, nieder mit dem Wilde, vor

ihren Augen weg! was kümmern uns die Lümmel.“ Noch einmal ſtieß er kräftig ins Horn; ſeine Bolze waren die erſten, die flogen, das Wild ſtürzte rechts und links; aber indeſſen war das Glizern und Flimmern ſchnell näher gekommen, Roße trabten heran und ein dichter Haufe Eidgenoßen aus Stein war nur noch durch eine kleine Strecke von den Jägern getrennt. Eine kräftige Stimme tönte herüber, es war die des ſchweizeriſchen Anführers; „Halt! hier Steiner Grund und Boden; ergebt euch, edler Wilddieb!“ Im erſten Augenblicke ſtuzte Hans von Roſeneck, aber bald legte er aufs Neue den Bolzen auf und ein kräftiger Schuß von der Armbruſt war die Antwort auf des Eidgenoßen Ruf. Das war das Zeichen zum blutigen Gefechte zwiſchen den Roſeneckern und Steiner Bürgern; von der Armbruſt kam es bald zum Schwerdte, der Freiherr drang hitzig vor, nicht gedenkend des Kindes, das in geringer Entfernung hielt, nicht, daß er ja doch in kurzer Zeit der Uebermacht weichen müßte, da Zehn gegen Hunderte ſtanden. Bald ſah er nur noch wenige der Seinigen neben ſich, dennoch ließ er nicht ab vom Kampfe, bis er aus vielen Wunden blutete und rings von Feinden eingeſchloßen war. Da gedachte er endlich ſeines Kindes, er hieb ſich rückwärts eine Gaße bis zu der Stelle, wo der Führer mit demſelben bisher gehalten hatte, aber er fand weder den Knaben, noch den alten Diener, dem derſelbe zur Hut war anvertraut worden. Wohl hatte Lezterer beim Beginne des Gefechts ſeinen gefährlichen Standpunkt

verlaßen und Ottmarn zu retten gesucht, allein die Eidgenoßen waren schon zu nahe gekommen, als daß er unbemerkt von ihnen mit seinem kleinen Schützling hätte davon eilen können. Während er mit aller Macht sein Pferd antrieb, um die Burg noch zu erreichen, hatte sich eine Abtheilung der Feinde von den Uebrigen getrennt und folgte den Fliehenden nach. Schon hatten diese die Burg vor sich und standen auf dem Banne von Rielasingen, da stürzte des Kindes Pferd, und trotz der verzweifeltsten Gegenwehr mußte der alte Jäger, von einem betäubenden Hiebe auf den Kopf getroffen, sich auf Gnade und Ungnade ergeben.

Die Eidgenoßen nahmen den Knaben sammt dem Pferde, worauf er ritt, in ihre Mitte und kehrten, zufrieden mit der Beute, nach Stein zurück, denn sie hatten ja den Sohn ihres Todtfeindes in ihrer Gewalt. Eine andere Abtheilung verfolgte indessen den Freiherrn von Roseneck, dem es gelungen war, sich durchzuhauen. Mit schweißtriefendem Roße, wie ein von Hunden gehezter Eber, jagte er seiner Burg zu und kam an der Zugbrücke an; schnell hatte der Thürmer, der Alles von ferne gesehen, diese herabgelaßen und das Thor geöffnet. Zu gleicher Zeit, während Hans von Roseneck es kaum vermochte, mit seinem ermüdeten Roße die Burg zu gewinnen, brach eine frische Schaar seiner Leute, der Junker von Berlichingen an ihrer Spitze, aus dem Thore hervor. Diese stürmten den Eidgenoßen mit Macht entgegen, als diese eben im Begriffe standen, den Freiherrn, im Ange-

flichte der Seinigen, noch vor der Brücke niederzuhauen. Junker Götz, um sich selbst ganz unbesorgt, suchte nur seinen Vetter zu decken, und es gelang ihm auch bald, ihn von seinen Feinden zu trennen, so daß der Ermüdete Zeit gewann, durch das Thor zu kommen, während Götz sich kühn und unerschrocken mit den Eidgenoßen herumschlug. Lange dauerte der Kampf vor der Brücke noch fort, doch gelang es endlich dem ritterlichen Junker, die Feinde über den Wall, und, da sie des Bodens, worauf sie fochten, weniger kundig waren, gänzlich durch den waldumkränzten Hohlweg zurückzudrängen. Aber selbst kampfmüde und schwer verwundet, verfolgte Götz die Eidgenoßen nicht weiter, als über den Bann der Burg, dann kehrte er eilends zurück, die schwere Brücke rasselte in die Höhe, die starken Riegel des Thors, welches die ritterlichen Vertheidiger wieder aufnahm, wurden doppelt verwahrt und die fortgetriebenen Feinde zogen wieder in ihre Städte heim, festentschloßen jedoch, bald wiederzukehren und das Versäumte nachzuholen.

Es war ein schrecklicher Augenblick für Hans von Roseneck, als er gerettet in dem Raume seiner Burg stand, und seine erste Frage, die er an den Nächsten, der ihm in den Weg trat, richtete, „ob sein Söhnchen sich in der Burg befinde?" mit einem kurzen „Nein" beantwortet wurde. Gerne wäre er wieder zurückgeritten, um seinen Ottmar, der ein Raub der Feinde geworden war, wieder zu erretten, aber der eben in den Burghof eintretende Junker hielt

ihn zurück und führte ihn in das Gemach, wo er Bertha zitternd und bebend antraf, die den Kriegslärmen um die Burg und den Ein- und Auszug der Leute längst vernommen hatte. Eilends ging Bertha dem Gemahle entgegen, umarmte den Verwundeten und richtete ihre erste Frage an ihn nach Ottmar. Hans verstummte. „O Gott, mein Traum!“ Das war das einzige Wort, was die geängstete Mutter im Gefühle ihres Schmerzes ausrief, als Junker Götz ihr an des Gemahls Statt die Schreckenskunde mittheilte; sie sank nieder auf einen nahen Sitz, verhüllte ihr Antlitz und weinte um den Verlorenen. War doch der kleine Ottmar bisher ihr einziger Trost in der Einsamkeit gewesen, wenn der Vater Tage lange im Forst umherstreifte, oder auswärts dem lustigen Leben nachging und nach und nach ein Besitzthum um das andere vergeudete; er war das einzige Wesen, das ihre zärtliche Liebe erwiederte, während des Gemahls Herz sich seit Jahren nur kalt und gleichgültig, ja, im eigentlichen Sinne lieblos gegen sie erwies. Und doch blieb Bertha ihrem Gemahle stets mit derselben Anhänglichkeit, wie in den ersten Jahren, zugethan, denn in demselben Augenblicke, wo sie durch seine Schuld ihr Liebstes im Leben verloren hatte, und ihr Herz über dem Verluste beinahe brechen wollte, wandte sie sich dennoch nicht von ihm ab. Sie sah den bleichen, vor Entkräftung umsinkenden Ritter vor sich, — da war sie die Erste, die, den Schmerz ihrer Seele vergessend, nur bey seiner Wunden zu lindern suchte, und, unterstützt

von Junker Götz, der selbst am Kopfe verlezt war, dem Blutenden den lindernden Verband anlegte. Auch wich Bertha von nun an nicht mehr von dem Lager ihres Gemahls, sondern pflegte seiner mit unermüdeter Sorgfalt, ohne sich weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe zu gönnen.

Sobald jedoch des Freiherrn Leben und Gesundheit außer Gefahr war, und kein Feind mehr die Burg bedrohte, war es die erste Sorge der bekümmerten Mutter, Kunde über ihr verlorenes Kind einzuziehen. Aus des Ritters Worten konnte man leicht schließen, daß während seines Kampfes mit den Eidgenoßen Ottmar von diesen geraubt worden war, — was noch dadurch bestätigt wurde, daß man den alten Jäger in der Nähe von Rielasingen erschlagen fand und auch das Pferd, worauf der Knabe geritten war, in dieser Gegend ledig aufgefangen wurde. Daß die Stadt Stein der Ort war, wo er festgehalten ward, war ebenfalls aus der Richtung, welche die Feinde bei ihrem Abzuge genommen, leicht zu errathen. Allein Alles dieß konnte der betrübten Mutter keinen Trost liefern; denn die von Stein waren so erbittert auf den Freiherrn von Roseneck, daß man selbst gegen das größte Lösegeld kaum hoffen durfte, das Kind frei zu erhalten. Bertha, die zärtlich liebende Mutter, ließ sich gleichwohl von einem Versuche nicht abschrecken, sie sandte Boten an den Rath der Stadt und ließ alle ihre Kleinode und Schmuck, den sie besaß, als Lösegeld für Ottmar anbieten — kein Opfer sollte ihr zu

theuer ſein um ihres Kindes willen. Allein die Steiner ließen ihr höhniſch entbieten, ſie ſolle nur warten, bis ſie ihr das Kind ſelbſt vor die Burg bringen würden. Dieſes Verſprechen, oder was es eigentlich war, eine Drohung, ließ ſich indeßen ſobald nicht erfüllen, wichtige Angelegenheiten, die ſich indeßen am Rheine und Bodenſee zutrugen, nahmen die Eidgenoßen in Anſpruch.

Eine bedeutende Macht kaiſerlicher Kriegsvölker hatte ſich um dieſe Zeit unter dem Feldobriſten, Grafen Wolfgang von Fürſtenberg, in der Gegend von Conſtanz zuſammengezogen. Man ſchäzte ihre Anzahl auf 18,000 Mann. Die erſte Unternehmung dieſer kaiſerlichen Völker war auf den untern Thurgau gerichtet und ging ganz nach Wunſche von Statten. Die Beſatzung der Eidgenoßen zu Ermatingen wurde von ihnen überfallen und niedergehauen, dann das Dorf ſammt dem benachbarten Tribaltingen und Mannebach in Brand geſteckt, ſo daß man am jenſeitigen Seeufer zu Buchhorn und Lindau glaubte, der ganze untere Thurgau ſtehe in Flammen; hatte doch kurz zuvor ein Anführer der Schwaben, Burkhard von Randegg, jauchzend ausgerufen, „er wolle im Thurgau brennen, daß Gott im Himmel ſelbſt vor Rauch und Hitze blinzeln und die Füße an ſich ziehen müße.“ Aber ſchrecklich wurde den Schwaben vergolten. Während ſie alle Gräuel des Kriegs ausübten, und ihren Sieg wegen fortwährender Uneinigkeit im Kriegsrathe nicht zu fernern Unternehmungen benüzten, rüſteten ſich deſto kräftiger ihre Feinde: helle loderten

die Wachfeuer auf den Höhen des Thurgau und alle Glocken riefen den Landſturm zuſammen nach Schwaderloh, einer waldigen Anhöhe oberhalb der Stadt Conſtanz. Mit mehr als 10,000 Mann zog jezt der Graf von Fürſtenberg aus der Stadt gegen die Eidgenoßen. Dieſe enthielten ſich an ihrem Poſten des Kampfes ſo lange, bis ungefähr 1500 Mann beiſammen waren, dann machte ſich die kleine Schaar auf, um den weit überlegenen Schwaben zu begegnen und bereitete ihnen in den Engpäßen des Waldes einen Hinterhalt. Fünfhundert von ihnen beſezten die Schlucht, durch welche ſie ſelbſt wieder zurückkehren mußten, die übrigen folgten dem ſorglos ſchwärmenden Feinde, überfielen ſeine Nachhut und hieben ſie nieder. Das Fußvolk der Schwaben rief zwar die Reiterei und das Geſchüz zu Hülfe, allein jene konnte wegen der engen und ſteilen Päße nicht herkommen und die Stücke waren mit Beute beladen und unbrauchbar geworden. Kühner drangen die Eidgenoßen ein, da flohen die Schwäbiſchen und wandten ſich in ungeordneten Maßen der Stadt Conſtanz zu; beinahe der vierte Theil war ſogar auf dem Kampfplatze geblieben, darunter viele Ritter und auch Burkhard von Randegg, der ſo gotteslästerlich geſprochen hatte. Fünfzehn Stücke und zwei Fähnlein gingen an die Sieger verloren.

Dieſer glücklichen Unternehmung der Schweizer folgte eine dritte bei Conſtanz im Rheinthale: auch hier ſank die Blüthe des ſchwäbiſchen Heeres unter den Streichen der ſiegreichen Eidgenoßen. Dieß

machte die Leztern aufs Neue übermüthig, sie beschloßen einen zweiten Zug in den Höhgau; die Mannen von Zürich, Luzern und den Urcantonen zogen sich vor der Stadt Stein zusammen, um von hier aus wieder über den Rhein zu setzen. Zum Glücke erwarteten sie noch Zuzüger von Schaffhausen, sowie achthundert Mann Walliser, — das verzögerte ihren Uebergang und hielt das traurige Loos der Burg Roseneck noch eine Zeit lang ferne, denn dahin war fortwährend die Absicht der Steiner gerichtet, die sich freuten, so verstärkt dießmal mit beßerem Erfolge angreifen zu können.

4.

Ehe die Eidgenoßen ihren verhängnißvollen Zug vornahmen, führen wir den Leser wieder auf Burg Roseneck zurück, wo wir den Freiherrn und Junker Götz an ihren Wunden krank verließen.

Der Junker war von seiner Kopfwunde so ziemlich wieder genesen und blieb jezt ungerne länger auf der Burg, denn er hörte von den Geschichten, die sich auf Schwaderloh und bei Constanz ereignet hatten, und es trieb ihn mächtig, sich der Schaar der Schwabenritter anzuschließen, um zu thun, was sein Beruf war, um dessen willen er aus dem fernen Frankenlande an den See gezogen. Doch verschob er auf inniges Bitten Bertha's und ihres Gemahls, der das Lager noch nicht verlaßen konnte, seinen Abzug noch kurze Zeit und theilte die Sorge und Pflege der liebenden Gattin am Bette des Kranken; gerne ver-

ſtand er ſich zu dieſem Liebeswerke, ſo kriegsfreudig auch ſein ganzes Weſen war, und erheiterte anſtatt der, durch vieles Wachen ermüdeten, Burgfrau dem Leidenden manche Nacht hindurch ſeine ſchlafloſen Stunden durch freundliche Unterhaltung der verſchiedenſten Art.

„Wie wird mir dieſe Nacht wieder ſo lang werden!“ — ſprach eines Abends Hans von Rosenneck zu dem Junker; — es war in den Tagen, als ſich eben die Eidgenoßen wieder zu Stein ſammelten. „Dafür will ich ſchon ſorgen,“ erwiederte Götz, „daß ich eure Zeit kürze: dort im Schranke habe ich ein altes Chronikenbuch gefunden, und daraus will ich euch Etwas leſen, ſo euch gewiß lieb iſt.“ „Ich war ſonſt zwar nie ein Freund von ſolchen Dingen,“ ſagte der Freiherr, „doch, bei ſolcher Langweile mag's immerhin gut thun.“ Götz von Berlichingen ſezte ſich nun neben das Bette, blätterte in dem Buche, und las die ſchöne Geſchichte, wie im Jahre 1140 nach der Geburt unſers Herrn, König Conrad III. von Hohenſtaufen Stadt und Burg Weinsberg an den Gränzen von Schwaben hartnäckig belagerte und zur Uebergabe auffordern ließ. Als nun die ſchöne Ida von Calw, die Gemahlin des Herzog Welf, der die Burg vertheidigte und ſchwer verwundet worden war, ſahe, daß die Beſatzung der Uebermacht des Königs nicht mehr länger würde widerſtehen können, da beſchloß ſie mit den andern Frauen, einen Boten in das Lager der Feinde hinabzuſchicken, und dem Könige die Uebergabe der Burg anbieten zu

laßen, ſo es den Frauen geſtattet würde, frei abzuziehen und ſo viel von ihren Gütern mitzunehmen, als ſie auf den Schultern zu tragen vermöchten. Conrad, dem die Botſchaft zwar ſeltſam vorkam, aber doch heimlich gefiel, weil ſie blos von Frauen herrührte, dachte eine Weile darüber nach, ohne aber zu bedenken, daß Weiberliſt über alle Liſten gehe, und willfahrte der Bitte. Der Bote ging und es kam von der Burg kein weiterer Beſcheid mehr; aber ſiehe da, nach wenigen Stunden öffneten ſich die Thore und heraus ſchritt Frau Ida, koſtbar angethan, und auf den Schultern ihren Gemahl, als ihre beſte Habe, tragend und hinter ihr alle Frauen der Burg mit derſelben theuren Laſt beladen, und dieſer Zug ging ganz ſtille vorüber an dem Könige und ſeinen Hofleuten. Da faßte Conrad ſeinen Bart, wie er zu thun pflegte, wenn er über wichtige Dinge nachdachte, ſah dem ſeltſamen Thun der Frauen ruhig zu, und man bemerkte wohl, daß es ihm nicht übel gefiele. Und als Einer der neben ihm Stehenden, erzürnt über dieſe Liſt, ſich zu dem Könige wandte und ſprach: „mein König, war das ſo gemeint?“ Da erwiederte Conrad mit kräftiger Stimme: „ein Königswort ſoll man nicht drehen und deuteln“ und er ließ die Frauen ziehn im Frieden, dazu ließ er auch alle zurückgelaßenen Kleider und Koſtbarkeiten, die ſich auf der geöffneten Burg befanden, überantworten. Dieß geſchah am einundzwanzigſten Wintermonate des genannten Jahrs, daß durch die Treue der Frauen die Burg Weinsberg und

das Leben ſo vieler Männer gerettet wurde, und es hat den König nachher nie gereut, daß er alſo gethan.

Götz von Berlichingen hatte die Geſchichte noch nicht geendet, als der Freiherr ihn unmuthig unterbrach: „Vetter, biſt du bald zu Ende? Hätteſt du nichts Klügeres finden können, als dieß alberne Mährlein? ich will wetten, du glaubſt es, denn dein Geſicht war beim Leſen ſo andächtig; aber fürwahr, ich muß herzlich darüber lachen, ſo wenig mir auch bei meinen Wunden lächerlich zu Muthe iſt.“ „Ich finde nicht nöthig darüber zu lachen,“ — erwiederte Götz in ernſtem Tone — „im Gegentheile, ich halte die Geſchichte für eine ganz wahrhaftige, wie ſie eben in der Chronik hier berichtet iſt, und glaube auch, euch deſſen überweiſen zu können. Ich kenne den Ort, wo dieſes ſich zugetragen, ſelbſt, denn Stadt und Burg Weinsberg liegen nur wenige Stunden von der Burg meiner Väter entfernt und jene Burg heißt „Weibertreue“ noch bis auf den heutigen Tag; gehet ſelbſt hin, und jedes Kind wirds euch ſagen können, und wenn ihr noch weiter verlangt, ſo beſuchet die Kirche zu Weinsberg und ſehet allda, wie ich oft gethan, eine Abkonterfeyung aus gar alter Zeit, wo und auf was Art die Geſchichte ſich begeben. Ein Bürger der Stadt hat es malen laßen, deßen zum Zeugniße, daß es geſchehen, und zum edlen Vorbilde der Treue für Frauen und Jungfrauen.„ „Zum Vorbilde für Frauen und Jungfrauen?!“ — wiederholte Hans von Roſeneck ſpöttiſch lachend — „ei, ei, Vetter, fahre fort, man

ſieht wohl, daß du noch ein junger Fant biſt, der Nichts erfahren hat in der Welt, ſonſt würdeſt du keine ſolche Geſchichtlein glauben, die nur geſchrieben ſind, um eine Weile zu unterhalten, auch würdeſt du keine ſolche hohen Gedanken hegen von Frauen und Jungfrauen. Werde zuvor ſo alt, Vetter, wie ich geworden bin, dann wirſt du anderer Anſicht werden und ſolche Chroniken ins Feuer werfen.“ „Ich kann euch kaum verſtehen,“ — entgegnete der Junker — „was ihr damit ſagen wollt; von euren eigenen Erfahrungen könnet ihr dabei unmöglich ausgehen, denn ſo viel ich nur in den wenigen Tagen meines Hierſeyns erfahren, werden wenige Männer ſich rühmen können, ein ſolches Muſterbild der Liebe und Treue zu beſitzen, wie ihr es in eurer Gemahlin beſitzet. Faſt glaube ich, daß ihr euch eines ſolchen Schatzes nicht werth zeiget, wenigſtens erwiedert ihr ihre Liebe nicht mit gegenſeitiger Begegnung. Eure Kälte habe ich wahrgenommen, als ich zum erſten Male über eure Schwelle trat, aber eurer Gattin unzerſtörbare Anhänglichkeit habe ich kennen gelernt in einer Stunde, wo ihr durch eure Schuld das liebe Kind verloret, das ihr der Mutter ſo unbarmherzig vom Herzen geriſſen; gleichwohl hat ſie bis dieſen Augenblick noch kein Wort des gerechten Vorwurfes gegen euch über ihre Lippen kommen laßen, obgleich der Gram um den verlorenen Liebling ſtündlich an ihrem Herzen nagt. Verlangt ihr wohl noch eine weitere Probe von Bertha's Liebe? müßt ihr nicht, wenn ihr ſie nur anſehet, die feſte Ueberzeugung

und wollte ſich eben vom Lager ſchwingen — „es iſt Alles möglich, wenn Noth vorhanden iſt, freilich, der Vetter hätte können hier bleiben um ſtatt meiner die Knechte zu befehligen.“ „Was wollt ihr beginnen, mein Gemahl? euer Verband bricht wieder auf, ihr dürft nicht, ich dulde es nicht“ — ſo ſprach ſie zum erſten Male in ihrem Leben mit gebietendem Tone — „ich ſelbſt will eure Stelle verſehen und die Knechte auf die Bruſtwehr führen.“ Dieß ſprechend, hielt ſie den Widerſtrebenden mit allen Kräften auf dem Lager zurück. „Hole mir meine Rüſtung und Waffen!“ — wiederholte der Freiherr noch einmal — „und laß mich vom Lager, oder ich laufe im Hemde, wie ich bin, auf die Bruſtwehr zu den Knechten.“ Bertha ging, denn ſie ſah wohl, daß es ihres Gemahls feſter Wille war, die Knechte ſelbſt anzuführen und ſeinem zweiten Worte durfte ſie kein drittes entgegenſetzen.

Als ſie mit den Waffen zurückkam, hatte Hans von Roſeneck unter vielen Schmerzen bereits Wamms und Hoſen angelegt. Bertha verſah jezt den Dienſt eines Knappen, ſie legte ihm die Rüſtung an und war eben im Begriffe, ihm das Schwerdt zu umgürten und den Helm auf's Haupt zu ſetzen. Während ſie aber dieſen unterhalb, wo er mit dem Halsberg zuſammenſtößt, feſtband, wallte ihr auf Einmal Blut entgegen, eine Wunde über der Bruſt war aufgebrochen und es ergoß ſich Blut in neuen Strömen. „Es iſt nicht möglich, mein Gemahl“ — rief Bertha erſchrocken — „ihr könnt nicht hinaus, eure Wunden

bluten." „Laß bluten die alten" — sprach gleichgültig der Freiherr — „bald werden die neuen fließen." Kaum hatte er aber diese Worte gesprochen, als er todtblaß und entkräftet in Bertha's Arme zurücksank. Schnell rief diese einige Diener herbei, allein sobald der Freiherr seine Leute sah, sprach er mit sanfterer Stimme, als er sonst gewohnt war: „eben recht; kann ich nicht selbst gehen, so tragt ihr mich hinaus auf die Mauern." Trotz Bertha's wiederholten Einwendungen mußten die Diener gehorchen; sie holten einen Tragsessel, sezten ihren Herrn darauf und brachten ihn so hinauf auf die Brustwehr. War auch die Kraft seines Körpers gewichen, sein Wort war noch kräftig. Von seinem Sitze aus befehligte er seine Leute, und es that Noth, denn die Eidgenoßen drangen immer näher gegen die Burg und ihre Stücke hatten schon da und dort die Mauern beschädigt. Doch Hans von Roseneck ließ sich nicht schrecken; waren die Geschütze der Eidgenoßen thätig, so feuerten die Schützen von Roseneck nicht minder gut und mancher Schweizer, der einen Weg zur Burg suchen wollte, fand vor dem Walle seinen Tod.

Während des kranken Gemahls Stimme auf der Brustwehr erging, lag die Burgfrau im einsamen Gemache auf den Knieen und schickte ihr Gebet wieder empor zu Dem, der vor wenigen Tagen die Gefahr von ihr und den Ihrigen abgewandt hatte; aber dießmal, so war es des Höchsten Wille, sollte ihr Gebet nicht erhört werden, wenigstens nicht in dem Sinne, wie sie es beabsichtigt hatte. Noch lag sie

auf den Knieen, da wurde es laut im Hofe, Bertha ſprang auf und eilte ans Fenſter — die Knechte brachten den Freiherrn wieder von der Bruſtwehr herab, — klagend und händeringend eilte ſie in den Hof hinab, ſie glaubte, es wäre ihm auf den Mauern ein Unheil zugeſtoßen, dem war aber nicht ſo, ſondern im Eifer des Rufens waren ſeine Wunden wieder gefloßen und die vorige Schwäche hatte ſich eingeſtellt. Zu gleicher Zeit brachten die Träger auch die traurige Kunde, daß die Burg ſich kaum noch bis an den Abend zu halten vermöge, denn die Feinde wären ſchon ſo nahe gedrungen, daß ſie mit einem einzigen kurzen Sturme Meiſter werden würden. Nun ſtieg der Schmerz der guten Frau aufs Höchſte; nicht das Schickſal der Burg, die vielleicht in wenigen Stunden ein Raub der Feinde werden würde, war der Gegenſtand ihres Kummers, nicht ihr eigenes Schickſal, das die traurigſte Ausſicht bot: nein, ihr unglücklicher Gemahl war es, den ſie am meiſten beklagte, der krank vor ihr lag, unfähig, durch Wort und That Etwas zu wirken; — wie es ihm ergehen würde, wenn er in dieſem hülfloſen Zuſtande in die Hand der aufs Aeußerſte gereizten Feinde fiele — darüber weinte und kümmerte ſich die treue Seele.

Uebrigens verweilte Bertha nur ſo lange an dem Lager des Kranken, bis ſie ſah, daß er in einen erquickenden Schlummer ſank, ein Gedanke war in ihre Seele gekommen, er war von Gott geſendet, der zwar den Untergang der Burg, aber

ihre und ihres Gemahls Rettung und die Beßerung ſeines Herzens beſchloßen hatte. Sie faßte den Entſchluß, die Burg freiwillig zu übergeben, eilte hinaus in den Hof und rief ihre Leute von der Bruſtwehr, die eben ein Stündchen feiern durften, weil auch die Eidgenoßen, treu ihrer alten Gewohnheit, des Tags dreimal zum Imbiß gingen und dann — ſo riefen ſie höhniſch zur Burg hinauf — bald wiederkehren wollten, um ihr Abendbrod auf Roſeneck zu verzehren. „Schaffet die Steine vor dem Thore weg" — ſprach ſie zu den Burgleuten — „daß wir das Thor öffnen können." Die Knechte folgten dem Befehle der Gebieterin, ſo ſonderbar ihnen derſelbe auch erſchien, bald war das Thor wieder frei, man öffnete es, die Burgfrau trat heraus und ſtieg, von einem einzigen Diener begleitet, der das Amt eines Herolds verſehen mußte, hinab in das feindliche Lager. Waren ſchon die Leute der Burg verwundert über ihren Auszug, ſo ſtaunten noch vielmehr die Eidgenoßen, als die Edelfrau mit ihrem Begleiter in ihre Mitte trat. Sie verlangte vor den Anführer des Heers geführt zu werden. Der Städtehauptmann war Valerius Anſelm von Luzern, aus einem Geſchlechte, das urſprünglich aus der ſchwäbiſchen Reichsſtadt Rotweil abſtammte, aber längſt unter den Eidgenoßen eingebürgert war. Ehrerbietig empfing dieſer die Frau von Roſeneck und fragte, was ihr Begehren wäre? „Ich bin hier" — begann Bertha, ohne jene Schüchternheit zu zeigen, die ihr ſonſt immer eigen geweſen — „im Namen meines Herrn und

Gemahls, des Freiherrn Hans von Roſeneck, er ſendet mich, mit euch zu unterhandeln wegen der Uebergabe der Burg, ſo ihr anders billige Bedingungen ſtellet.“ „Und welche ſind dieſe?“ fragte Valerius Anſelm. „Daß wir Alle mit Hab und Gut ungehindert abziehen dürfen.“ Anſelm trat auf die Seite und beſprach ſich mit den Kriegsräthen über dieſes Anſinnen. Hätten Anſelm und die Luzerner allein zu befehlen gehabt, ſo wäre Bertha's Bitte ohne Weiteres erfüllt worden, aber die Steiner und Dießenhofer wollten in dieſe Bedingung nicht eingehen, denn ſie hatten ſich ſchon lange darauf gefreut, ihr Müthchen einmal nach Herzensluſt an dem Freiherrn kühlen zu können. Darum überſtimmten ſie den Hauptmann und erklärten, daß Hans von Roſeneck ſich auf Gnade und Ungnade ergeben müße, und wenn die Burg, mit Allem, was darin ſey, bis auf den Abend nicht freiwillig übergeben wäre, ſo wollten ſie dieſelbe mit eigener Hand nehmen. Noch einmal wandte ſich Bertha an den Hauptmann und erbot ſich, alles Hab und Gut auf der Burg Preis zu geben, wenn nur den Burgleuten und ihr ſelbſt mit ihrem kranken Gemahle der Abzug geſtattet würde. „Ha, ha!“ — lachten die von Stein und Dießenhofen — „das hat alſo den edeln Herrn mürbe gemacht, daß er nicht mehr drein ſchlagen kann mit ſeiner Fauſt; gerade um *ihn* iſt es uns zu thun.“ Valerius Anſelm konnte über dem Geſchrei kaum zum Worte kommen. „Stille!“ — rief er endlich mit der kräftigen Stimme des Befehlshabers — „daß ich der edlen Frau, die hier vor

uns erschienen, Bescheid geben kann! Ihr, Frau von Roseneck, seyd unschuldig an der Schmach, die euer Gemahl denen von Stein und Dießenhofen angethan, darum sey euch erlaubt, frei und frank aus der Burg zu ziehen, mit sicherem Geleite, wohin ihr wollt; es sey euch erlaubt, das Beste von eurer Habe, so viel ihr zu tragen vermögt, mit euch zu nehmen; aber die Andern alle bleiben in der Burg und erwarten, was die Sieger über sie verfügen — und das soll so gehalten werden, wie ich rede, bei St. Leodegars Ehre, des Schutzpatrons unserer theuern Republik Luzern."

Schmerzlich war dieser Bescheid für Bertha von Roseneck, gerne hätte sie weiter gebeten, aber sie sah wohl, daß Valerius Anselm nicht weiter gehen durfte, ohne den Unwillen der erbitterten Steiner und Dießenhofer auf sich zu laden. Als sie daher das feindliche Lager verließ, bat sie den Hauptmann nur noch, bis Abend zu warten, wo dann der Bescheid erfolgen würde, ob Ritter Hans einwillige, sich auf Gnade und Ungnade zu übergeben, oder nicht. Valerius Anselm versprach dieß, und betrübter, als sie gekommen, trat Bertha den Rückweg auf Roseneck an, denn die Hoffnung, für ihren Gemahl Gnade bei den Feinden zu erflehen, war ihr ja vereitelt worden. Aber in ihrem Herzen wurde es allmählig lichter, je näher sie dem Thore ihrer Burg kam; — sie wiederholte sich die Worte des Hauptmanns mehrere Male genau, dachte weiter darüber nach,

ein zweiter Gedanke tauchte in ihrer Seele auf und dieſer Gedanke wurde zur raſchen That. —

Lange harrten die erbosten Eidgenoßen im Lager, was für eine Antwort wohl von der Burg herabkommen würde; ſchon ſprachen Einige, die ſich längſt nach der Beute ſehnten, höhniſch: „das wird dem Roſenecker ein ſaurer Apfel dünken, in den er beißen ſoll; um ſo beßer, wenn er nicht freiwillig ſein Neſt übergibt, ſo werden wir auf andere Weiſe Meiſter.“ Schon umringten ſie des Hauptmanns Zelt, daß er ſie gegen die Burg führe, da die Roſenecker dieſe Liſt vielleicht nur erſonnen hätten, um einige Zeit zu ihrer beßern Vertheidigung zu gewinnen. Allein Valerius Anſelm widerſtrebte ihrem Willen; — indeßen, als es Abend zu werden begann, glaubte er ſelbſt nimmer, daß die Roſenecker ſich der Bedingung fügen und die Burg übergeben würden. Er ließ daher das Zeichen zum Ausmarſche geben, und zog hinauf bis zum Walle, um die Belagerung fortzuſetzen.

Kaum waren die Eidgenoßen oben angekommen, ſo erſchien einer der Knechte über dem Thore, ſtieß in die Trompete und verkündigte, daß die Burg bereit ſey, ſich zu übergeben. Zu gleicher Zeit fiel die Zugbrücke nieder, die Riegel des Thores öffneten ſich und heraus trat Bertha von Roſeneck, auf dem Rücken ihren kranken Gemahl tragend. Schnell ſchritt ſie mit der theuern Bürde über die Brücke und bald ſtand ſie vor den Feinden, die ob des ſeltſamen Schauſpiels ſtaunten und ſich verwunderten.

Die Burgfrau trat zu dem Hauptmann der Eidgenoßen und ſprach: „Herr, ihr habt mir erlaubt, aus der Burg zu ziehen und von meiner Habe mitzunehmen, ſo viel ich tragen könnte und was mir das Liebſte wäre, nun habe ich keine liebere Habe als dieſen meinen Eheherrn, ich mahne euch daher an euer Wort, das ihr gegeben bei St. Leobegar, daß ihr mich frank und frei ziehen laßet unter ſicherem Geleite bis hinüber auf Burg Twiel.“ Der Hauptmann blieb die Antwort eine gute Weile ſchuldig; das unerwartete Schauſpiel hatte ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen; endlich, nach langem Schweigen, erwiederte er: „es ſey euch gewährt, edle Frau, was ich euch verheißen, mein Wort ſoll gelten: ziehet unter ſicherem Geleite wohin ihr wünſchet, und was ihr von Schmuck und Kleinoden auf der Burg habt, ſoll euch nachfolgen.“ Mit dem aber, was Valerius Anſelm ſprach, waren nicht Alle einverſtanden, ſo tief auch die edle That manchen gerührt hatte. Zwei Männer von Dießenhofen traten der Edelfrau in den Weg, als ſie fürder ſchreiten wollte, und machten ſich daran, über ihren Gemahl herzufallen, deßen kranker und hülfloſer Zuſtand ſie nicht zum Mitleid hatte bewegen können. Aber der Hauptmann trat ſchnell hinzu: „Soll ich euch lehren, ihr Buben, wie man das Wort ſeiner Obern in Ehren hält?“ — und, um ſeiner Rede Kraft zu geben, ließ er ſein blankes Schwerdt einige Male um ihre Ohren ſauſen. Nun zog Bertha von Roſeneck mit ihrem Ehegemahl ungehindert von dannen, zwei der eidgenößiſchen

Reiter waren ihr Geleite bis vor das Thor der Felsenveste Twiel, wo Heinrich von Klingenberg, ein Vetter des Freiherrn von Roseneck, seinen Sitz hatte.

Jauchzend zogen die Eidgenoßen in die geöffnete Burg ein, und nun begann das Rauben und Plündern; voran gingen überall die von Stein und Dießenhofen, die die Gelegenheit des Ortes am Besten kannten. Allein Valerius Anselm hielt auch sein zweites Wort, das er der Burgfrau gegeben: einer der zurückgebliebenen Burgknechte mußte ihm Bertha's Gemach zeigen, und er ließ Alles, was sich von einigem Werthe daselbst befand, zusammenbringen und sorgfältig in eine Kiste verschließen.

6.

Kaum war Bertha von Roseneck mit ihrem Gemahl auf Twiel angekommen, so brachte einer der Eidgenoßen eine Kiste vor die Thore der Burg, welche er der Freifrau von Roseneck als ihr Eigenthum im Namen des Städtehauptmanns einhändigte. So wohlthuend auch der Eindruck, den diese edle Handlung machte, für Bertha war, so schmerzlich war es für sie, als sie nach wenigen Stunden eine Flamme aus ihrer geliebten Burg Roseneck aufsteigen sah. Das war aber nicht mit Zustimmung des Hauptmanns geschehen, sondern Mehrere, die es ärgerte, daß Hans von Roseneck mit heiler Haut davon gekommen, waren, während Valerius Anselm mit dem größten Theile des Heeres abzog, zurückgeblieben und warfen von zwei Seiten her Brände

in die Burg, daß sie bald in Flammen auflohderte. Aber das sollte nicht ungeahndet bleiben.

Die Flamme, welche gegen Twiel hin die ganze Straße beleuchtete und die Nacht zum Tage machte, war auch in der Stadt Zell sichtbar geworden und dort schlug ein Herz, das es mit den Bewohnern von Roseneck aufs Beste meinte. Wir kennen diesen treuen Freund, Junker Götz von Berlichingen, der das Gute, was ihm von der Burgfrau erwiesen worden war, noch nicht vergeßen hatte. „Wohl mögen die dort oben jezt in Noth seyn" — dachte er bei sich, denn er kannte ihre Feinde, mit denen er sich früher schon gemeßen hatte — „ich will ihnen zu Hülfe eilen, und kann ich sie nimmer retten, sie wenigstens rächen." Schnell war sein Entschluß gefaßt; ohne langes Bitten erlangte er von seinem Herrn, dem Marggrafen, der immer noch müßig in der Stadt lag, die Erlaubniß zu einem Zuge gegen die Eidgenoßen, um denen zu Roseneck zu helfen, wenn es noch möglich wäre. Eine rüstige Schaar kriegslustiger Gesellen, darunter auch manche vom Württemberger Lande, und unter diesen namentlich Dietrich von Späth, saßen mit dem Junker zu Pferde und ohne Säumen ging der Zug vor Roseneck.

Eben war Valerius Anselm mit denen von Luzern, Zürich, Schwyz, Uri und Unterwalden von der Burg abgezogen, als Götz von Berlichingen mit den Seinen vor derselben ankam. Schon von Ferne hatte man das Lärmen und Schreien der zurückgebliebenen Bürger von Stein, Dießenhofen und

Schaffhausen gehört. Die Einen suchten in den vom Feuer verschont gebliebenen Gemächern der Burg auf, was die Abgezogenen übrig gelaßen, Andere saßen im Hofe, beleuchtet von den Flammen, jauchzend und schreiend und tranken einander die Reste des Weines zu, den sie noch in den Kellern gefunden hatten. „Wenn nicht zur Rettung, so kommen wir zur Rache!“ — war das Wort des Junkers von Berlichingen, als er durch das Thor ritt; jezt erst dachten die übermüthigen Sieger an den Abzug, als sie das Getrabe der Roße hörten und blanke Helme und Schwerdter erblickten. An Widerstand wurde kaum gedacht; die Meisten suchten ihr Heil in einer schnellen Flucht, und bald war kein Schweizer mehr im ganzen Hofraume. Aber die Rächer waren noch nicht befriedigt. So schnell, als er gekommen war, verließ Götz die Burg wieder, um die Schaar der Flüchtigen zu verfolgen. Der größte Theil seiner Begleiter ritt hinter ihm, ohne Weg und Steg zu kennen, nur die blinkenden Sturmhauben der fliehenden Eidgenoßen waren das Zeichen, dem sie folgten. Es waren die Zuzüger von Schaffhausen, die eben den Weg zur Heimath einschlugen. Wohl über eine Stunde lang ritt Götz mit seiner Schaar hinter den Flüchtigen her; auf einmal standen sie in der Nähe eines Dorfes, das, nur eine halbe Stunde von Schaffhausen entfernt, den Eidgenoßen wohl befreundet war. Hier verloren die Verfolger die Spur der Fliehenden, aber nicht auf lange Zeit. Nahe an der Landstraße stand die Kirche des Dorfes mit hohem

Thurme und einem wohlbefestigten Kirchhofe. Dem hatten sich die Fliehenden schnell zugewendet, denn hier gedachten sie auszuruhen und wenigstens eine Zeitlang sich gegen ihre Verfolger vertheidigen zu können. Oben auf dem Kirchthurme wohnte der Wächter, der sein Lämpchen immer länger brennen ließ als alle übrigen Bewohner des Dorfes, doch nie bis Mitternacht; heute aber hatte er eine Ausnahme von der Regel gemacht, denn noch spät hatte er einen kleinen Gast bekommen. Es war dieß ein Knabe von etwa sechs Jahren, der sich in das Dorf verirrt hatte und dem Gebäude zuging, wo hoch oben noch Licht sichtbar war. Er hatte lange gepocht, bis der Thürmer es hörte, herabkam und die Thüre des Kirchhofs öffnete. Erstarrt an Händen und Füßen konnte der Kleine kaum mehr gehen und der Thürmer mußte ihn auf den Armen in seine hochgelegene Wohnung hinauftragen. Ein warmes Stübchen hatte wieder Leben in dem Halberstarrten geweckt, so daß es dem Wächter endlich möglich wurde, einige Antworten auf seine Fragen herauszubringen. „Er habe“ — so lautete die Erzählung des Knaben — „einen lieben Vater und eine liebe Mutter, die wohnen auf einer schönen Burg — er sey in den Wald geritten mit seinem Vater und dem alten Curd, da seyen Männer herbeigekommen, die hätten gekämpft mit dem Vater, deßwegen sey Curd mit ihm geflohen, die Männer aber seyen nachgefolgt, haben den guten Curd erstochen und ihn dann mit sich geführt, indem sie ihm ein Tüchlein vor den Mund

gebunden, daß er nicht habe ſchreien können. Sie ſeyen dann in eine ſchöne Stadt gekommen, wo er ſeitdem in einem ſchönen Hauſe unter freundlichen Leuten gelebt habe; er hätte aber ſeine Eltern auf der Burg gerne wieder geſehen, darum ſey er eines Tages ſeiner Wärterin entlaufen und habe den Weg allein geſucht, ihn aber nicht finden können, ſondern ſey verirrt und endlich hieher gekommen, wo er das Licht hoch oben erblickt habe."

So hatte ſich durch die Ankunft des kleinen Gaſtes das Schlafſtündchen des Thürmers dießmal hinausgeſchoben und es war, bis er dem Knaben die nöthige Unterkunft bereitete, allmählig Mitternacht geworden. Aber kaum war dieſer zu Bette gebracht, da pochte es von Neuem an der Kirchhofthüre. So ungerne der Thürmer auch hinunter ging, that er es doch, öffnete ſeinen Gäſten das Thor zur Zuflucht und ſtieg wieder zurück in ſein Stübchen. Bald klopften wieder neue Gäſte mit kräftigen Schlägen; es war Junker Götz mit ſeinen Reitern, die hatten lange das Dorf durchſtreift um die Flüchtlinge zu finden, bis ſie durch das Licht oben auf dem Thurme hieher geleitet wurden. Bald wurden ſie auch gewiß, daß der befeſtigte Kirchhof Zufluchtsort ihrer Feinde geworden war, denn man hörte, wie die Thüre von innen verrammelt wurde. Jezt verdoppelten die von außen ihr Pochen, die Streitkolben klangen laut an dem Riegel des Thors, daß es weithin ſchallte in die ſtille Mitternacht; aber lange widerſtrebten die Dielen von Eichenholz der

Gewalt der Streithämmer. Doch ſahen die im Kirchhofe Befindlichen bald, daß das Thor klaffte und in Kurzem, — ſo konnten ſie vermuthen, — ganz eingehauen ſeyn würde. Schnell zogen ſie ſich gegen den Thurm hin zurück — glücklicherweiſe hatte der Thürmer die Thüre nicht zugeworfen, — das war auch ihre einzige Zuflucht, denn eben ſtürzte das äußere Thor unter den Streichen der Verfolger ein; allein, noch ehe dieſe alle in den Kirchhof eindringen konnten, waren die Eidgenoſſen auf den Thurm geſtiegen und hatten die Eiſenthüre hinter ſich feſt verſchloßen. Jezt waren ſie geſicherter, denn zuvor, ja, ſie ſtanden ſogar gegen die unten im Kirchhofe Befindlichen noch im Vortheile. Dieſe Stellung benüzten ſie auch, denn von nun an galt ihnen der Thurm als eine Veſte, von der herab ſie durch Werfen und Schießen ihren Belagerern heftig zuſezten.

Längſt war die blutrothe Scheibe des Mondes am Himmel aufgegangen und beleuchtete eine Stätte, die nicht umſonſt der Friedhof hieß, denn ſeit einer Stunde war es ein ſolcher für Manchen aus des Junkers Schaar geworden. Immer heftiger ſtürmten die Belagerer gegen die Eiſenthüre, um ſie zu ſprengen, aber, jemehr ſie anſtürmten, deſto mehr verloren ſie von den Ihrigen, denn die auf dem Thurme trafen ſicherer ihren Mann im Lichte des Mondes, denn zuvor. Dietrich von Späth, der Götzen zunächſt ſtand, wurde von einem Steinwurfe ins Angeſicht getroffen, daß er vom Pferde ſank. Da ſprach Meiſter Jacob, der Büchſenmeiſter aus Ansbach, der

auch dem Junker gefolgt war: „meine Herrn, was wollen wir Alle zulezt hier ins Gras beißen? Laßt uns ihnen einen andern Tanz aufſpielen — haut die Streitart nicht durch die Eiſenriegel, ich weiß ein Mittel, das beſſer wirkt, entfernt euch ein wenig. Dieſes geſagt, beugte er ſich ſchnell zur Erde nieder in der Richtung gegen die Eiſenthüre, einige kleine Feuerfunken blitzten unter ſeiner Hand und nach wenigen Augenblicken hörte man ein fürchterliches Krachen, daß der Thurm vom Fuße bis zu oberſt erzitterte. Die Thüre war durch der Petarde Kraft geſprengt, aber zu gleicher Zeit hatte es das alte Gebälke im Innern des Thurmes entzündet und im Nu ſtand das untere Stockwerk in Flammen, ſo daß weder die von außen hinein, noch die von innen mehr herauskommen konnten. Immer höher ſtiegen die Schweizer hinauf, um dem Feuer zu entgehen, das im Bauche des Thurmes wüthete und ſie bis in das Stübchen des Wächters verfolgte, wo viele ihren Tod fanden. Längſt hatte der Qualm dieſen aus ſeinem Bette getrieben, er bließ auf alle Seiten hinaus mit ſeinem Horne nach Hülfe, aber vergebens; — die Bewohner des Dorfes fuhren erſchrocken aus dem Schlafe, aber, während man ſich rüſtete, der Kirche und den Bedrängten zuzueilen, hatte das Feuer bereits das oberſte Stockwerk des Thurmes erreicht. Schon drang der Qualm auch zu der Stelle, wo der Thürmer mit dem Knaben ſtand und verzweiflungsvoll die Hände rang; der fürchterlichſte Tod in den Flammen war ihnen und allen Andern

gewiß: da faßte der Thürmer den Knaben und ſtürzte ſich, ihn in den Armen haltend, durch das Fenſter von dem Thurme herab. Auf den Gräbern des Kirchhofs lag der brave Mann zerſchmettert, aber eine unſichtbare Hand hatte über dem Knaben gewaltet. Geſund und wohlbehalten ſtand er auf, und als der Junker von Berlichingen hinzutrat, um das Wunder zu ſchauen, das ſich hier begeben hatte, erkannte er in dem Knaben — den verlorenen Ottmar.

Wir verlaßen mit dem braven Junker und ſeiner Schaar die fürchterliche Brandſtätte und begleiten ſie zu dem Felſenberge, wo wir die Freifrau von Roſeneck und ihren Gemahl gelaßen. Die Sonne war eben aus dem See heraufgeſtiegen und hatte ſchon die Spitzen der hohen Schweizergebirge beleuchtet, da erwachte Bertha aus einem ſchönen Traume, — ſie hatte ihr Söhnchen Ottmar geſehen — traurig blickte ſie im Gemache umher, als ſie ſich vom Traume getäuſcht ſah. Da trat ein Diener herein und meldete wohlbekannte Gäſte. Schnell erhob ſich Bertha, um den Ankommenden entgegen zu gehen, da öffnete ſich die Thüre und herein ſprang der kleine Ottmar, ihm folgte der Junker von Berlichingen. Die entzückte Mutter ſchloß den Kleinen in ihre Arme und bedeckte ihn mit Küßen. Lange konnte ſie kein Wort hervorbringen; erſt, als Götz erzählte, wie wunderbär der Knabe durch Gottes ſichtbare Hülfe vom ſchauervollſten Tode errettet worden war, öffnete Bertha den Mund zum Lobe und Preiſe deßen, der ihr und ihres Kindes Schickſal ſo wunderbar geleitet hatte.

Nicht minder beglückt ſchloß Hans von Roſeneck ſeinen Ottmar in die Arme, trat dann zu dem Junker hin und bot ihm die Rechte mit den Worten: „Vetter, verzeihe mir meinen Argwohn und werde mir wieder gut. Meine geliebte Bertha hat an mir bewahrheitet, daß die Erzählung von der Weibertreue zu Weinsberg kein Mährlein iſt.“

VI.

Des Baſtards Rache.

Mihi, hæc ac talia audienti, in incerto judicium est, fatone res mortalium et necessitate immutabili, an forte volvantur.
Tacitus.

1.

Gegenüber der Burg Geroldseck, wovon wir unſere Leſer bereits in einer früheren Erzählung unterhalten haben, erhebt ſich ein Berg von geringerer Höhe; auch auf ihm ſtand einſt eine Burg, die aber jezt, bis auf wenige Spuren, ganz verſchwunden iſt, und es fällt ſchon beim erſten Anblicke in die Augen, daß die Hand des Zerſtörers früher über ſie gekommen, als über ihre Nachbarin. Dieſe Burg hieß Lützelhard oder Lützen, und gehörte bis zum Tode Biſchof Walthers von Straßburg, der ſie ſeinem natürlichen Sohne als Erbtheil zuwies, ebenfalls zum Gebiete der Grafen von Geroldseck.

Mehr denn ein Jahrzehent war ſeit den Geſchichten von Straßburg, wo die Bürger ſo ritterlich

für ihre Gerechtſame gegen ihren Biſchof gekämpft hatten, bereits vorübergegangen, längſt moderten die Gebeine des im blühenden Alter dahingeſchiedenen Walther, und auf dem Stuhle zu Straßburg ſaß Heinrich von Gerolbseck, ſein Vetter, der zuvor Sängerherr am Domcapitel geweſen war. Dieſer war von den Capitularen einſtimmig erwählt worden, und zwar hauptſächlich darum, weil die Bürger der Stadt für ihn baten. Deßen war denn auch Heinrich von Gerolbseck ſtets eingedenk und hielt ſich in Allem treulich zu den Bürgern, weßwegen er auch an Gütern und Gewalt bis zu ſeinem Tode beträchtlich zunahm.

Auch auf Gerolbseck waren in dieſer Zeit mehrere Veränderungen vorgegangen. Nur noch ein Jahr lebte der alte Graf, nachdem er von dem Kloſter Gengenbach zurückgekehrt war, denn der Gram über den Verluſt zweier Söhne, die beinahe zu Einer Zeit in das Grab geſunken waren, hatte ſchnell an ſeiner Kraft gezehrt. Längſt ruhte er in ſeinem Erbbegräbniße neben der vorangegangenen Gattin, und alleiniger Erbe all der beträchtlichen Beſitzungen dieſes Hauſes war nun Graf Heinrich, der noch einzig überlebende Sohn, geworden. Die Burg Lützelhard aber hatte Heinrich, treu dem Verſprechen, das er in die Hand ſeines ſterbenden Bruders Walther niedergelegt, der verlaßenen Gertrude und ihrem Sohne abgetreten, die ſeit der Zeit, wo das kleine Häuschen an der Kinzig von den Straßburgern niedergebrannt worden war, ohne eigenes Obdach geweſen waren. Hier wohnte Gertrud, ganz in der Nähe von Gerolbseck — denn

man konnte von den Fenstern der einen Burg in die der andern hinüberſehn — dem Andenken Walthers von Geroldseck und der Erziehung ihres Sohnes, der ſich, mit Erlaubniß ſeines verſtorbenen Vaters und ſeines Oheims „Walther von Geroldseck, Herr zu Lützelhard“ nannte.

So wuchs der junge Walther heran, wurde kräftig und ſtark und, wie ſein Vater, gewandt in allen ritterlichen Tugenden. Daran verſäumte ſeine Mutter Nichts an ihm, und wo ſie ſich, dem oft unbeugſamen Sinne des Knaben gegenüber, nicht ſtark genug fühlte, ging ihr der alte Luithold, ſeit undenklicher Zeit Burgvogt auf Lützelhard, rüſtig an die Hand. Dieſer Mann wurde wegen ſeines Alters und ſeiner Einſicht, ſowie wegen des Anſehens, in welchem er bei den Herren von Geroldseck ſtand, von den Bewohnern der Burg beinahe für deren Herrn ſelbſt gehalten, ſo lange Gertrude dieſelbe noch nicht zu ihrem Aufenthalte gewählt hatte; jezt aber vertrat er Vaterſtelle an dem jungen Walther, und wohl bedurfte dieſer eines kräftigen Mannesarmes, der ihn lenkte und leitete. Neben Luithold nahm ſich auch der Oheim auf Geroldseck ſeiner mit väterlicher Liebe an. So lange Adelheid von Zimmern, die Heinrich bald nach ſeines Vaters Tode als Gattin heimführte, ihm noch keine eigenen Kinder geboren hatte, mußte Walther immer um den Oheim ſeyn, und wer es nicht wußte, der konnte, wenn er die liebreiche Begegnung des Grafen gegen den Knaben ſah, nicht anders glauben, als daß dieſer Heinrichs

leiblicher Sohn wäre. Auch nachdem Frau Adelheid ihrem Gemahle eine Tochter und dann zwei Jahre hintereinander zwei Zwillingspaare von Söhnen geboren hatte, entzog er seinem Neffen Nichts von seiner frühern Liebe und dieser war um ihn, wie zuvor, und obgleich um Vieles älter als die vier Brüder von Geroldseck, theilte Walther doch ihre ritterlichen Spiele und Uebungen mit ihnen und war besonders viel und gerne in der Gesellschaft der freundlichen Ida.

Unter solchen Verhältnißen erreichte Walther sein zwanzigstes Jahr. Schon ließ er sich nicht mehr halten in den engen Mauern der Burg, die Spiele der Knaben auf Geroldseck gewährten ihm allmählig keine Lust mehr, und auch der Umgang mit Ida, die ihn wie ihren Bruder hielt, wurde ihm von Tage zu Tage gleichgültiger. Das edle Waidwerk war mit einem Male des Jünglings Freude geworden, und um diese Neigung zu befriedigen, ritt er oft, nur von seinen Rüden begleitet, aus der Burg, streifte von Thal zu Thale, drang durch Wälder und Schluchten, so daß er manchmal erst bei einbrechender Nacht wieder auf Lützelhard zurückkehrte. Weit entfernt, der mütterlichen Sorge zu achten, die oft in bange Klagen sich ergoß, wenn er in der strengsten Jahreszeit, bei schlechtem Wetter und starrend vor Kälte und Näße seine Streifzüge verfolgte, hing er bei der Heimkunft Bogen und Köcher lachend an die Wand, warf sich behaglich in den Lehnstuhl und hörte im Scheine des wärmenden Kaminfeuers den

Sagen und Geschichten zu, die seine Mutter beim Spinnrocken erzählte, und deren sie von der Zeit her, da sie noch in dem Thale an dem Ufern der Kinzig lebte, so viele im Andenken hatte.

Später, als je sonst, war Walther an einem der lezten Herbsttage von der Jagd heimgekehrt. Er hatte nur Weniges erjagt, und war dießmal doch so lange ausgeblieben. Während seine Mutter ihre Besorgniß hierüber äußerte, kehrte er sich nicht weiter daran, sondern schäckerte mit seinen Rüden, schüttelte das triefende Naß von Kleidern und Jagdgeräthe, und streckte sich, wie gewöhnlich, mit Behaglichkeit auf dem Lehnstuhle aus. Nach einer Weile begann er mit einer Laune, die ihm außerdem selten eigen war: „Liebe Mutter, weil ich dir heute mehr als sonst Sorgen und Kummer bereitet habe, so thue zur Strafe und Beschämung ein Uebriges an mir, und erzähle mir ein liebes Geschichtchen, wie du sonst gewohnt bist; etwa von Falkenstein: du kennst ja die Burg im Schiltachthale, die steile, die gleich einem Adlerhorste über den Felsen des Waldes schwebt." „Warum gerade von Falkenstein, mein Sohn?" — fragte Gertrude — „wohl weiß ich manche Geschichte, die bei der Burg und unter ihren Mauern sich zugetragen: wie Herzog Ernst, der ungehorsame Sohn, gegen seinen Vater, König Konrad, die Fahne des Aufruhrs erhob und die zärtliche Mutter Gisela von ihrem Gemahle so oft Gnade für ihren Sohn erbat, wie er solche erhielt und dessen ungeachtet in seinem aufrührerischen Treiben fortfuhr, wie ihn

gebunden, daß er nicht habe ſchreien können. Sie ſeyen dann in eine ſchöne Stadt gekommen, wo er ſeitdem in einem ſchönen Hauſe unter freundlichen Leuten gelebt habe; er hätte aber ſeine Eltern auf der Burg gerne wieder geſehen, darum ſey er eines Tages ſeiner Wärterin entlaufen und habe den Weg allein geſucht, ihn aber nicht finden können, ſondern ſey verirrt und endlich hieher gekommen, wo er das Licht hoch oben erblickt habe."

So hatte ſich durch die Ankunft des kleinen Gaſtes das Schlafſtündchen des Thürmers dießmal hinausgeſchoben und es war, bis er dem Knaben die nöthige Unterkunft bereitete, allmählig Mitternacht geworden. Aber kaum war dieſer zu Bette gebracht, da pochte es von Neuem an der Kirchhofthüre. So ungerne der Thürmer auch hinunter ging, that er es doch, öffnete ſeinen Gäſten das Thor zur Zuflucht und ſtieg wieder zurück in ſein Stübchen. Bald klopften wieder neue Gäſte mit kräftigen Schlägen; es war Junker Götz mit ſeinen Reitern, die hatten lange das Dorf durchſtreift um die Flüchtlinge zu finden, bis ſie durch das Licht oben auf dem Thurme hieher geleitet wurden. Bald wurden ſie auch gewiß, daß der befeſtigte Kirchhof Zufluchtsort ihrer Feinde geworden war, denn man hörte, wie die Thüre von innen verrammelt wurde. Jezt verdoppelten die von außen ihr Pochen, die Streitkolben klangen laut an dem Riegel des Thors, daß es weithin ſchallte in die ſtille Mitternacht; aber lange widerſtrebten die Dielen von Eichenholz der

Gewalt der Streithämmer. Doch ſahen die im Kirchhofe Befindlichen bald, daß das Thor klaffte und in Kurzem, — ſo konnten ſie vermuthen, — ganz eingehauen ſeyn würde. Schnell zogen ſie ſich gegen den Thurm hin zurück — glücklicherweiſe hatte der Thürmer die Thüre nicht zugeworfen, — das war auch ihre einzige Zuflucht, denn eben ſtürzte das äußere Thor unter den Streichen der Verfolger ein; allein, noch ehe dieſe alle in den Kirchhof eindringen konnten, waren die Eidgenoſſen auf den Thurm geſtiegen und hatten die Eiſenthüre hinter ſich feſt verſchloßen. Jezt waren ſie geſicherter, denn zuvor, ja, ſie ſtanden ſogar gegen die unten im Kirchhofe Befindlichen noch im Vortheile. Dieſe Stellung benüzten ſie auch, denn von nun an galt ihnen der Thurm als eine Veſte, von der herab ſie durch Werfen und Schießen ihren Belagerern heftig zuſezten.

Längſt war die blutrothe Scheibe des Mondes am Himmel aufgegangen und beleuchtete eine Stätte, die nicht umſonſt der Friedhof hieß, denn ſeit einer Stunde war es ein ſolcher für Manchen aus des Junkers Schaar geworden. Immer heftiger ſtürmten die Belagerer gegen die Eiſenthüre, um ſie zu ſprengen, aber, jemehr ſie anſtürmten, deſto mehr verloren ſie von den Ihrigen, denn die auf dem Thurme trafen ſicherer ihren Mann im Lichte des Mondes, denn zuvor. Dietrich von Späth, der Götzen zunächſt ſtand, wurde von einem Steinwurfe ins Angeſicht getroffen, daß er vom Pferde ſank. Da ſprach Meiſter Jacob, der Büchſenmeiſter aus Ansbach, der

auch dem Junker gefolgt war: „meine Herrn, was wollen wir Alle zuletzt hier ins Gras beißen? Laßt uns ihnen einen andern Tanz aufſpielen — haut die Streitart nicht durch die Eiſenriegel, ich weiß ein Mittel, das beſſer wirkt, entfernt euch ein wenig. Dieſes geſagt, beugte er ſich ſchnell zur Erde nieder in der Richtung gegen die Eiſenthüre, einige kleine Feuerfunken blitzten unter ſeiner Hand und nach wenigen Augenblicken hörte man ein fürchterliches Krachen, daß der Thurm vom Fuße bis zu oberſt erzitterte. Die Thüre war durch der Petarde Kraft geſprengt, aber zu gleicher Zeit hatte es das alte Gebälke im Innern des Thurmes entzündet und im Nu ſtand das untere Stockwerk in Flammen, ſo daß weder die von außen hinein, noch die von innen mehr herauskommen konnten. Immer höher ſtiegen die Schweizer hinauf, um dem Feuer zu entgehen, das im Bauche des Thurmes wüthete und ſie bis in das Stübchen des Wächters verfolgte, wo viele ihren Tod fanden. Längſt hatte der Qualm dieſen aus ſeinem Bette getrieben, er bließ auf alle Seiten hinaus mit ſeinem Horne nach Hülfe, aber vergebens; — die Bewohner des Dorfes fuhren erſchrocken aus dem Schlafe, aber, während man ſich rüſtete, der Kirche und den Bedrängten zuzueilen, hatte das Feuer bereits das oberſte Stockwerk des Thurmes erreicht. Schon drang der Qualm auch zu der Stelle, wo der Thürmer mit dem Knaben ſtand und verzweiflungsvoll die Hände rang; der fürchterlichſte Tod in den Flammen war ihnen und allen Andern

gewiß: da faßte der Thürmer den Knaben und ſtürzte ſich, ihn in den Armen haltend, durch das Fenſter von dem Thurme herab. Auf den Gräbern des Kirchhofs lag der brave Mann zerſchmettert, aber eine unſichtbare Hand hatte über dem Knaben gewaltet. Geſund und wohlbehalten ſtand er auf, und als der Junker von Berlichingen hinzutrat, um das Wunder zu ſchauen, das ſich hier begeben hatte, erkannte er in dem Knaben — den verlorenen Ottmar.

Wir verlaßen mit dem braven Junker und ſeiner Schaar die fürchterliche Brandſtätte und begleiten ſie zu dem Felſenberge, wo wir die Freifrau von Roſeneck und ihren Gemahl gelaßen. Die Sonne war eben aus dem See heraufgeſtiegen und hatte ſchon die Spitzen der hohen Schweizergebirge beleuchtet, da erwachte Bertha aus einem ſchönen Traume, — ſie hatte ihr Söhnchen Ottmar geſehen — traurig blickte ſie im Gemache umher, als ſie ſich vom Traume getäuſcht ſah. Da trat ein Diener herein und meldete wohlbekannte Gäſte. Schnell erhob ſich Bertha, um den Ankommenden entgegen zu gehen, da öffnete ſich die Thüre und herein ſprang der kleine Ottmar, ihm folgte der Junker von Berlichingen. Die entzückte Mutter ſchloß den Kleinen in ihre Arme und bedeckte ihn mit Küßen. Lange konnte ſie kein Wort hervorbringen; erſt, als Götz erzählte, wie wunderbar der Knabe durch Gottes ſichtbare Hülfe vom ſchauervollſten Tode errettet worden war, öffnete Bertha den Mund zum Lobe und Preiſe deßen, der ihr und ihres Kindes Schickſal ſo wunderbar geleitet hatte.

Nicht minder beglückt schloß Hans von Roseneck seinen Ottmar in die Arme, trat dann zu dem Junker hin und bot ihm die Rechte mit den Worten: „Vetter, verzeihe mir meinen Argwohn und werde mir wieder gut. Meine geliebte Bertha hat an mir bewahrheitet, daß die Erzählung von der Weibertreue zu Weinsberg kein Mährlein ist.“

hatte — „für die ſchöne Mähre aus alter Zeit, die ihr mir da mitgetheilt habt; ich will euch zum ſchuldigen Danke hiefür eine Geſchichte erzählen, die ſich erſt neueſtens bei Falkenſtein begeben, und thue es um ſo lieber jezt, da der alte Kauz ſchläft wie eine Ratze und auch die Andern neben ihm ihre Köpfe bis auf den Bauch hängen.“

2.

„Dieſen Morgen“ — begann Walther — „bin ich, wie ihr wißt, mit dem Früheſten ausgeritten, und mein Rößlein trug mich längs dem Thale der Kinzig über Höhen und Bergſchluchten, und nie behagte mir das Herumſchweifen im ſchattigen Walde mehr, als heute, ob ich gleich wenig oder gar Nichts erjagt habe, denn weil mir ſo wohl ums Herz war, wollte ich auch den armen Thierchen ihr Leben und ihre Freude gerne gönnen. So ritt ich aufwärts bis an den Ort, wo die Schiltach ihre Bahn über Felſen und Klippen hinab windet und in unſer reizendes Kinzigthal einmündet. Hier, wo die Waldungen dichter ſtehen, als um unſere Burg, wo himmelhohe Tannen dem Blicke jede Ausſicht entziehen, vernahm ich mit Einem Male, nachdem es eine Zeit lange ſtill und ruhig um mich geweſen, Hundegebell und Hörnerklang von Jagenden aus ziemlicher Entfernung; ich hielt mein Roß an und horchte, jezt drang ein anderer Laut zu meinem Ohre, es war eine menſchliche Stimme, die um Hülfe zu rufen ſchien; der Laut kam immer näher, er kam aus dem

für ihre Gerechtſame gegen ihren Biſchof gekämpft hatten, bereits vorübergegangen, längſt moderten die Gebeine des im blühenden Alter dahingeſchiedenen Walther, und auf dem Stuhle zu Straßburg ſaß Heinrich von Gerolbseck, ſein Vetter, der zuvor Sängerherr am Domcapitel geweſen war. Dieſer war von den Capitularen einſtimmig erwählt worden, und zwar hauptſächlich darum, weil die Bürger der Stadt für ihn baten. Deßen war denn auch Heinrich von Gerolbseck ſtets eingedenk und hielt ſich in Allem treulich zu den Bürgern, weßwegen er auch an Gütern und Gewalt bis zu ſeinem Tode beträchtlich zunahm.

Auch auf Gerolbseck waren in dieſer Zeit mehrere Veränderungen vorgegangen. Nur noch ein Jahr lebte der alte Graf, nachdem er von dem Kloſter Gengenbach zurückgekehrt war, denn der Gram über den Verluſt zweier Söhne, die beinahe zu Einer Zeit in das Grab geſunken waren, hatte ſchnell an ſeiner Kraft gezehrt. Längſt ruhte er in ſeinem Erbbegräbniße neben der vorangegangenen Gattin, und alleiniger Erbe all der beträchtlichen Beſitzungen dieſes Hauſes war nun Graf Heinrich, der noch einzig überlebende Sohn, geworden. Die Burg Lützelhard aber hatte Heinrich, treu dem Verſprechen, das er in die Hand ſeines ſterbenden Bruders Walther niedergelegt, der verlaßenen Gertrude und ihrem Sohne abgetreten, die ſeit der Zeit, wo das kleine Häuschen an der Kinzig von den Straßburgern niedergebrannt worden war, ohne eigenes Obdach geweſen waren. Hier wohnte Gertrud, ganz in der Nähe von Gerolbseck — denn

man konnte von den Fenstern der einen Burg in die der andern hinüberſehn — dem Andenken Walthers von Geroldseck und der Erziehung ihres Sohnes, der ſich, mit Erlaubniß ſeines verſtorbenen Vaters und ſeines Oheims „Walther von Geroldseck, Herr zu Lützelhard“ nannte.

So wuchs der junge Walther heran, wurde kräftig und ſtark und, wie ſein Vater, gewandt in allen ritterlichen Tugenden. Daran verſäumte ſeine Mutter Nichts an ihm, und wo ſie ſich, dem oft unbeugſamen Sinne des Knaben gegenüber, nicht ſtark genug fühlte, ging ihr der alte Luithold, ſeit undenklicher Zeit Burgvogt auf Lützelhard, rüſtig an die Hand. Dieſer Mann wurde wegen ſeines Alters und ſeiner Einſicht, ſowie wegen des Anſehens, in welchem er bei den Herren von Geroldseck ſtand, von den Bewohnern der Burg beinahe für deren Herrn ſelbſt gehalten, ſo lange Gertrude dieſelbe noch nicht zu ihrem Aufenthalte gewählt hatte; jezt aber vertrat er Vaterſtelle an dem jungen Walther, und wohl bedurfte dieſer eines kräftigen Mannesarmes, der ihn lenkte und leitete. Neben Luithold nahm ſich auch der Oheim auf Geroldseck ſeiner mit väterlicher Liebe an. So lange Adelheid von Zimmern, die Heinrich bald nach ſeines Vaters Tode als Gattin heimführte, ihm noch keine eigenen Kinder geboren hatte, mußte Walther immer um den Oheim ſeyn, und wer es nicht wußte, der konnte, wenn er die liebreiche Begegnung des Grafen gegen den Knaben ſah, nicht anders glauben, als daß dieſer Heinrichs

leiblicher Sohn wäre. Auch nachdem Frau Adelheid ihrem Gemahle eine Tochter und dann zwei Jahre hintereinander zwei Zwillingspaare von Söhnen geboren hatte, entzog er seinem Neffen Nichts von seiner frühern Liebe und dieser war um ihn, wie zuvor, und obgleich um Vieles älter als die vier Brüder von Geroldseck, theilte Walther doch ihre ritterlichen Spiele und Uebungen mit ihnen und war besonders viel und gerne in der Gesellschaft der freundlichen Ida.

Unter solchen Verhältnißen erreichte Walther sein zwanzigstes Jahr. Schon ließ er sich nicht mehr halten in den engen Mauern der Burg, die Spiele der Knaben auf Geroldseck gewährten ihm allmählig keine Lust mehr, und auch der Umgang mit Ida, die ihn wie ihren Bruder hielt, wurde ihm von Tage zu Tage gleichgültiger. Das edle Waidwerk war mit einem Male des Jünglings Freude geworden, und um diese Neigung zu befriedigen, ritt er oft, nur von seinen Rüden begleitet, aus der Burg, streifte von Thal zu Thale, drang durch Wälder und Schluchten, so daß er manchmal erst bei einbrechender Nacht wieder auf Lützelhard zurückkehrte. Weit entfernt, der mütterlichen Sorge zu achten, die oft in bange Klagen sich ergoß, wenn er in der strengsten Jahreszeit, bei schlechtem Wetter und starrend vor Kälte und Näße seine Streifzüge verfolgte, hing er bei der Heimkunft Bogen und Köcher lachend an die Wand, warf sich behaglich in den Lehnstuhl und hörte im Scheine des wärmenden Kaminfeuers den

Sagen und Geschichten zu, die seine Mutter beim Spinnrocken erzählte, und deren sie von der Zeit her, da sie noch in dem Thale an den Ufern der Kinzig lebte, so viele im Andenken hatte.

Später, als je sonst, war Walther an einem der lezten Herbsttage von der Jagd heimgekehrt. Er hatte nur Weniges erjagt, und war dießmal doch so lange ausgeblieben. Während seine Mutter ihre Besorgniß hierüber äußerte, kehrte er sich nicht weiter daran, sondern schäckerte mit seinen Rüden, schüttelte das triefende Naß von Kleidern und Jagdgeräthe, und streckte sich, wie gewöhnlich, mit Behaglichkeit auf dem Lehnstuhle aus. Nach einer Weile begann er mit einer Laune, die ihm außerdem selten eigen war: „Liebe Mutter, weil ich dir heute mehr als sonst Sorgen und Kummer bereitet habe, so thue zur Strafe und Beschämung ein Uebriges an mir, und erzähle mir ein liebes Geschichtchen, wie du sonst gewohnt bist; etwa von Falkenstein: du kennst ja die Burg im Schiltachthale, die steile, die gleich einem Adlerhorste über den Felsen des Waldes schwebt." „Warum gerade von Falkenstein, mein Sohn?" — fragte Gertrude — „wohl weiß ich manche Geschichte, die bei der Burg und unter ihren Mauern sich zugetragen: wie Herzog Ernst, der ungehorsame Sohn, gegen seinen Vater, König Konrad, die Fahne des Aufruhrs erhob und die zärtliche Mutter Gisela von ihrem Gemahle so oft Gnade für ihren Sohn erbat, wie er solche erhielt und dessen ungeachtet in seinem aufrührerischen Treiben fortfuhr, wie ihn

Munde eines weiblichen Wesens, das mehrmals hintereinander ganz kläglich: „Vater, Vater!“ rief. Nun gab ich meinem Roße die Sporen und rasch ging es über Stock und Stein, durch Baum und Strauch dem Platze zu, woher der Hülferuf gekommen war. Bald war ich zur Stelle. Ein jugendliches Frauenbild im reizenden Jagdkleide bot sich meinem Blicke dar; ihr Zelter, auf dem sie ritt, war, während sie, von ihrem Gefolge entfernt, ein Wild verfolgte, zur Erde nieder gestürzt, das Fräulein glitt herab, aber einer ihrer zarten Füße verwickelte sich in das Riemenwerk des Sattels, das Roß raffte sich schnell wieder auf und suchte das Weite, unfehlbar wäre auch die schöne Reiterin über Stock und Stein geschleift worden, bis ihr Vater mit seinem Gefolge herbeigekommen wäre, allein in dem Augenblicke, wo das Schreckliche hätte geschehen können, kam ich herbeigesprengt, mit Einem schnellen Satze hatte mein Roß das schon flüchtende des Fräuleins überholt, ich griff nach dem Zügel, riß es mit kräftigem Arme zurück und — das Fräulein war gerettet. Ich stieg ab, machte die schöne Unbekannte von ihren Banden los, die sich schnell emporrichtete und mir mit niedergeschlagenen Augen die Hand reichte; sie nannte mich den Retter ihres Lebens und sprach so freundliche Worte, die ich jedoch kaum alle auffaßte, denn ich war ganz in den Anblick ihrer Schönheit versunken. Jezt erst pries ich mich glücklich, der Retter solch eines holden Wesens geworden zu seyn und dachte bei mir selbst, wie Jammerschade es gewesen wäre,

wenn ſolch ein junges Blut auf ſo grauſame Weiſe umgekommen wäre. Während ich ihr wieder auf ihr Roß half, kam eben ihr Vater herbei, der nicht wenig erſtaunte, als er ſein Töchterlein in der Geſellſchaft eines ſo jungen Fants erblickte. Doch bald erfuhr er aus ihrem eigenen Munde, was geſchehen war, und wie bereitwillig ich ihr Hülfe und Rettung gebracht hatte. War der Dank des Fräuleins innig geweſen, ſo war noch weit kräftiger der Handſchlag des Vaters, wodurch er mir ſeine Erkenntlichkeit beweiſen wollte. Und nun gings unter Jubel und Freudenruf auf Burg Falkenſtein, wo der Ritter mit ſeinem Töchterchen wohnte. Daß ich ſie begleiten mußte, kannſt du dir wohl denken, daß ich bei dem Burgherrn zechte und guter Dinge war — man trank nämlich die Geſundheit des Fräuleins, die mit perlendem Weine mir oft den Becher krebenzte — auch das, liebe Mutter, kannſt du dir leicht vorſtellen: aber von Etwas, haſt du doch keine Ahnung.“ „Und doch“ — fiel die Mutter lächelnd ein — „kann ich mir wohl denken, daß mein Sohn Walther ungerne von Falkenſtein ſchied, denn es gefiel ihm faſt wohl daſelbſt“ — „denn“ — ſezte Walther gleich hinzu — „er hatte Fräulein Emma etwas zu tief in die blauen Aeuglein geſehen; ja, noch mehr, liebe Mutter, ihr holdſeliges Weſen hat einen ſolchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich glaube, von nun an keinen Tag mehr, wo ich nicht um ſie geweſen, verleben zu können.“ „Aber“ — fragte Gertrude — „was wird deine Muhme und bisherige Geſpielin

Ida von Geroldseck dazu ſagen, wenn ihr lieber Vetter ſeine Gunſt einer Andern zuwendet, der Tochter eines Mannes, der nur der Vaſall ihres Vaters iſt?“ „Ritter- oder Grafentochter, da kümmert ſich Walther wenig darum; du ſollſt nur einmal Emma von Falkenſtein ſehen und Ida ihr gegenüber ſtellen: dieſe iſt ein ſchmächtiges, furchtſames Ding im Vergleiche mit Emma, die in Jugendfriſche Blühende, die ſo reizend im Jagdanzuge auf ihrem Zelter ſaß, wie unſer Einer, und gleich einem kühnen Waldmann zwiſchen Hirſchen und Rehen herumpirſcht.“ „Ob aber Fräulein Emma ſo guten und reinen Herzens iſt, wie unſere Ida? das iſt eine andere Frage“ bemerkte Gertrude. „Das weiß ich freilich nicht, aber das weiß ich gewiß, daß ich von nun an bloß der Emma von Falkenſtein zu Hofe reiten und nächſter Tage bei ihrem Vater um ihre Hand werben werde, denn einmal habe ich ihr das Leben gerettet und habe, ſo zu ſagen, Anſprüche auf ihren Beſitz; dazu habe ich auch geſehen, daß ich wohl gelitten bin bei des Fräuleins Vater, denn er iſt ein großer Liebhaber der Jagd, wie ich, auch führt er wacker den Humpen und das will auch ich nach und nach von ihm lernen.“ „Aber bedenke nur, mein Sohn“ — verſezte Gertrud — „daß das, was du da von dir rühmſt, noch nicht den Ritter ausmacht; du haſt bis jezt noch Nichts gethan, um dir die Sporen zu verdienen, als daß du die Thiere des Waldes erlegteſt; ehe man um eine Braut wirbt, muß man auch Proben ritterlicher Thaten abgelegt haben, und ſo

lange du bloßer Junker biſt, wird dir auch der Ritter von Falkenſtein ſeine Tochter nicht zuſagen.“ „Laß uns ſehen, ob du Recht haſt, oder ich“ — lachte Walther und damit war für heute die Sache abgethan.

Von nun an beſuchte Walther jeden Tag Burg Falkenſtein, und war ſtets ein willkommener Gaſt daſelbſt. Er war in ſeiner Eigenliebe ſo viel als gewiß, daß Fräulein Emma ihn nichts weniger als mit gleichgültigen Augen anſehe. Ihre Blicke verriethen ihm, daß er ihre Huld gewonnen und ſie ſchenkte ihm auch, wenigſtens ſo lange er um ſie war, ihre volle Aufmerkſamkeit. Das Bild der ſanften Ida von Gerolbseck, der holden Geſpielin ſeiner Jugendtage, ſchwand immer mehr aus ſeinem Herzen und er gab keinem andern Gedanken mehr Raum, als dem, wie er um Emma's volle Gunſt und Liebe ſich bewürbe. Nach wenigen Wochen ſtand ſein Entſchluß feſt, geradezu um ihre Hand anzuhalten und ſie als Hausfrau heimzuführen, denn der Weg, den er jeden Tag reiten mußte, um ſeine Huldin zu ſehen, fing an, ihm langweilig zu werden. Allein, bevor er dem Ritter von Falkenſtein ſeinen Wunſch vortrug, hielt er es für gerathen, zuvor der Tochter ſelbſt ſeinen Vortrag zu machen. Dieß geſchah mit einfachen Worten und ohne lange Umſchweife, denn Walther war noch nicht in der höfiſchen Sitte ſeiner Zeit bewandert, wo man zuvor in zarten Minneliedern die Wünſche des Herzens vor der Burg der Geliebten vortrug. „Liebt ihr mich, gnädiges Fräulein, und wollt ihr mir als Hausfrau die

Hand reichen, wenn euer Herr Vater ja dazu sagt?“ in diesen wenigen Worten ward Walthers Antrag ausgesprochen. „Daß ich euch liebe, Junker,“ — erwiederte Emma — „daran könnet ihr wohl nicht zweifeln;“ — sie sprach dieß mit einem Blicke voll liebevoller Freundlichkeit, konnte aber doch einen schalkhaften Zug in ihrem Gesichte dabei nicht verbergen — „ob ich euch aber so schnell, wie ihr wünschet, die Hand als Hausfrau reichen kann, ist wieder eine andere Frage, deren Entscheidung allein meinem Vater zusteht. Dabei bedenket auch, daß ich seine einzige Tochter bin, die er nicht so bald wird von sich lassen wollen, vor Allem aber erwäget eure Jugend und daß ihr die Ritterspornen noch nicht erworben habt.“ „Nur daran also hängt es, mein holdes Fräulein?“ — entgegnete Walther, ohne über die freie Abweisung verlegen zu werden — „das läßt sich schon machen; übrigens will ich das Nein eures Herrn Vaters vor der Hand noch nicht einholen, bis ich gewiß weiß, daß ich werth bin, das Ja zu erlangen.“ „Da thut ihr wohl daran, mein lieber Junker,“ bemerkte Emma mit einem etwas spöttischen Lächeln und bot zugleich dem jungen Walther die Hand zum Kuße, zum Beweise, daß er in Hulden entlassen sey, denn sie fürchtete, der Vater möchte sie allein mit ihm überraschen, und das wäre ihr nicht gleichgültig gewesen. Walther bedeckte die Hand des Fräuleins mit Küßen, drückte sie an sein pochendes Herz und sprach voll seliger Begeisterung: „gerne will ich harren, holde Emma, wenn nur eure Liebe mir gewiß ist;

durch ritterliches Thun will ich eurer werth werden und nicht eher wiederkehren, als bis ich im Ritterschmucke vor euch erscheinen kann.“ Mit diesen Worten verließ er Emma's Gemach, leerte noch einige Becher mit dem alten Herrn im hohen Ahnensaale und trabte, freilich etwas mißmuthig, auf seinem Rößlein zum Burgthore hinaus.

Der Mutter brachte Walther für diesen Abend keine Neuigkeit mit nach Hause, denn er hätte ihr ja gestehen müssen, daß sie Recht gehabt hatte, als sie damals zu ihm sagte, es würde mit dem Heimführen der Braut nicht so schnell gehen. Aber bald kam Frau Gertrude selbst auf den Gedanken, daß Etwas vorgefallen seyn müßte, denn Walther ritt seit dem Tage, da er mit Emma gesprochen, nicht mehr auf Burg Falkenstein, auch sah sie ihn mehr düster und in sich gekehrt, als freudig und wohlgemuth, wie er sonst zu seyn pflegte, ja, er ging, was er seit geraumer Zeit nur selten gethan hatte, jezt auch wieder öfter zu dem Oheime auf Burg Geroldseck und verweilte daselbst länger, als er sonst gewohnt war. Gertrude richtete über alle diese Veränderungen keine Frage weiter an ihren Sohn, im Gegentheile schien sie mit seinem jetzigen Benehmen recht wohl zufrieden zu seyn. Seine häufigen Besuche auf Falkenstein hatten ihr nie recht gefallen, besonders aber mißbilligte sie das Verhältniß, welches er mit Fräulein Emma angeknüpft hatte. Endlich entdeckte Walther seiner Mutter unaufgefordert die Ursache seines Wegbleibens von Falkenstein, that ihr aber zur

ſelben Stunde auch ſeinen Entſchluß kund, das bisherige ſtille Treiben auf Burg Lützelhard mit dem Leben in Kampf und Krieg zu vertauſchen. Es war nämlich in dieſen Tagen eine Heerfarth gen Oeſterreich am Rheine ausgerufen worden, und das däuchte dem thatenluſtigen Junker eine ſchickliche Gelegenheit, ſeine erſte Waffenprobe abzulegen, zumal, da auch ſein Oheim, Graf Heinrich von Geroldseck, mit auszog.

3.

Große und wichtige Dinge hatten ſich damals im deutſchen Reiche ereignet. Graf Rudolph von Habsburg, unter deſſen Hauptmannſchaft die Straßburger ihre Kämpfe für Recht und Freiheit gegen Biſchof Walther geführt hatten, fand nicht nur Anerkennung in dieſer Stadt, wo man ihm eine Ehrenſäule errichtete, ſondern ſelbſt ganz Deutſchland hatte ſeinen ritterlichen Sinn kennen und ſchätzen gelernt. Im September des Jahres 1273 wurde er von den Churfürſten des Reichs einſtimmig zum Könige der Deutſchen erwählt und mit großem Gepränge zu Aachen gekrönt. Eine große Aufgabe war Demjenigen geſtellt, der damals die Zügel des Reichs ergriff, nachdem dieſes mehr als zwanzig Jahre hindurch eines Oberhauptes entbehrt hatte und durch Geſetzloſigkeit und Unordnung in allen ſeinen Grundveſten zerrüttet war. Wenn je Einer der Mann dazu war, die lange vermißte Ordnung und den Zuſtand des Rechts wieder herzuſtellen, ſo war dieß Rudolph von Habsburg. Vor Allem aber mußte einem Gegner

die Spitze geboten werden, der ſelbſt nach der deutſchen Krone geſtrebt hatte, ſich aber in ſeinen Hoffnungen getäuſcht ſah, und nun durch Widerſetzlichkeit gegen den Neugewählten ſich noch einige Wichtigkeit zu geben verſuchte. Es war dieß König Ottokar von Böhmen, aus dem uralten Stamm Przemysl, den die Seinigen rühmten als den Freigebigen, den Gaſtfreien, den Prächtigen, den Goldenen; dagegen nannten ihn auch Viele den Grauſamen, denn eine Menge grauſamer Handlungen bezeichnete die Tage ſeiner Herrſchaft. So traten zwei Gegner auf den Schauplatz, beide ausgerüſtet mit gleicher Kraft des Geiſtes, mit ritterlichem Muthe und allen edlen Anlagen, um für das höchſte Ziel ihrer Wünſche Alles zu wagen; aber dem Böhmen fehlte jener Biederſinn und jene Redlichkeit, die den deutſchen König auszeichnete, jenes Gefühl der Reinheit und Schuldloſigkeit gegenüber den Seinigen, deren ſich Rudolph rühmen konnte; Ottokar von Böhmen ermangelte jener Ruhe und bedächtigen Ueberlegung, womit Rudolph nicht nur im Kabinete, ſondern auch im Felde auftrat, ſein Rittermuth artete zuweilen in Tollkühnheit aus, und dieß wurde — verbunden mit dem Verrathe ſeiner Umgebung — die Urſache ſeines Falles, wobei jedoch ſelbſt der Feind ihm ſein Mitleid nicht verſagen konnte. Ottokar war Rudolphs erſter und lezter Gegner von einiger Bedeutung, und der Kampf mit ihm gab manche Tugend des edlen Habsburgers kund.

Auf dem erſten Reichstage, den König Rudolph zu Nürnberg hielt, ſollte auch Ottokar erſcheinen, um

vom Reiche sein Lehen zu empfangen, aber er stellte sich weder hier, noch auf zwei folgenden Reichstagen zu Würzburg und Augsburg, und als der König ihn durch eigene Gesandte zur Lehensentgegennahme aufforderen ließ, schickte er dieselben mit einer übermüthigen Antwort an Rudolph zurück. Ottokar wurde deßhalb in die Reichsacht erklärt, dessen achtete aber der Trotzige nicht, und nun entschloß sich Rudolph, ihm mit einem Heere zu Leibe zu gehen, worin er namentlich auch von den Großen der Länder, die Ottokar beherrschte und denen seine Herrschaft schon längst lästig geworden war, bestärkt wurde. Mit einem Heere, das sich von Tage zu Tage durch neue Zuzüge mehrte, rückte Rudolph in Oestreich ein, die meisten Städte öffneten ihm freiwillig ihre Thore und in Kurzem stand er vor den Mauern Wiens. Nachdem er diese Stadt längere Zeit belagert hatte, übergab auch sie sich in seine Huld und Gnade.

Der Abfall so vieler Städte, mit deren Treue die Macht des Böhmenkönigs stand und fiel, bestimmte diesen endlich, auf gütlichem Wege mit Rudolph zu unterhandeln, dessen Macht er, wie er nun wohl sah, nicht länger mehr widerstehen konnte; er demüthigte sich daher und ergab sich dem Oberhaupte des Reichs auf Gnade und Ungnade. Die Bedingung des Friedens war, daß Ottokar seine Länder von Rudolph als Reichslehen empfangen sollte. Wirklich schickte er sich auch bald dazu an, und erschien mit einer Menge von Pferden und Reisigen, die alle aufs herrlichste gekleidet waren, am königlichen Hoflager; er selbst

aber trug einen goldgestickten Leibrock und war allenthalben dicht mit Edelsteinen behängt. Als die Großen, die um Rudolph waren, den prächtigen Zug heranahen sahen, meldeten sie diesem voller Freude: „Herr, rüstet euch, wie es einem Könige geziemt, mit kostbaren Kleidern. Rudolph aber erwiederte ihnen: „Schon oft hat der Böhmenkönig meinen grauen Rock belacht, nun soll mein grauer Rock auch ihn einmal verhöhnen.“ Dann sprach er zu seinem Kanzler: „gib mir deinen Mantel, auf daß Ottokar über meine Armuth etwas zu lachen habe.“ Als nun Ottokar erschien, befahl Rudolph seinen Mannen, die Waffen anzulegen, die Roße zu besteigen und, wie gerüstet zum Streite, sich auf beiden Seiten des Wegs, den der Böhmenkönig kam, in Reihen aufzustellen, damit die fremden Völker den Ruhm der deutschen Waffen erblickten. Ottokar nahte, fiel zu den Füßen des Königs nieder und bat denselben demüthig um seine Belehnung. Diese wurde ihm denn auch ertheilt, Rudolph hob den Gedemüthigten wieder auf, umarmte ihn und nannte ihn seinen lieben Freund.

Die Freundschaft der beiden Könige war indessen nur von kurzer Dauer. Schon nach wenigen Wochen brach Ottokar den Frieden, hauptsächlich veranlaßt durch die Vorwürfe seiner herrschsüchtigen Gemahlin, die ihm die Tafel nur zur Hälfte decken ließ, „weil er kaum mehr die Hälfte seiner Staaten besäße.“ Die Feindseeligkeiten begannen damit, daß Ottokar mit einem Heere von 10,000 Mann, das er im Stillen gesammelt hatte, losbrach. Da er wohl sahe,

daß es ihm ſchwer werden würde, ſeinem Gegner offen zu Leibe zu gehen, ſo wählte er die niedrigſten Wege, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen. So ſchickte er einigen Landherren in Oeſtreich, ſowie mehreren Biſchöfen und Grafen am Rheine größere Summen Geldes nebſt den lockendſten Verſprechungen, wenn ſie den König bei ſeinen Unternehmungen im Stiche laſſen würden. Das thaten denn auch Einige, doch ohne großen Schaden für Rudolph, der namentlich an den beiden Biſchöfen von Straßburg und Baſel, ſowie an ſeinem Sohne Albrecht, der ſeit des Vaters Erhebung zur Königswürde Landgraf im Elſaß geworden war, mächtige Stützen hatte.

Uebrigens ließ die zugeſagte Hülfe lange auf ſich warten. Rudolph lag mit den Seinigen zu Wien; ſchon fing ihm an bange zu werden, denn mit den Wenigen, die er bei ſich hatte, durfte er nicht wagen, den Böhmen eine Schlacht zu liefern. Endlich langten der Biſchof von Baſel und Marggraf Heinrich von Hochberg mit hundert Reiſigen an. An ſie hatte ſich ein Fähnlein von hundert Reitern aus Schwabenland angeſchloßen: es war dieß Graf Heinrich von Gerolbseck mit ſeinem Neffen, Walther von Lützelhard, und ſeinen zahlreichen Vaſallen. Obwohl Rudolph von Habsburg als Graf und Städtehauptmann ſich einſt feindlich gegen Heinrich von Gerolbseck erwieſen hatte, als er deſſen Burg im Sturme erſtürmte und in Beſitz nahm, ſo hatte ſich ihm doch ſein Herz nachher wieder zugewendet, als er am Sterbebette ſeines Bruders, des Biſchof's Walther von Straßburg, den

Habsburger näher kennen lernte und einsah, daß dieser nicht nur Einer sey, der das Schwerdt kräftig zu führen wisse, sondern ein biederer und ehrenvester Ritter in der ganzen Bedeutung des Wortes. Als daher das Aufgebot in die Gegend des oberen Rheines kam, war Heinrich von Gerolbseck einer der Ersten, der seine Mannen und Vasallen aufrief, um dem Könige ein Fähnlein zuzuführen.

Als Rudolph zu Wien erfuhr, daß sein alter Freund, der Bischof von Basel, nebst dem Markgrafen von Hochberg und dem Grafen von Gerolbseck anrücke, ließ er gleich fragen, warum denn sein Sohn Albrecht nicht auch mitkömme? „Der ist mit 500 Reisigen unterwegs" gab der Bischof zur Antwort; als er aber mit dem Könige allein war, sagte er: „weder euer Sohn noch eure übrigen Freunde können euch im Augenblicke zu Hülfe kommen, darum müssen wir uns berathen, was für jezt zu thun ist. „Ruhet einen Tag aus" — erwiederte Rudolph und dann lasset uns zum Kampfe schreiten; mir genügt, daß ich euch als Wächter meiner Person um mich habe. Auf meinen Gott vertraue ich, der mich wunderbarer Weise zu diesem Ruhme erwählt hat, der wird mich auch jezt nach seiner Gnade wunderbarlich unterstützen.

Am dritten Tage nach der Ankunft des Bischof's von Basel — es war der 26. August des Jahres 1278 — zog König Rudolph aus der Stadt Wien dem Feinde entgegen. Auf dem Marchfelde, nur wenige Stunden von der Stadt entfernt, traf er mit Ottokar, der ein mächtiges Heer versammelt hatte,

zuſammen. Ehe der Kampf begann, kam ein Ritter, Herwart von Küllenſtein, zu dem deutſchen Könige und bot ihm gegen eine Belohnung ſeine Dienſte gegen Ottokar an. Als Rudolph dieſes Anerbieten verſchmähte, wandte ſich der Ritter an Ottokar; von dieſem erhielt er den verlangten Lohn und verſprach dafür, des deutſchen Königs, wie ſehr er ſich auch in Acht nehmen würde, habhaft zu werden und ihn niederzuwerfen.

Beide Heere rückten einander allmählig näher, aber es wollte noch nicht ſobald zum Angriffe kommen. Heinrich Scherlin aus Schwaben, ein Dienſtmann des Biſchofs von Baſel, war der Erſte, der den eigentlichen Kampf eröffnete. Er ritt einen unbändigen Streithengſt, den er kaum zu zügeln vermochte; als ihm daher Scherlin die Sporen in die Weichen drückte, ſuchte dieſer das Weite und trug ſeinen Reiter mitten unter die Feinde. „Es iſt Zeit“ — rief König Rudolph, der dieß ſah, — „daß wir unſerem Manne zu Hülfe kommen!“ und nun begann der gegenſeitige Angriff. Gleich beim erſten Zuſammentreffen ſuchte Herwart den König auf, drang durch die dichte Schaar, die ihn umgab und ſtach ſein Pferd nieder, ſo daß Roß und Mann in den nebenfließenden Bach fielen. Schnell waren die Getreuen des Königs beſchäftigt, ihm wieder aufzuhelfen. „Seid doch nicht um mich beſorgt“ — rief Rudolph — „es iſt jezt nicht an der Zeit, ſich um einen einzelnen Mann zu kümmern; ſchreitet in den Kampf und helfet den Andern.“ Auf dieſes Wort rückten Alle vorwärts,

aber Einer ließ sich nicht abtreiben, sondern stellte sich vor den König, wie eine Mauer, und hielt jeden Angriff ab, der auf das Leben seines Herrn geschehen konnte, denn bald drängten sich mehrere Feinde herzu, die den König stürzen gesehen und trotz seiner unscheinbaren Rüstung wohl erkannt hatten. Wie ein Löwe focht der Unbekannte für das Leben seines Königs und machte rechts und links die Feinde nieder. Da, als er kaum der Uebermacht mehr widerstehen konnte, kam im rechten Augenblicke Berthold von Capellen, den der König mit 300 vom Kerne des Heeres auf einer Anhöhe aufgestellt hatte, herbei: wie ein Blitz fuhr er unter die Feinde und stäubte sie auseinander, dann half er dem Könige vom Boden, wo dieser, um weniger gesehen zu werden, bisher absichtlich, mit seinem Schilde gedeckt, liegen geblieben war. „Geschwind ein Roß her!“ — rief Rudolph, als er wieder auf den Füßen stand; man brachte eines herbei und nun erneuerte er den Kampf mit der Hinterhut, die der von Capellen herbeigeführt hatte. Er fiel dem böhmischen Heere in die Flanken, zersprengte es und griff die Hintersten kräftig an. Da riefen die Vordern unter Ottokars Leuten: „sie fliehen, sie fliehen!“ und wollten Rudolph damit täuschen; allein, je mehr jene schrieen, desto kräftiger hieben die Deutschen ein. Der Kampf dauerte so lange, bis die Hintersten von den Böhmischen die Flucht nahmen; diesen folgten dann bald auch die Andern, und ließen ihren König im Stiche. Viele wurden gefangen oder niedergehauen; Andere, die sich

ſeiner Bravheit, die er heute an den Tag gelegt hatte. Um eines Hauptes länger ragte er über alle Andere, mit denen er zugleich knieete, hervor, und doch war er noch jugendlicher als die meiſten ſeiner Schwerdtgenoßen. Wie er ſich nun aufrichtete und in beinahe gleicher Größe der hohen, ſchlanken Geſtalt des Königs gegenüberſtand, betrachtete ihn dieſer genauer und erkannte erſt jezt in ihm den Jüngling, der ihn ſo ritterlich gedeckt hatte, bis der von Capellen mit ſeinen 300 zu Hülfe kam und ihn der Gefahr entrieß. „Folge mir in mein Zelt“ ſprach Rudolph mit freundlichem Blicke zu dem Jünglinge. Schüchtern befolgte dieſer den Befehl des Königs, aber ein Anderer begleitete ihn von Ferne, der mit ſichtbarer Freude das Wohlgefallen theilte, das der König an dem Jünglinge hatte. „Ihr habt mehr an mir verdient, als den Ritterſchlag“ — begann Rudolph, als ſie allein beiſammen in dem Zelte waren — „wäret ihr mir nicht zur Seite geſtanden, bis mein Ritter Berthold von ſeiner Höhe herabkam, wer weiß es, ob mein Heer heute einen frohen Tag feiern könnte. Darum ſagt an, womit ich euch lohnen kann, junger Rittersmann, denn Rudolph von Habsburg bleibt nicht gerne Jemanden ſeinen Dank ſchuldig.“ „Mein Herr und König“ — entgegnete der Jüngling — „ich habe meine Pflicht erfüllt damit, daß ich Euch geſchirmt habe vor dem Feinde, und was den Lohn betrifft, ſo habe ich volle Genüge, daß ich den Ritterſchlag aus den eigenen Händen meines erlauchten Königs empfangen.“ „Ihr ſeyd allzu

bescheiden," — versetzte Rudolph — „doch, wofern ihr nicht um eine Gnade bittet, muß ich selbst darauf denken, wie ich euch lohne" — mit diesen Worten löste er seine goldene Halskette ab und hing sie dem Jünglinge, trotz seines Widerstrebens, um.

Während dieser Handlung blickte der König dem jungen Ritter schärfer in die Augen; überrascht rief er aus; „wenn mich nicht Alles trügt, so seid ihr Einer, den ich schon gesehen habe, aber schon vor langer Zeit; ist nicht euer Name Walther, der Name eurer Mutter Gertrud, und wohnt ihr nicht auf Burg Lützelhardt, nahe bei Geroldseck?" „Es ist so" — entgegnete der Jüngling, — „auch bei mir ist es eine dunkle Erinnerung aus den Jahren meiner Kindheit, daß ich Euch, meinen Herrn und König, schon gesehen, ich meine bei der Stadt Straßburg." „So seyd mir doppelt willkommen" — rief der König freudig aus und bot Walthern die Rechte — „denn was ich in jener ernsten Stunde, da ich euch zum ersten Male gesehen, für euch wünschte, ist in Erfüllung gegangen, ihr seyd brav und wacker geworden; fahret so fort, junger Freund, daß eure Mutter und euer Oheim immer mehr Freude an euch erleben; gedenket zuweilen eures Königs, der auch euch nie vergessen wird, was ihr an ihm gethan." Walther konnte vor Rührung kein Wort des Dankes hervorbringen, er fiel vor dem Könige auf ein Knie nieder, bis dieser ihn freundlich erhob, und ihm noch einmal die Hand reichte, die Walther voll Dankgefühl an sein Herz drückte. Als er vor das Zelt hinaus

daß ihr der Gedanke, den theuern Sohn ferne und in steter Gefahr zu wissen, eben so ungewohnt als schmerzlich war? Jetzt aber, als die Blätter in den Wäldern gelb wurden und die Herbstnebel bereits um die Gipfel der Tannen strichen, blieb sie nimmer im Gemache, sondern stieg allstündlich hinauf auf den Söller, denn jede Stunde, meinte sie, sollte sie ihren Walther in der Ferne heranziehen sehen.

Eines Tages — die Abenddämmerung war schon angebrochen — kehrte Gertrud eben unmuthig in ihr Gemach zurück, denn abermals war ihre Hoffnung getäuscht worden, da ertönte das Horn des Thurmwächters, man hörte die Brücke rasseln, es klingelte auf der Treppe wie Sporengeklirr, und schnelle Tritte kamen der Thüre zu. Kaum erkannte die erstaunte Burgfrau ihren Sohn Walther in dem nun eintretenden ritterlichen Jüngling. In einfacher Knappenrüstung, mit rostiger Waffe, war er ausgezogen in das Feld und nun kam er wieder in vollem Schmucke des Ritters, im glänzenden Brustharnische und auf dem Haupte den Helm mit wallendem Busche, an der Seite das Schwerdt mit reichem Wehrgehänge und an den Füßen die ritterlichen Sporen. Mit Allem diesem hatte ihn der Oheim auf Geroldseck ausgerüstet, ehe er heimkehrte, denn er wollte die Bravheit seines Neffen ehren und zugleich seiner Mutter eine freudige Ueberraschung bereiten. Darum konnte sich auch Mutter Gertrud in dem ersten Augenblicke nicht satt genug sehen an ihrem im Ritterschmucke prangenden Sohne, und ihre Freude war so groß, daß sie kaum

dazu kommen konnte, ihn zu fragen, was ſich Alles im Felde begeben hätte? Aber namentlich wurde ihre Aufmerkſamkeit angezogen durch die ſchwere goldene Kette, die ſich um den Halsberg von Walthers Rüſtung ſchlang und bis auf den Bruſtpanzer herabhing. Da löste die mütterliche Neugier zuerſt die Zunge, um zu fragen, wie denn der liebe Sohn zu dem prächtigen Kleinode gekommen wäre? und ſie prieß mit mannigfachem Lobe bald den edlen König Rudolph, bald den Sohn, der ſich ſo brav gehalten hatte. War die Verwunderung und Freude der Mutter groß, ſo war dieß nicht minder der Fall bei dem alten Luithold, der ſich die Augen rieb, denn er wähnte, er habe geſchlafen und träume noch fort in einem ſchönen Traume, als er ſeinen lieben Junker in ſolcher Herrlichkeit vor ſich ſtehen ſah. „Ei, ei, wer hätte das geglaubt," bemerkte der Alte, indem er Walthern auf die Schulter klopfte. Walther antwortete Nichts, dann aber ſagte er, zu ſeiner Mutter gewendet: „was meinſt du wohl, liebes Mütterchen, kann dein Walther jezt wohl erſcheinen vor dem Fräulein von Falkenſtein? wird ſie mir jezt wohl Gehör ſchenken, wenn ich alſo vor ihr aufziehe?" Mit dieſen Worten blickte er über ſich und ſeinen ſchönen Anzug hin, man hätte ſagen können mit einer gewißen Eigenliebe und Eitelkeit, allein böſe können wir ihm darum nicht werden, iſt doch dieſe Empfindung bei allen jungen Leuten bemerkbar, ſobald ſie fühlen, daß Etwas aus ihnen geworden iſt. „In allewege" — entgegnete die Mutter — „darfſt du dich vor dem

trat, ſtand ſein Oheim Heinrich nicht ferne von ihm, der aufs freudigſte überraſcht wurde, als er am Halſe ſeines Neffen die goldene Gnadenkette erblickte. Wäre Walther ſein leiblicher Sohn geweſen, gewiß, Heinrichs Freude hätte nicht größer ſeyn können, beſonders, als er noch vernahm, was und wie der König mit ihm geredet hatte. Die Ehre ſeines Neffen war ihm eben ſo viel werth, als der Dank, den der König an demſelben Tage gegen ihn und alle Diejenigen ausdrückte, die ihm zu Hülfe gekommen waren und Blut und Leben in dem heißen Kampfe ſo treulich für ihn gewagt hatten.

Nach Verfluß von drei Tagen verließ König Rudolph das Schlachtfeld und zog nach Mähren und Böhmen, nachdem er den größten Theil ſeines Heeres in die Heimath entlaſſen hatte, unter denen auch Graf Heinrich von Geroldseck und Walther mit ihrem Fähnlein waren. Wir laſſen ſie ziehen und eilen voran an die Ufer der Kinzig, um zu ſehen, wie dort indeſſen die Sachen ſtanden.

4.

Während Frau Adelheid, Heinrichs Gemahlin, die Abweſenheit ihres Eheherrn ſchmerzlich empfand, war es gleichwohl immer ziemlich lebhaft um ſie geweſen, denn ihre vier jungen Söhne, Walther, Heinrich, Gerold und Ottmar boten Allem auf, um der lieben Mutter durch Spiel und Unterhaltung die einſame Zeit zu verkürzen; ja, Frau Adelheid ſehnte ſich am Ende nach ihrem Gemahle hauptſächlich auch

um der Knaben willen, denn ſeit der Abweſenheit des Vaters waren ſie bald ſo muthwillig und meiſterlos geworden, daß die Mutter ſie kaum mehr im Zaume zu halten vermochte. Ueble Noth hatte beſonders der Burgkaplan mit ihnen, denn außer Junker Ottmar ließ ſich keiner mehr auf der Schulbank des Lehrmeiſters blicken, und viel lieber wären ſie dem Vater mit Schwerdt und Lanze in den Krieg gefolgt, als zu Hauſe geblieben. Jezt, als die Mutter von der baldigen Wiederkehr des Vaters ſprach, — denn ſie hatte bereits Nachricht erhalten, daß er ſich auf dem Heimwege befinde — ließen ſich die Junker nimmer zurückhalten, man mußte ihnen einen Knecht mitgeben, in deſſen Begleitung ſie dem Vater bis in die Gegend entgegen ritten, wo die Höhen des Schwarzwaldes mit den Bergen der ſchwäbiſchen Alp zuſammenſtoßen. Nur Ottmar, der jüngſte, blieb bei der Mutter zu Hauſe und wollte den Vater auf der Burg ſelbſt erwarten.

So war doch immer noch einiges Leben auf Geroldseck; welches Bild der Verlaſſenheit und Oede gewährte dagegen Burg Lützelhard! Da war es wie ausgeſtorben, und wäre der alte Burgvogt Luithold nicht geweſen, der ſeine Gebieterin immer nur zu tröſten hatte über die Abweſenheit ihres Sohnes, Frau Gertrud wäre vor Schmerz und Sehnſucht beinahe vergangen. War es doch das erſtemal in ſeinem Leben geweſen, daß der junge Walther den Bann ſeiner Burg verließ, um in den Krieg zu ziehen, wer hätte alſo der beſorgten Mutter verargen mögen,

daß ihr der Gedanke, den theuern Sohn ferne und in steter Gefahr zu wissen, eben so ungewohnt als schmerzlich war? Jezt aber, als die Blätter in den Wäldern gelb wurden und die Herbstnebel bereits um die Gipfel der Tannen strichen, blieb sie nimmer im Gemache, sondern stieg allstündlich hinauf auf den Söller, denn jede Stunde, meinte sie, sollte sie ihren Walther in der Ferne heranziehen sehen.

Eines Tages — die Abenddämmerung war schon angebrochen — kehrte Gertrud eben unmuthig in ihr Gemach zurück, denn abermals war ihre Hoffnung getäuscht worden, da ertönte das Horn des Thurmwächters, man hörte die Brücke rasseln, es klingelte auf der Treppe wie Sporengeklirr, und schnelle Tritte kamen der Thüre zu. Kaum erkannte die erstaunte Burgfrau ihren Sohn Walther in dem nun eintretenden ritterlichen Jüngling. In einfacher Knappenrüstung, mit rostiger Waffe, war er ausgezogen in das Feld und nun kam er wieder in vollem Schmucke des Ritters, im glänzenden Brustharnische und auf dem Haupte den Helm mit wallendem Busche, an der Seite das Schwerdt mit reichem Wehrgehänge und an den Füßen die ritterlichen Sporen. Mit Allem diesem hatte ihn der Oheim auf Geroldseck ausgerüstet, ehe er heimkehrte, denn er wollte die Bravheit seines Neffen ehren und zugleich seiner Mutter eine freudige Ueberraschung bereiten. Darum konnte sich auch Mutter Gertrud in dem ersten Augenblicke nicht satt genug sehen an ihrem im Ritterschmucke prangenden Sohne, und ihre Freude war so groß, daß sie kaum

dazu kommen konnte, ihn zu fragen, was ſich Alles im Felde begeben hätte? Aber namentlich wurde ihre Aufmerkſamkeit angezogen durch die ſchwere goldene Kette, die ſich um den Halsberg von Walthers Rüſtung ſchlang und bis auf den Bruſtpanzer herabhing. Da löste die mütterliche Neugier zuerſt die Zunge, um zu fragen, wie denn der liebe Sohn zu dem prächtigen Kleinode gekommen wäre? und ſie prieß mit mannigfachem Lobe bald den edlen König Rudolph, bald den Sohn, der ſich ſo brav gehalten hatte. War die Verwunderung und Freude der Mutter groß, ſo war dieß nicht minder der Fall bei dem alten Luithold, der ſich die Augen rieb, denn er wähnte, er habe geſchlafen und träume noch fort in einem ſchönen Traume, als er ſeinen lieben Junker in ſolcher Herrlichkeit vor ſich ſtehen ſah. „Ei, ei, wer hätte das geglaubt," bemerkte der Alte, indem er Walthern auf die Schulter klopfte. Walther antwortete Nichts, dann aber ſagte er, zu ſeiner Mutter gewendet: „was meinſt du wohl, liebes Mütterchen, kann dein Walther jezt wohl erſcheinen vor dem Fräulein von Falkenſtein? wird ſie mir jezt wohl Gehör ſchenken, wenn ich alſo vor ihr aufziehe?" Mit dieſen Worten blickte er über ſich und ſeinen ſchönen Anzug hin, man hätte ſagen können mit einer gewißen Eigenliebe und Eitelkeit, allein böſe können wir ihm darum nicht werden, iſt doch dieſe Empfindung bei allen jungen Leuten bemerkbar, ſobald ſie fühlen, daß Etwas aus ihnen geworden iſt. „In allewege" — entgegnete die Mutter — „darfſt du dich vor dem

Fräulein ſehen laſſen, mein Sohn, denn du haſt dein Wort würdig gelöst.

Nicht volle zwei Tage verweilte Walther auf Lützelhard, ſo ließ er ſchon ſein Roß ſatteln, und wir ſehen den ritterlichen Jüngling voll Hoffnung der Burg Falkenſtein zureiten. Auch hier machte die Ankunft des neugeſchlagenen Ritters bei Allen eine freudige Ueberraſchung rege, doch bei weitem die größte Freude ſchien Fräulein Emma zu empfinden. Freundlich, wie noch nie zuvor, bewillkommte ſie den wohlbekannten Hausfreund; mancher Becher goldenen Marggräflers wurde am Tiſche des Burgherrn auf die Wiederkehr des jungen Fremdes geleert und Emma kredenzte ſo liebevoll, wie noch nie, wenigſtens ſchien dieß Walther ſo. Aber, als das Stündchen nahte, wo er mit ſeiner Angebeteten allein ſeyn konnte — es war dieß nach geendeter Mittagstafel, wo der Ritter von Falkenſtein ſeines Schläfchens pflegte — wie täuſchte er ſich da ſo ſchmerzlich in all den Hoffnungen, wozu er ſich jezt berechtigt geglaubt hatte! Wir wollen unſere Leſer nicht mit dem Verlaufe des ganzen Geſpräches ermüden, der Inhalt deſſelben war jenem früheren nicht ſehr unähnlich. Emma verſicherte, wie damals, den jungen Walther ihrer unwandelbaren Liebe, aber das Ziel ſeiner Wünſche wurde abermal auf unbeſtimmte Zeit hinausgeſchoben. „Warum doch, holdes Fräulein“ — ſagte Walther gegen das Ende der Unterredung — „wollt ihr euch immer noch nicht zu einem entſcheidenden Jaworte entſchließen, womit

ich zu eurem Vater eilen kann, daß er unſere Hände in einander lege? Habe ich nicht mein Wort gelöst und mir auf dem Felde der Ehre die Sporen des Ritters verdient? oder genügt es euch nicht, daß ſelbſt unſer glorwürdiger König mein Verdienſt erkannt hat?" „Das wohl" — entgegnete Emma — „aber ihr ſcheint mir immer noch nicht zu wiſſen, daß für einen Ritter, wenn er auch im Stillen das Herz ſeiner Huldin beſizt, noch mehr erforderlich iſt, um ihrer Hand auch in den Augen der Welt werth zu erſcheinen." „So nennet mir dieſes Mehr, damit ich euren Wünſchen in Allem genügen möge." „Vernehmet es denn!" — verſezte das Fräulein mit grämlich gebietender Stimme; — „Emma von Falkenſtein verlangt von ihrem Ritter, daß er ihre Farbe im Turniere trage und den Dank, den er als Sieger davon trägt, vor Aller Augen zu ihren Füßen niederlege." „Mit dieſen Worten reichte Emma, wie früher, Walthern wieder die Hand zum Abſchied; dieſer verbeugte ſich und verließ das Fräulein, aber nicht mit der liebevollen Stimmung, wie ſonſt. Mißmuthig ritt er aus Burg Falkenſtein weg, denn wohl fühlte er jezt, daß er Nichts weiter, als ein Spielball in der Hand der launiſchen Geliebten war, doch konnte er ihr um ihr Verlangen immer noch nicht böſe ſeyn, ſondern gelobte heilig und theuer bei ſich ſelbſt, Alles für ihren Beſitz zu thun. Die Gelegenheit, ſeinen Vorſatz auszuführen, bot ſich in Kurzem dar.

5.

Als König Rudolph den glorreichen Sieg über Ottokar auf dem Marchfelde erkämpft hatte, beeiferte man sich allenthalben, dieses Ereigniß durch Festlichkeiten aller Art zu begehen. Während der König zu Iglau in Mähren die Verlobung seiner beiden Kinder mit Ottokars von Böhmen Sohn und Tochter feierte, und bald darauf seinen Einzug in Wien hielt, bei welcher Gelegenheit ein glänzendes Turnier statt fand, wo der mehr als hundertjährige Ritter Otto von Haslau mit dem Sohne seiner Urenkelin eine Lanze brach: da wollte auch die Ritterschaft in den vier Landen hinter den Uebrigen nicht zurückbleiben, um den Ruhm ihres Königs zu verherrlichen, und ließ zu dem Ende ein großes Turnier nach Worms am Rheine verkündigen. Eine Menge Fürsten, Grafen und Herrn machte sich auf, um dieses Turnier zu besuchen, das eines der herrlichsten werden sollte, die je in den vier Landen des deutschen Reichs gehalten worden waren: es wurden im Ganzen 350 Helme aus edlem Geschlechte und 299 geschmückte Frauen und Jungfrauen gezählt, darunter waren 28 Herzoge und Marggrafen und 24 Damen fürstlichen Geblütes, als Turniervögte aber wurden zu Blatt getragen: Johann von Ingelheim für die Ritterschaft des Rheinstroms, Sieghard von Laubelfingen für Baiern, Heinrich von Geroldseck für Schwaben und Ludwig von Redwitz für Franken.

Unter den Rittern, welche in die Thore der Stadt

Worms einritten, um dem Turniere beizuwohnen, war auch Walther von Lützelhard. Mit düstern Ahnungen, daß dieſe Fahrt nichts Freudiges für ſie bringen würde, hatte Mutter Gertrud ihren Sohn von Hauſe entlaßen, der durchaus darauf beſtand, gen Worms zu ziehen, denn er hatte hoch und theuer bei ſich gelobt, zu erfüllen, was Fräulein Emma von ihm als lezte Bedingung des Beſitzes ihrer Hand verlangt hatte. Ebenſo fruchtlos war bei Walther auch der Rath ſeines Oheims geblieben, der ihn ſo innig und herzlich bat, für dießmal zurückzubleiben, aus Gründen, die er jedoch dem geliebten Neffen nicht näher bezeichnete, um ihm nicht wehe zu thun. Begleitet von Luithold, dem alten Diener des Hauſes, kam Walther zwei Tage vor dem Turniere in Worms an; er wählte abſichtlich nicht die Herberge ſeines Oheims zu der ſeinigen; am andern Morgen aber mußte er dieſen doch aufſuchen, denn ſo erheiſchte es die Sitte, daß Jeder, der am Turniere Theil nehmen wollte, vor dem Turniervogte ſeines Landes erſcheinen mußte, um von demſelben, in Gegenwart der Ehrenherolde, ſeinen Namen in die Liſte eintragen zu laßen.

Nichts weniger als angenehm wurde Heinrich von Gerolbseck überraſcht, als ſein Neffe bei ihm eintrat. „Warum du hier?“ war ſein einziger Willkomm an Walther; und als dieſer ſeine Bitte vortrug, war ein kurzes „nein“ die Antwort des Oheims. „Und warum wollt ihr denn meinem Geſuche durchaus nicht entſprechen?“ fragte Walther

ſich ein Fräulein herzu, und ihr zunächſt ein Ritter, den ich auch ſchon auf Geroldseck geſehen habe, und nun gings bei dieſen Beiden an ein Spotten und Lachen, während ſie den Helm, wie ein ſeltſames Schauſtück, lange bald nach dieſer, bald nach jener Seite drehten. Aus dem Läſtermunde des Fräuleins aber hörte ich deutlich die Worte: „mich wundert, daß dieſer ſogenannte von Geroldseck nicht auch noch eine Biſchofsmütze zwiſchen ſein Helmkleinod geſezt hat.“ Alle Umſtehenden lachten über dieſe loſe Bemerkung, beſonders aber ſchlug der Ritter neben dem Fräulein ein gellendes Gelächter auf, ſo daß ich hätte hinzutreten und den Helm ſamt Kleinod an dem ſpöttiſchen Munde dieſer Zween in Stücke zerſchlagen mögen. Auch Andern im Saale erweckte dieſes leichtfertige Thun Aerger, beſonders ſah ich eurem Oheime von Geroldseck, der unter den Turniervögten ſaß, wohl an, wie die Zornader auf ſeiner Stirne ſchwoll, und ſein Töchterlein, die liebe, gute Ida, wurde roth bis an den Hals, wie ſie den Spott mit anhörte, ja, ſie trat in eine Ecke des Saals und wiſchte die Thränen ab, die ihr in das Auge getreten waren. Ich hatte genug, und wollte ſchon von dannen eilen, aber des Aergers ſollte noch mehr werden. Der Ritter, den ich kenne und ihr vielleicht auch, nahm euern Schild, der an der Tafel lehnte, und trug ihn vor die Turnierkönige. „Mit Erlaubniß“ — rief der Naſenweiſe eurem Oheime zu, indem er das Schild dicht vor deßen Geſicht hielt — „trägt der, ſo dieſes Wappen führt, daſſelbe

mit Fug und Recht?“ „Darüber werden die Turnierkönige und Wappenherolde entscheiden, also ist eure Frage überflüßig, Herr Ritter“ — erwiederte euer Oheim. Da lachte der Ritter hoch auf; „wenn ein Bastard von Geroldseck ins Turnier reitet“ — erklärte er unumwunden — „so bin ich der Erste, der ihm den Harnisch vom Leibe schlägt!“ „Und ich, als Turniervogt des Landes zu Schwaben bin derjenige, der zur Stunde euern Namen für immer aus der Turnierrolle tilgt, nach Fug und Recht unserer geheiligten Turniergesetze, und wollet ihr den Grund hievon erfahren, so fraget die, welche als erwählte Richter hier neben mir sitzen. Mit kräftiger Stimme, daß es hell durch den Saal klang, sprach euer Oheim diese Worte; der Ritter aber stand da und erwiederte Nichts mehr, auch das Fräulein blieb regungslos, und ihre spöttische Miene war schnell eine ernsthafte geworden. Bald empfahl sich auch der Ritter ohne Urlaub von seiner Huldin und verließ den Saal. Ich aber rächte mich an ihm, daß ich mich jezt noch darüber freue; denn als der Gedemüthigte wie ein Dieb fortschlich, stellte ich mich breit unter die Thüre, daß er kaum Platz hatte durchzukommen; er blieb mit seinen Sporen an meinen Stiefeln hängen, glitt aus und lag, so lang als er war, auf dem Boden, daß sein Harnisch auf den Steinplatten laut raßelte; ich aber trat in den Saal ein und der Gefallene wagte es nicht mehr, umzukehren und sich bei mir für den erwiesenen Dienst zu bedanken, er mag wohl das Gelächter der Fräulein, oder die Stäbe der

Herolde gefürchtet haben. Bei meinem Eintritte in den Saal sah mich euer Oheim, er winkte mir zu sich hin und ich trat hinter ihn. „Luithold“ — sagte er mir leise in das Ohr — „nimm Schild und Helm meines Neffen, damit sie nicht weiter Gegenstand des Gespöttes werden; melde ihm, was du selbst hier im Saale gesehen und gehört hast und sag' ihm dabei, daß ich ihn um Alles, was heilig ist, bitte, dem ersten tollkühnen Streiche keinen weitern beizufügen und nicht in die Schranken zu reiten: ich selbst müßte ihn sonst zurückweisen und so mein eigenes Geschlecht schmähen.“

Einen unbeschreiblich schmerzlichen Eindruck machte diese Erzählung Luitholds auf Walther; äußerlich schien er zwar ruhig, aber desto heftiger tobte es in seinem Innern. Lange schwieg er, endlich aber machte er seiner schrecklichen Stimmung durch Worte Luft. „Das also sprach mein Oheim?“ — wandte er sich zu dem Alten mit wilder Geberde — „und du kannst es mir bezeugen, daß er so sprach?“ „Ja, Herr“ — erwiederte Luithold — „bei unserer lieben Frau kann ich es bezeugen, daß euer Oheim so gesprochen, und ich glaube, daß er es gut gemeint und nur gesagt hat, weil die Frechheit des Ritters und des Fräuleins Spott ihn dazu gedrungen haben.“ „Und wer war denn jener Ritter, der es gewagt hat, mit meinem Wappen seinen frechen Spott zu treiben, und wer war das schnippische Fräulein?“ „Der Ritter ist Germar von Schramberg gewesen, ein junger Mann in euern Jahren, aber ganz unähnlich

seinem ehrenvesten Herrn Vater, dem wohlbewährten Waffengenoßen der Geroldsecker, und das Fräulein — so hörte ich sie wenigstens im Saale nennen — hieß Emma von Falkenstein." „Emma von Falkenstein," — wiederholte Walther ganz unwillkührlich, — „du irrst dich, Luithold; es ist nicht möglich!" „Heißt sie nicht so" — erwiederte Luithold kalt und gleichgültig — so heißt sie anders; aber als Wahrzeichen diene euch: sie ist kräftiger, schlanker Statur, geht stolz einher, hat dunkle Haare und schwarze Augen und, wie ich schon vorhin bemerkt habe, einen kleinen Lästermund." „Schweig, Alter!" — rief Walther tief bewegt — „ich habe genug deines Berichtes;" — er wandte sich weg von seinem treuen Diener und gab sich einem Gefühle hin, das viel zu schmerzlich war, als daß es sich in Thränen hätte kund thun können. Daß das Fräulein wirklich Emma von Falkenstein gewesen, daran konnte Walther jezt nimmer zweifeln; daß er sich schrecklich in ihr getäuscht habe, auch dieß konnte ihm bei ruhigem Nachdenken nicht lange mehr Geheimniß bleiben. „Daher also war es gekommen, daß sie mir, nachdem ich die erste Bedingung erfüllt, noch eine weitere stellte, daher ihre Unentschiedenheit, als ich das zweite Mal um ihr Jawort bat und sie mich doch nicht auch gerade zu mit einer Weigerung abfertigen wollte." So dachte Walther, und so war es auch wirklich.

Während Walther auf dem Marchfelde um Ritterschaft und Ehre stritt, hatte der von Schramberg Eingang auf Burg Falkenstein gefunden; es

war ihm ein Leichtes geworden, Emma's Herz für ſich zu gewinnen, da ihre Liebe zu Walther noch nicht tiefe Wurzel gefaßt hatte und ſie ihm mehr als ihrem Lebensretter, denn aus freier, herzlicher Neigung zugethan war. An eine Verbindung mit ihm hatte ſie in letzter Zeit um ſo weniger mehr gedacht, da ſie nach Walthers Abgange zu dem Heere ſo widrige Nachrichten über ſeine Verhältniße und ſeine Herkunft erhielt, daß ſie befürchten mußte, nie die Einwilligung ihres Vaters zu erhalten, auch wenn es, was nicht einmal der Fall war, ihr eigener Wunſch geweſen wäre. Als aber Walther wieder aus Oeſterreich zurückkehrte, hatte Emma dem Ritter von Schramberg bereits Herz und Hand zugelobt; doch wollte ſie, eingedenk ihrer frühern Verbindlichkeit, Erſteren nicht geradezu abweiſen, ſondern legte ihm, klug ausgedachter Weiſe, eine zweite Bedingung auf, die er — das wußte ſie wohl — vermöge ſeiner Geburt als Baſtard unmöglich erfüllen konnte. Hierauf zog ſie mit ihrem Ritter gen Worms, aus dem einfachen Grunde, um Zeugin der Schmach ihres Lebensretters zu ſeyn, der ſich bisher von ihr hatte am Narrenſeile gängeln laßen.

So ſchrecklich ſich auch Walther durch Emma von Falkenſtein getäuſcht ſah, und ſo gleichgültig es ihm jezt im Grunde hätte ſeyn können, ob er ins Turnier ritt, oder nicht, da des Fräuleins Wille kein Beweggrund mehr für ihn ſeyn konnte, und er von ihrer Hand wenigſtens keinen Siegesdank gewinnen wollte, ſo beſann er ſich doch keines Beßern.

Seinem Oheime wollte er Trotz bieten, ſo widerſinnig dieß auch in jeder Hinſicht war, denn der Grund, warum er nicht in die Schranken reiten durfte, war ihm ja kund geworden, und Niemand konnte dieſen zufälligen Umſtand abändern.

6.

Der Tag, an welchem das Turnier ſelbſt beginnen ſollte, war angebrochen, und Alles, was zu dem Feſte gehörte, wohl beſtellt und verſehen. Auf einem ſchönen Anger vor der Stadt, der an den Rhein ſtößt, waren die Schranken aufgeſtellt, rings um dieſe befanden ſich, außer da, wo die Wege zum Ein- und Ausreiten der Ritter gelaßen waren, erhöhte Sitze, höher oder niedriger, je nach dem Stande derer, die darauf ihren Platz nahmen. Von den fürſtlichen Perſonen, welche in Worms anweſend waren, beſtiegen dießmal nur Wenige als Zuſchauer die für ſie bereiteten Sitze, denn ſie wollten, mit Ausnahme einiger Hochbetagten, die nicht mehr im Stande waren, an dieſen Vergnügungen der Jugend Theil zu nehmen, alle ſelbſt in die Schranken einreiten und an dem Kampfe Theil nehmen. Aber von fürſtlichen Frauen und Jungfrauen wurden alle Emporen angefüllt; ſo oft wieder eine derſelben auf dem Balkone ſichtbar war, ließen die Trompeter und Pauker ſich laut vernehmen und begrüßten die Ankommende: daßelbe geſchah auch bei den Frauen und Fräulein aus den übrigen Ständen.

Wie nun die Stunde, wo das Turnier beginnen

ſollte, erſchienen war, wurde aufgeblaſen und Jedermänniglich ſchickte ſich an, in die Schranken zu reiten: voran die Herzoge und Marggrafen, dann die Grafen, Freiherrn, Ritter und Edlen, und Alle wurden mit Trompeten- und Paukenſchall bewillkommt. Mit dem Glockenſchlage zwölf auf der Liebfrauenkirche gingen die Schranken wieder zu. Die Turnierordnung wurde von den Herolden verkündet; eben ſollte der Kampf beginnen, die Ritter hatten ſchon die Lanzen eingelegt, um gegen einander anzurennen, da rief plötzlich einer der Turnierkönige — es war die kräftige Stimme Heinrichs von Geroldseck — ein lautes „halt!“ in die Schranken und rannte mit aufgehobenem Stichkolben zwiſchen zween Ritter, die ſchon die Lanzen gegen einander eingelegt hatten. Wie niedergedonnert blieben dieſe ſtehen; jeder zog mit der Linken ſeines Roßes Zügel an, um nicht vorzurennen, ihre zitternde Rechte aber ließ die Stechlanze zu Boden fallen. Auch die übrigen Ritter hielten ihre Roße und eine allgemeine Stille trat ein. Darauf ſtellte ſich ein Wappenherold zwiſchen die beiden Berufenen und verkündete laut: „Gerwar von Schramberg, ihr habt euch wider Fug und Recht in die Schranken gedrungen, ſo doch euer Helm nicht getheilt ward, und euer Name, als der eines Jungfrauenſchänders aus der Turnierrolle getilgt iſt; ihr ſeyd der Strafe verfallen, Schild, Helm und Roß zu verlieren und von den Rittern geſchlagen zu werden.“ Mit dieſen Worten ergriff der Herold das Pferd des Schrambergers beim Zaume; dann wandte er

ſich zu dem andern Ritter: „und ihr, Walther von Lützelhard, Baſtard von Geroldseck, habt euch eingedrungen in die Schranken, ungetheilt und mit dem Wappenſchilde, das ihr zu führen nicht befugt ſeyd; auch ihr ſeyd der Strafe verfallen, daß euch die Ritter ſchlagen und ihr Schild, Helm und Roß verlieret.“ Der Herold hatte geendet, und gerade wollte ein zweiter Herold Walthers Roß am Zügel faßen; da war der alte Luitholb, der bisher in der Nähe gehalten hatte, ſchon bei der Hand; ſchnell riß er das Roß ſeines Herrn herum und — ſtracks dem Ausgange aus den Schranken zu, Walther mochte wollen oder nicht. Da war zum Unglücke ein Balken als Riegel vorgeworfen. „Stecht eurem Pferde die Sporen ein,“ — rief Luitholb ſeinem Ritter zu — „ſonſt ſind wir verloren!“ Mit dieſen Worten ließ er Walthers Roße die Zügel, denn hinter ihm ſausten ſchon die Prügel der Turnierknechte, dafür faßte er ſeinen Streitkolben mit beiden Händen und rechts und links ſtürzten die Getroffenen nieder. Indeßen ſezte Walther mit einem kühnen Sprunge über die Planke am Ausgange; ihm folgte im gleich kräftigen Satze Luitholds Roß; Beide befanden ſich außerhalb den Turnierſchranken und langten in wenigen Augenblicken in ihrer Herberge zu Worms an. „Das war ein ſauberes Turnier“ — ſagte Luitholb, als er ſeinem Herrn das Roß hielt, um abzuſteigen — „Hol' den Dank, wer da will, aber ihr dürft froh ſeyn, junger Herr, daß euch euer Harniſch noch am Leibe hängt.“ „Wollte Gott“ —

entgegnete Walther — „daß mein Roß an den Schranken todt mit mir niedergestürzt wäre, so hätte ich doch diese Schmach nicht überlebt; aber fürchterliche Rache dem Bruder meines Vaters, der sein eigen Geschlecht also zu Schanden machte; schrecklich wird der Bastard ihn dafür heimsuchen!“ So tobte Walther fort und brütete Rache, während der alte Luithold ihn vergeblich zu überzeugen suchte, daß der Oheim nicht anders gehandelt habe, als ihm seine Pflicht als Turniervogt geboten, ja, daß er so habe handeln müssen, um nicht den Vorwurf der Partheilichkeit zu Gunsten seines Neffen auf sich zu laden.

Schlimmer ergieng es Germarn von Schramberg. Während der Waffenherold den Zügel seines Rosses fest hielt, hatten die Ritter um ihn Gelegenheit, die gebührende Strafe an ihm zu vollziehen. Mit gewichtigem Streitkolben fielen sie über ihn her, schlugen ihm zuerst seinen Helm samt Kleinod vom Haupte, daß er in Stücke flog, dann rißen sie ihm den Harnisch vom Leibe, bis Nichts mehr an dem ganzen Ritter zu schauen war, als sein lederner Leibrock. Nachdem dieß geschehen, rißen ihn die Turnierknechte mit dem Sattel vom Pferde, legten diesen auf die Schranken und sezten den Ritter darauf, der so lange in dieser Schmach verharren mußte, bis das ganze Turnier zu Ende war. Dieß Alles geschah unter den Augen des Fräuleins von Falkenstein, die sich auf einer der Schaubühnen befand, aber alsbald zurücktrat, und vor Scham über die Schande ihres Ritters bis an den Hals erröthete. Ihr widerfuhr,

was ſie mit ihrer Falſchheit verdient hatte, und ebenſo hatte Germar von Schramberg ſeinen Lohn empfangen: denn des Morgens zuvor, ehe er ſich in die Turnierrolle eintragen ließ, hatte er die Tochter ſeines Wirthes mit Gewalt zu ſeinem Willen gebracht und mit Geld ihre Verſchwiegenheit zu erkaufen geſucht; allein der Vater des Mädchens hatte die Schändung ſeiner Tochter bei dem Turniervogte des Landes Schwaben angeklagt, und das war in eben der Stunde geſchehen, da die Vögte ſich zur Schau und Theilung der Helme auf das Rathhaus begaben.

Wie Alles auf dem Turnierplatze zu Ende war, zog man wieder der Stadt zu, wo Abends auf dem Rathhauſe der Tanz abgehalten werden ſollte. Es ward verordnet, daß zuerſt jeder der fürſtlichen Herrn einen Vortanz haben und nach dieſem die Danke ausgetheilt werden ſollten. Die erſten fünf Tänze gab man dem Pfalzgrafen bei Rhein, zween Herzogen von Baiern und zween Marggrafen; den ſechsten Tanz aber erhielt Albrecht von Habsburg, Landgraf im Elſaß, des Königs Sohn, mit Elsbeth, der Tochter des Grafen Mainhard von Görz und Tirol. Dieſe brachte ihrem Ritter als den beſten Dank, den er im Rennen und Stechen erworben hatte, eine goldene Kette, dreihundert Goldgulden an Werth, die hing ihm Fräulein Elsbeth um den Hals, und ſpäter wurde ſie ſelbſt ſeine ehliche Gemahlin. Nun wurden auch die übrigen Siegesdanke ausgegeben. Den erſten Grafendank erhielt Graf Eberhard von Würtemberg von einer Gräfin von Zollern, den

andern Graf Egino von Fürſtenberg von einer Gräfin von Hohenlohe; beide beſtanden in goldenen Ketten. Noch wurden drei Danke außer dieſen unter die übrigen von Adel ausgetheilt. Den einen reichte Frau Adelheid von Staufenberg dem Ritter von Dalberg: das war ein Kranz, den ſie ihm auf das bloße Haupt ſezte; den andern gab Fräulein Hermegard von Adolzheim dem Schenken Eberhard von Erbach, ebenfalls ein Kranz, und den dritten Kranz flocht die hübſche Ida von Geroldseck dem Ritter Arnold von Langenſtein in das goldene Lockenhaar. Nach dieſen erhielten auch die vier Turnierkönige ihre Danke. Nach der Preisvertheilung fing man wieder an zu tanzen und gab Jedem, der einen Dank erhalten hatte, einen Vortanz mit der Frau oder Jungfrau, die ihm den Dank gereicht hatte. Wohl bis zwei Stunden nach Mitternacht währte der Tanz, wo dann Alles ein fröhliches Ende nahm. Auf den folgenden Freitag ließen ſich ſodann Alle, die turnirt hatten, einſchreiben und nahmen ihre Turnierbriefe von den Vögten in Empfang. Die Fürſten, Grafen und Herren ſchieden ſämmtliche als gute Freunde von einander und zogen jeder ſeiner Heimath zu.

Auch Heinrich von Geroldseck trat mit ſeiner Tochter Ida den Rückweg in die Heimath an. War ſein ganzer Aufenthalt zu Worms über die Zeit des Turniers für ihn kein fröhlicher geweſen, und ebenſowenig für Ida, da beide nur gezwungen an den Freuden, die auf das Turnier folgten, Theil nahmen: ſo war beſonders ſein Heimritt für ihn ein düſterer,

wo er allein war und ſich dem Nachdenken über das Geſchehene und Erlebte ganz ungeſtört überlaßen konnte. Doch, bei alle Dem, daß ſein Neffe Walther über ſich ſelbſt, über ihn, den Oheim, und über das ganze Geſchlecht eine Schmach herbeigeführt hatte, war ihm Heinrich nur in jenen Stunden, wo er thatſächlich Trotz geboten, eigentlich böſe geworden, in ſeinem Herzen dagegen hatte er ihm bereits verziehen und hätte gerne gewünſcht, daß er jezt zu ſeiner Seite ritte, um ihm dieß kund geben zu können. Allein, während Heinrich ſo liebevoll dachte, ſah es mit der Geſinnung ſeines Neffen ganz anders aus. Walther war in dieſem Augenblicke ſeinem Oheime nahe, aber nicht mit einem Herzen voll Liebe und Verſöhnlichkeit, ſondern voll Haß und Rachſucht.

Längſt ſchon hatte Erſterer die Stadt Worms verlaßen und war mit dem alten Luithold auf dem Wege nach der Heimath vorangeeilt. Er ſah nicht mehr den Einzug der Turnierritter in die Stadt, hörte nicht mehr den Pauken- und Trompetenſchall der Luſtbarkeit vom Rathhauſe her, denn ihm hätte doch nur Alles als ein Faſtnachtſpiel erſcheinen müßen, zu nichts Anderem da, als um ihn zu kränken und ihm ſeine Schmach ins Gedächtniß zurück zu rufen. In wenigen Tagen war er wieder auf Burg Lützelhard; ein ſchmerzliches Wiederſehen für die bekümmerte Mutter. Lange ließ ſich Walther nicht vor ihr blicken, bis ſie den Heimgekehrten ſelbſt aufſuchte im einſamen Gemache. Luithold hatte unterdeßen Frau Gertruden bereits berichtet, was nöthig war, um

den Grund der ſchrecklichen Gemüthsſtimmung ihres Sohnes zu erfahren. Tröſtend wollte ſie dem Trauernden nahen, um ihn zu beruhigen; aber ſchreckliche Vorwürfe waren die einzigen Worte des Wiederſehens von Walthers Seite. „Verflucht ſey die Stunde" — rief er ſeiner Mutter entgegen — „da mein Vater mich mit dir gezeugt hat, um eine ewige Schmach als Baſtard durch das Leben zu tragen, als Baſtard, der ausgeſchloßen iſt aus der Mitte der Rechtlichen, dem es Jeder ins Angeſicht ſagen darf, wobei er dann verſtummen muß; als Baſtard, der von den Gliedern ſeines eigenen Geſchlechts verſtoßen und verhöhnt wird, als wär' er nicht ihres Fleiſches und Blutes. Verflucht ſey die Stunde, die mir das Daſeyn gab, und das Andenken deßen" — „Halt ein, mein Sohn!" — rief Gertrude — „und verſündige dich nicht an dem Andenken deines Vaters, ſondern wälze allen Fluch auf mich, denn ich bin die Schuldige und will gerne büßen für die Schwachheit meiner Jugend; du aber beruhige dich, denn du duldeſt ja ohne Schuld! und wenn dir je Schmach widerfährt, ſo gedenke, daß ein reines und rechtliches Leben dich von jedem Mackel der Geburt befreit und in den Augen der Welt rein macht." „Was ſoll mir dieſe Predigt frommen?" — unterbrach Walther ſeine Mutter mit höhniſchem Tone — „was kümmert mich die Welt, die mich ausgeſtoßen; rein oder nicht rein, ſchuldig oder nicht ſchuldig vor ihr, das iſt mir völlig gleichgültig; aber haßen will ich von nun an die Welt mit der ganzen Macht meines

Haßes: will ſie mich ausſtoßen aus ihrer Mitte, ſo ſoll ſie mich dagegen auch fürchten; ich will beginnen mit meinem Haße und meiner Rache bei dem Bruder meines Vaters, der ſein eigen Geſchlecht ſo ſchändlich geſchmäht hat!" „O Gott" — rief Gertrude — „was willſt du beginnen, mein Sohn! ich bitte, ich beſchwöre dich bei Allem, was heilig iſt, laß' ab von deinem Vorhaben, es iſt ein verdammliches, füge nicht zu der Schmach, die du zu dulden wähneſt, auch noch die Schuld vor Gott!"

Walther achtete nicht auf die Bitte ſeiner Mutter, die händeringend vor ihm ſtand; er ſtürmte hinaus und — es war Nacht. Er hatte drei ſeiner Knechte erleſen, von denen er wußte, daß ſie ſeines Winks unbedingt gewärtig waren, auch wenn es zu einer ſchlechten That führte; mehrere bedurfte er nicht zu ſeiner nächtlichen Jagd, war ja ſein Oheim von Geroldseck nur mit zwei Knappen in Worms eingeritten, treu dem Turniergeſetze, vermöge deßen ein Graf nicht mehr als zwei Diener bei ſich haben durfte. Walthers Knechte mußten ſich bis über den Rock vermummen, er ſelbſt aber zog eine alte roſtige Knappenrüſtung an und ſezte eine Helmkappe auf, die nur eine ganz kleine Oeffnung am Viſir hatte. Zu Roßen aber wurden die ſchlechteſten Mähren aus dem Stalle gewählt, die man ſonſt nirgens anders, als auf dem Acker brauchte, und zur Vorſicht wurden ihnen die Hufe umwunden. Verhaltungsbefehle gab Walther ſeinen Leuten ſchon jezt, damit es von ſeiner Seite keines Lautes mehr bedurfte, wenn ſie am

rechten Orte angekommen wären. Stille und unbemerkt ritten die Abentheurer aus der Burg, aber Einem Auge blieb Walthers Vorhaben doch nicht verborgen, es war das Auge deßen, der seit den Tagen seiner früheſten Jugend alle seine Wege und Stege beobachtet hatte, um ihn vor Argem zu bewahren. Der alte Luithold stand neben ihnen, als sie eben über die Brücke ziehen wollten. Zwar war derselbe, ermüdet von den Mühen des Weges, den er von Worms her zurückgelegt hatte, heute früher, als sonst, schlafen gegangen, aber — war es Zufall oder höhere Fügung — kein Schlaf wollte dießmal über ihn kommen, und als er im Hofe ein halblautes Geräusch hörte, stand er vom Lager auf, um als treuer Burgvogt nach der Ursache deſſelben zu spüren. „Bleibet!“ — rief er seinem Herrn zu, als er diesen erblickte, denn er durchschaute bald deßen Vorhaben — „bleibet, lieber, junger Herr, ihr seyd auf einem unrechten Wege, der zu eurem Verderben führt: folget eurem treuen Luithold, der euch um Gottes willen bittet, und gedenket des Jammers eurer Mutter.“ So bat und flehte der Alte, doch Walther hörte nicht, sondern gab seinem Roße die Sporen, um schnell von dem läſtigen Mahner wegzukommen. Er brauchte nicht lange zu reiten, so hatte er das Opfer seiner Rache schon erreicht.

7.

Vier Tage war Heinrich von Geroldseck von Worms bis in seine Heimath unter Wegs geweſen,

denn um ſeiner Tochter willen, die neben ihm ritt, konnte er ſeine Reiſe nicht beſchleunigen. Am Abende des vierten Tages kamen ſie zu Kloſter Gengenbach an, allein mit aller Kunſt der Ueberredung konnte es der Abt doch nicht dahin bringen, daß Heinrich ſeine Herberge im Kloſter nahm; er war ja ſeiner Burg und den lieben Seinigen bereits ſo nahe, daß er ſeiner Sehnſucht nach dem Wiederſehen keine weitere Nacht mehr einen Aufſchub ſetzen wollte. Darum zog er noch deſſelben Tages aus den Mauern des gaſtfreundlichen Gotteshauſes, obgleich es ſchon ziemlich ſpät und die Nacht am Anbrechen war. Es dämmerte ſchon tief, als die Reiſenden den Weg längs der Kinzig hinritten — ſie waren nicht mehr ferne von der Stelle, wo einſt das Häuschen ſtand, welches der alte Fährmann, Gertrudens Vater, bewohnt hatte, wovon jezt nur noch einige Trümmer ſtanden — hier bog der Weg von dem Fluße ab und rechts aufwärts der Burg Geroldseck zu; ein dichter Bergwald trennte Heinrich und ſeine Tochter noch von den heimathlichen Mauern. „Vater" — begann Ida zu dem Grafen, der in Gedanken verſunken war, denn er gedachte beim Anblicke des Häuschens an der Kinzig alter Zeiten und ſo mancher Geſchichten, die ſeitdem, daß er ſich von den Wogen der Kinzig als Jüngling in dem Schifflein hatte ſchaukeln laßen, in ſeinem Geſchlechte vorgefallen waren — „Vater" — wiederholte Ida, wir hätten doch lieber den Bitten des ehrwürdigen Abtes nachgeben und Herberge nehmen ſollen in den Mauern

seines Klosters; seht nur, was für ein unheimlicher Wald noch vor uns liegt, und es ist bereits tiefe Nacht." „Wir sind in Gottes Hand" — entgegnete Heinrich seiner besorgten Tochter — „und was würde die Mutter dazu sagen, die schon von unserer Heimkunft weiß, wenn wir noch eine weitere Nacht ferne von ihr blieben?" „Da habt ihr allerdings Recht, bester Vater; lieber noch die ganze Nacht durch reiten über Stock und Stein, um nur recht bald Mutter und Brüder wiederzusehen; ich fürchte mich jezt auch nicht mehr, denn ihr reitet ja neben mir, und Gott und seine Heiligen beschützen uns." „Und überdieß" — fiel der Graf ein — „ist der Wald von jeher sicher gewesen, auch habe ich Niemanden in der Welt, der mir feind seyn könnte, außer dem Ritter von Schramberg, dem ich beim Turniere sein Recht erwiesen, wie es meine Pflicht erheischte, ob er gleich der Sohn eines befreundeten Geschlechtes ist." „Auch euern Neffen nicht zu vergeßen" — bemerkte jezt der alte Konrad, des Grafen Diener, der ihm zur Linken ritt — „der muß wohl großen Grimm gegen euch im Herzen tragen, denn es ist ihm übel mitgespielt worden beim Turniere zu Worms; — aber, das muß man gestehen, Entschloßenheit besizt der junge Herr, und der kühne Sprung, den er über die Planken that, ist so gut einen Dank werth, als ob er einen Gegner aus dem Sattel niedergeworfen hätte." „Wenn nur dem armen Walther bei dem Sprunge kein Unglück zugestoßen ist" — versezte Ida — „er würde mich von ganzem Herzen dauern."

„Da dürft ihr wohl nicht besorgt seyn, gnädiges Fräulein" — meinte Konrad — „der alte Luithold hat seinen Ritter gut davon gebracht; gewiß sind Beide längst gut und wohlbehalten auf Burg Lützelhard angekommen." „Das wollt' ich gerne wünschen" — sagte Heinrich — „denn ich habe den Walther lieb, wie mein eigen Kind, wenn er auch manchmal eigensinnig und jähzornig ist."

Der Graf hatte kaum geredet, als ein vermummter Reiter, der hinter den Trümmern des Schifferhäuschens hervorsprengte, sein Roß beim Zügel faßte. Drei andere Verkappte folgten dem erstern. Ida stieß bei diesem plötzlichen Anfalle einen lauten Schrei aus, Heinrich aber zog sein Schwerdt zur Gegenwehr und seine beiden Knappen mit ihm. „Konrad, bringe mein Kind in Sicherheit!" — rief er dem alten Diener zu; — nur ungerne folgte dieser, denn er wollte seinen lieben Herrn in solcher Gefahr nicht verlaßen, aber er gehorchte, um Ida's willen. Wie Luithold damals beim Turniere zu Worms gethan, so faßte jezt Konrad des Fräuleins Roß und zog Pferd und Reiterin mit sich, so sehr diese auch widerstrebte, denn auch sie wollte nicht von des Vaters Seite weichen.

Ungestört ließen die Vermummten die Beiden abwärts ziehen; aber ein hitziger Kampf begann jezt zwischen ihnen und dem Grafen: Funken stoben von Helmen und Schildern in der dunkeln Nacht, wie aus einer Esse, wenn der Hammer das Eisen trifft. Obgleich nur zwei gegen vier standen, so blieb doch

der Kampf geraume Zeit unentſchieden. Da ſank des Grafen einziger Diener, nachdem er ſeinen Herrn lange getreulich vertheidigt hatte. Während der eine der Vermummten dem Grafen im Alleinkampfe gegenüber ſtand, fielen die andern ihm von hinten in die Arme, und hielten ihn ſo feſt, daß der ſchon Ermüdete das Schwerdt nicht mehr zu ſchwingen vermochte.

Die Knechte rißen ihn jezt vom Pferde auf den Boden, ſchlangen ihm eine Binde um Augen und Mund, und Stricke um Arme und Leib, ſo, daß er ſich nimmer von der Stelle bewegen konnte. Wie der alte Konrad dieß ſah, vermochte er ſich nicht zu halten. „Bleibet, mein Fräulein,“ — rief er Ida zu, — „und gehet nicht von der Stelle, ich muß eurem Vater zu Hilfe kommen!“ Mit gehobenem Schwerdte rannte er auf die Angreifenden zu, und der Kampf erneuerte ſich neben dem gebundnen Grafen. Aber es waren Vier gegen Einen; das Niederwerfen und Binden war ein Werk des Augenblicks geweſen, und Konrad kämpfte neben einem Unmächtigen gegen vier Kräftige. Ein Hieb, mit jugendlicher Kraft geführt, traf den alten Mann an die Helmkappe, betäubt ſtürzte auch er vom Pferde. Die Vermummten nahmen den Grafen ſchnell auf eines ihrer Pferde; zuerſt wendeten ſie ſich dem Wege zu, den die Reiſenden gekommen waren, gen Gengenbach, dort vorbei gingen ſie waldeinwärts. Die ganze Nacht führten ſie den Gebundenen im Dunkel des Waldes herum die Kreuz und Quere, immer weiter abwegs von den beiden Burgen Geroldseck und Lützelhard.

Ehe noch die Morgendämmerung anbrach, nahmen ſie den Grafen wieder von dem Pferde, ſie ſtanden jezt vor einem abgelegenen, aber denen auf Lützelhard wohl bekannten Felſenloche, zu dem nur ein kleiner Eingang führte. In dieſes warfen ſie den Grafen und verrammelten es mit Steinen ſo feſt, daß keines Einzelnen Macht weder von Innen noch von Außen es zu öffnen vermochte. Heinrich wurde in die hinterſte Ecke der Höhle gelegt, ſeine Augen blieben zugebunden, keines ſeiner Bande wurde gelöst, nur allein der Mund blieb frei zum Athmen. Nachdem ſie ſo das edle Wild in ſichere Haft gelegt hatten, wandten ſich die nächtlichen Jäger auf einer andern Seite der Burg Lützelhard zu. Noch ehe der Tag anbrach, kamen ſie daſelbſt an und Niemand fragte, was geſchehen war. Aber Walther rüſtete in aller Stille ein Gefängniß zu, das entlegenſte und ſchrecklichſte in der Burg: das ſollte der Verwahrungsort für das Opfer ſeiner Rache werden.

Wir kehren auf die Stätte zurück, wo die ſchreckliche That geſchehen war. Klagend mit gerungenen Händen ſtand Ida vor dem alten Diener, an dem ſie noch einige Zeichen des Lebens bemerkt hatte. Ihr lautes Klagen und Jammern rieß ihn aus ſeiner Ohnmacht, und er ſchlug die Augen wieder auf. Wie erſchrak er, als er nur das Fräulein und den erſchlagenen Knappen neben ſich, den geliebten Herrn ſelbſt aber von dannen geführt ſah! „Fräulein“ — war ſein erſtes Wort, als er wieder auflebte, — „wo iſt euer Vater hingekommen?“ „O Gott!“ —

schluchzte Ida, — „die Vermummten haben ihn von dannen geschleppt, und ich konnte im Dunkel der Nacht nur so viel unterscheiden, daß sie den Weg ritten, den wir gekommen sind.“ „So kehren wir nach Kloster Gengenbach zurück, und hören nicht auf zu suchen, bis wir eine Spur von eurem Vater finden,“ —erwiederte Konrad, — „denn ohne den Vater dürfen wir nicht auf Geroldseck zurückkehren.“ Mit Mühe bestieg Konrad sein Pferd wieder; es war beinahe schon Tag geworden, als sie auf dem Wege nach Gengenbach zogen. Wo sie hinblickten, sahen sie die Spuren von Pferdehufen, aber diese gingen alle vorwärts. Im ganzen Kloster wußte Niemand anzugeben, daß Leute die Straße her oder hingezogen wären. Trostlos kehrten Beide die Straße, die sie gekommen waren, zurück, und setzten mit düsterem Blicke und traurigem Herzen den Weg nach Geroldseck fort. So oft freut sich der Mensch, wenn er nahe daran ist, die Arme der Seinigen zu umfaßen; nicht so die arme Ida, die sich so lange und so heiß nach dem Augenblicke des Wiedersehens gesehnt hatte! Es war ein Wiedersehen des Schreckens, als Ida zum erstenmale die geliebte Mutter erblickte. Mit Schluchzen und Weinen sank sie ihr in die Arme. Worte konnte sie keine hervorbringen, aber was sie nicht sprach, berichtete mit eben so schmerzlichem Gefühle der alte Knappe. Auch die vier Junker kamen herbei und vernahmen mit Schrecken die Trauerkunde. Aber sie klagten und weinten nicht, wie die zarte Frauen, so schmerzlich auch der Eindruck gewesen

war, den die Nachricht auf sie gemacht hatte, sondern sie handelten, anstatt sich ihrem Schmerze zu überlaßen. Während Ida bald ihre Mutter tröstete, bald Frau Adelheid wieder ihre Tochter zu beruhigen suchte, bestiegen die Junker, selbst den jüngsten Ottmar, nicht ausgenommen, ihre Pferde, und schwuren hoch und theuer, nicht wiederzukehren auf Burg Gerolbseck, bis sie eine sichere Spur von ihrem Vater aufgefunden hätten. Zuerst ritten sie hinüber nach Lützelhard, um bei ihrem Vetter Walther Erkundigung über den Grafen einzuziehen, denn noch wußten sie nicht, was zwischen diesem und ihrem Vater zu Worms Widriges vorgegangen war. Mit verstellter Theilnahme hörte Walther sie an, als sie ihm die Nachricht brachten, wie Heinrich, so nahe vor seiner Heimkehr zu den Seinigen, im Walde überfallen und davon geschleppt worden wäre. „Wie bedaure ich es jezt von ganzem Herzen" — rief er mit erzwungener Rührung — „daß ich nicht länger in Worms geblieben bin, um euern Vater in eigener Person nach Hause geleiten zu können, vielleicht, daß ich das Unglück verhütet hätte!" Alsbald ließ er sein Pferd satteln und schloß sich an seine Vettern an, um mit ihnen den Verlorenen aufzusuchen. Während die Junker Alles als herzliche Theilnahme von Seiten Walthers aufnahmen, hatte dieser es lediglich aus Schlauheit gethan. Indem er seine Vettern begleitete, hatte er die beste Gelegenheit, sie, statt auf die rechte Spur zu leiten, gerade von derselben abzuführen. Kein Dorf, kein Weiler, keine Burg blieb von ihnen unbesucht,

wo ſie ſich nicht nach Einem erkundigten, der mit Gewalt durchgeſchleppt worden wäre, und als ſie ſich nach den Wäldern wandten, die im Umkreiſe ihrer Burg lagen, blieb keine Schlucht undurchſucht, kein Felsloch unbeachtet, wo ſich allenfalls ein Sitz von Räubern hätte befinden können. Aber gerade dasjenige wurde übergangen, wo der arme Graf ſchmachtete. Da ſie, ſeit der Abweſenheit ihres Vaters, nur ſelten Burg Geroldseck verlaßen hatten, waren ihnen die Schluchten und Felslöcher viel weniger bekannt geworden, als ihrem Vetter Walther, der ja Tag für Tag in den Wäldern umherſtreifte. Den ganzen Tag über ſuchten die Söhne nach dem Vater, ſie gaben ſich alle erdenkliche Mühe, aber es war vergebens. Als der Tag zur Neige ging, kehrten ſie wieder um, und kamen mit betrübterem Herzen, als ſie ausgezogen waren, wieder auf Geroldseck zurück. Damals hatten ſie noch gehofft, nun waren ſie ohne alle Hoffnung — aber im Stillen lachte Walther und freute ſich in ſeinem Innern ob der gelungenen Unthat. Er verſtand es nur allzu gut, die Wahrheit zu verbergen; denn als er ſeine Vettern ſpät Abends noch auf Geroldseck begleitete, nahm er eine ſo traurige Miene an, als ob er hauptſächlich durch das Unglück des Oheims den empfindlichſten Verluſt erlitten hätte. Ja, als Frau Adelheid die, ohne den Vater wiederkehrenden, Söhne mit lautem Jammer und Wehklagen empfing, vermochte er die freche Verſtellung ſo weit zu treiben, daß er in die Klage der Jammernden mit einſtimmte, und nicht minder reichliche Thränen vergoß als die, welche um

Gatten und Vater ſich härmten. Nur den alten Konrad wollte es bedünken, als wäre die Theilnahme Walthers nicht ſo gar herzlich, und die Thränen, welche er ſonſt ſo ſelten in Walthers Augen ſah, konnten auch dießmal eben nicht viel zu bedeuten haben; wenigſtens wußte er all dieſes Weſen mit dem, was ſich zu Worms begeben hatte, nicht ganz zu reimen. Es war auch in der That die ſchrecklichſte Verſtellung, die man ſich nur denken konnte, denn kaum hatte Walther Burg Gerolbseck verlaßen, die von nun an ein Haus des Jammers und der Klage war, ſo nahm er in der Stille der Nacht wieder Einen jener Drei, in ſeine böſe Abſicht Eingeweihten zu ſich, und ſtracks ging es nun durch das Dunkel der Wälder dem Felsloche zu, wo der Oheim gefangen lag. Walther fühlte kein Erbarmen, denn Grimm und Rachſucht hatten ſein Herz ganz in Stein umgeſchaffen. Er hatte die Thränen und den Jammer der Traurenden auf Gerolbseck geſehen, denen er Alles geraubt hatte. Wäre ſeiner Racheübung nicht genug geſchehen geweſen, wenn er den Oheim jetzt auf den nächſten Weg geſtellt hätte, um zu den Seinigen zurückzukehren? nein, er blieb beharrlich in dem, was er ſich vorgenommen: das Werk der Rache mußte vollendet werden, wie es beſchloßen war. Sie nahmen den Grafen, ſteckten ihm einen Knebel in den Mund und führten ihn der Burg Lützelhard zu. Auf ein verabredetes Zeichen zog der Thorwächter leiſe die Brücke auf; unbemerkt zog Walther und der Knecht mit dem Raube durch das Thor und ſchnell dem Verließe zu, das an dem abgelegenſten

Theile der Burg lag, wo ſeit Jahren keine Menſchenſeele hingekommen war, wo längſt nur Kröten und Unken ihre Wohnung hatten. Walther ſelbſt ſezte den Unglücklichen auf den Haſpel, die Binde wurde ihm von den Augen genommen, ſeine Bande wurden gelöst und er ſo hinabgelaßen in die Tiefe. Nun war der unglückliche Graf auf immer aus dem Kreiſe der Lebendigen gerückt, auch er war jezt eines jener Opfer, die langſam hinſterben in den Tiefen der Erde, ohne daß eine Klage des Jammers hinauf bringt, und ein Wort des Troſtes zu ihnen hernieder kommt. Unten im Burgverließe war eine Streue von Stroh, wie man ſie dem Vieh bereitet, um darauf auszuruhen; bald ſtand auch ein Krug Waſſer und ein Stück ſchwarzes Brod, was an einem Seile hinabgelaßen wurde, vor ihm. Heinrich aß nicht, ob er gleich ſeit der Stunde des Unglücks keinen Biſſen genoßen und keinen Tropfen Waßer getrunken hatte. Aber eines Schwammes bedurfte er, wie weiland jener unglückliche König, um ſeine Thränen abzutrocknen, die von nun an auf ſein Lager floßen, ungeſehen von den Menſchen: doch Der, welcher ins Verborgne, ſelbſt in die unterſten Gründe der Erde ſieht, ſah ſeine Thränen fließen und hörte ſeinen Jammer.

So hatte nun Walther ſein ſchändliches Werk zu Ende geführt, und Niemand in der Burg, ſelbſt Luithold nicht, der doch überall ſeine Augen hatte, dem Nichts entging, was innerhalb der Mauern geſchah, wußte Etwas von dem Gefangenen; ja, ſogar die Knechte, die Walther zum Ueberfalle des Grafen

mit ſich genommen hatte, wußten nicht, was mit dem Manne weiter geſchehen war, den ſie in das Felſenloch gebracht hatten; noch viel weniger hatte das andere Geſinde in der Burg einen Gedanken davon, daß der Graf von Geroldseck in dem Verließe läge. Zum Thurm hatte Niemand einen Schlüßel, als Walther der Burgherr ſelbſt, und zum Thurmhüter hatte er denjenigen ſeiner Leute erſehen, mit deßen Hülfe er den Oheim aus dem Felsloche abgeholt und in die Burg gebracht hatte. Dieſer brachte dem Grafen von nun an jeden Tag Brod und Waßer, welches er an einem Seile in das Kerkerloch hinabließ; über dieſes Geſchäft beobachtete er fortwährend das tiefſte Stillſchweigen, und wenn auch der Gefangene in der Tiefe eine Frage an ihn richtete, um zu erfahren, wo er ſich denn eigentlich befinde, ſo gab er nicht die mindeſte Auskunft, denn ein hoher Schwur, den er ſeinem Herrn gethan, legte ihm ewiges Stillſchweigen über dieſe Unthat auf.

8.

Zwei Jahre hatte dieſer traurige Zuſtand des Grafen gedauert; wir übergehen hier, was in dieſen Zeitraum fällt, denn es dreht ſich Alles um ein trauriges Einerlei. Auf Burg Geroldseck nie aufhörender Jammer, nie endende Klage um den geliebten Vater, denn alle Nachforſchungen, welche die vier Junker da und dort anſtellten, waren vergebens geblieben; ſo daß am Ende alle Hoffnung, den Vermißten widerzufinden, aufgegeben und derſelbe von Allen in der Burg, ſo wie von Jedermann in der

Theile der Burg lag, wo seit Jahren keine Menschenseele hingekommen war, wo längst nur Kröten und Unken ihre Wohnung hatten. Walther selbst sezte den Unglücklichen auf den Haspel, die Binde wurde ihm von den Augen genommen, seine Bande wurden gelöst und er so hinabgelaßen in die Tiefe. Nun war der unglückliche Graf auf immer aus dem Kreise der Lebendigen gerückt, auch er war jezt eines jener Opfer, die langsam hinsterben in den Tiefen der Erde, ohne daß eine Klage des Jammers hinauf bringt, und ein Wort des Troſtes zu ihnen hernieder kommt. Unten im Burgverließe war eine Streue von Stroh, wie man ſie dem Vieh bereitet, um darauf auszuruhen; bald ſtand auch ein Krug Waſſer und ein Stück ſchwarzes Brod, was an einem Seile hinabgelaßen wurde, vor ihm. Heinrich aß nicht, ob er gleich ſeit der Stunde des Unglücks keinen Biſſen genoßen und keinen Tropfen Waßer getrunken hatte. Aber eines Schwammes bedurfte er, wie weiland jener unglückliche König, um ſeine Thränen abzutrocknen, die von nun an auf ſein Lager floßen, ungeſehen von den Menſchen: doch Der, welcher ins Verborgne, ſelbſt in die unterſten Gründe der Erde ſieht, ſah ſeine Thränen fließen und hörte ſeinen Jammer.

So hatte nun Walther ſein ſchändliches Werk zu Ende geführt, und Niemand in der Burg, ſelbſt Luithold nicht, der doch überall ſeine Augen hatte, dem Nichts entging, was innerhalb der Mauern geſchah, wußte Etwas von dem Gefangenen; ja, ſogar die Knechte, die Walther zum Ueberfalle des Grafen

mit ſich genommen hatte, wußten nicht, was mit dem Manne weiter geſchehen war, den ſie in das Felſenloch gebracht hatten; noch viel weniger hatte das andere Geſinde in der Burg einen Gedanken davon, daß der Graf von Gerolbseck in dem Verließe läge. Zum Thurm hatte Niemand einen Schlüßel, als Walther der Burgherr ſelbſt, und zum Thurmhüter hatte er denjenigen ſeiner Leute erſehen, mit deßen Hülfe er den Oheim aus dem Felsloche abgeholt und in die Burg gebracht hatte. Dieſer brachte dem Grafen von nun an jeden Tag Brod und Waßer, welches er an einem Seile in das Kerkerloch hinabließ; über dieſes Geſchäft beobachtete er fortwährend das tiefſte Stillſchweigen, und wenn auch der Gefangene in der Tiefe eine Frage an ihn richtete, um zu erfahren, wo er ſich denn eigentlich befinde, ſo gab er nicht die mindeſte Auskunft, denn ein hoher Schwur, den er ſeinem Herrn gethan, legte ihm ewiges Stillſchweigen über dieſe Unthat auf.

8.

Zwei Jahre hatte dieſer traurige Zuſtand des Grafen gedauert; wir übergehen hier, was in dieſen Zeitraum fällt, denn es dreht ſich Alles um ein trauriges Einerlei. Auf Burg Gerolbseck nie aufhörender Jammer, nie endende Klage um den geliebten Vater, denn alle Nachforſchungen, welche die vier Junker da und dort anſtellten, waren vergebens geblieben; ſo daß am Ende alle Hoffnung, den Vermißten widerzufinden, aufgegeben und derſelbe von Allen in der Burg, ſo wie von Jedermann in der

Umgebung, der ihn kannte, als todt betrauert wurde. Auf Burg Lützelhard dagegen war das rachsüchtige Herz des Burgherrn fortwährend daſſelbe geblieben, wie ſeit jener erſten Stunde, da er die Schmach zu Worms erfahren und ſo tief empfunden hatte. Faſt ſchien Walther ſelbſt zu vergeßen, daß unter den Gemächern der Burg, wo er täglich aus und einging, ein Mann ſchmachte, der ihn ſtets wie ein Vater und Freund geliebt hatte, und kam auch je einmal eine Stunde, die ihn wegen ſeiner großen Schuld anklagte, er war taub gegen die innere Richterſtimme, oder ſuchte ſich dergleichen Gedanken oder Grillen, wie er ſie nannte, durch Jagden und Zechgelage aus dem Kopfe zu vertreiben. Kein Tag verging, wo er nicht da oder dort in der Nachbarſchaft zechte und ſchwelgte, oder gleichgeſinnte Geſellen auf ſeine Burg einlud, um bis in die tiefſte Nacht zu ſchwärmen. Der zuvor ſo ruhige und ſtille Wittwenſitz Lützelhard war jezt ein Tummelplatz der Schwelgerei und Völlerey; und da ſteuerte keine Einrede der Mutter Gertrud, kein Wort des redlichen und frommen Luithold, der oft bedenklich den Kopf ſchüttelte, wenn er hinſah auf das Sündenleben, das ſeit zwei Jahren auf der Burg geführt wurde. Walther hörte nicht mehr auf die Mutter, nicht auf die Rede des Redlichen, ſondern lieh ſein Ohr allein dem falſchen Knechte Golo, der, ſeit er Theilnehmer ſeiner böſen That geworden war, ſein ganzes Vertrauen beſaß, und ihm nie von der Seite wich, um dem jungen Burgherrn ein Vorbild von Laſtern jeder Art zu werden. Ging es zu einem wilden Zechgelage auf

einer der benachbarten Burgen, so begleitete er seinen Herrn, und wenn dieser erst in spätester Nacht nach Hause kehrte, war gewiß der böse Golo derjenige gewesen, der den Herrn dazu veranlaßt hatte. Wie mußte es oft der unglückliche Graf im Kerkerloche entgelten! wie oft unterließ es Golo, ihm seine bestimmte Nahrung zu reichen, wenn er und sein Herr, taumelnd vor Trunkenheit, auf die Burg zurückkehrten!

Eines Tages zogen Beide wieder einmal aus der Burg, um ihrem gewohnten Sündenleben nachzugehen; Walther, in welchem immer noch ein Gefühl für Recht und Ordnung lebte, so lange der Wein seine Kraft noch nicht an ihm äußerte, wollte, als es Nacht geworden war, mitten unter den Freuden des Bechers aufbrechen, aber der Knecht Golo war noch nicht mit dem Willen seines Herrn einverstanden. „Laßt uns warten, Herr Ritter“ — rief Golo, der voll von Wein war, lallend — „bis der Tag kommt, denn die alte Eule, der Luitholb, wird sich ungerne aus dem Schlafe wecken laßen, um uns Herren das Thor zu öffnen; oder wartet doch wenigstens so lange, bis der Vollmond am Himmel steht.“ Dießmal war es das erste Mal, daß Walther seinem lieben Golo nicht nachgab; er mußte satteln, und sie ritten bei stockfinsterer Nacht der Burg Lützelhard zu. Ihr Weg führte sie über die Stelle, wo der Graf von Geroldseck vor zwei Jahren unter ihren Händen erlegen und gebunden davon geschleppt worden war. „Schaut“ — rief Golo seinem Herrn zu — „hier zur Stelle, da hab' ich dem Knappen eures Oheims den Garaus gemacht, als er seinem Herrn den

Schild vorhielt; von hinten hab' ich ihm das Schwerdt durch den Leib geſtoßen." „Nimm dich in Acht" — ſcherzte Walther — „ſein wandelnder Geiſt dreht dir ſonſt den Hals um, wenn du nicht ſchweigſt." „Ah bah" — rief Golo mit lautem Lachen — „der bleibt, wo er iſt." Er hatte das Wort noch nicht geſprochen, ſo ſtieg ein blaues Flämmchen ganz nahe vor dem Kopfe des Pferdes, das Golo ritt, aus dem Boden empor und verſchwand plötzlich wieder. Erſchrocken fuhr das Thier mit dem Kopfe zurück und ſchäumte und tobte. Da ſtieß ihm Golo die Sporen in die Seite, aber das Pferd bäumte ſich hoch auf und warf den Reiter ab. Golo that einen ſo ſchweren Fall, daß er nimmer aufſtand, denn er hatte den Hals gebrochen. Ohne ſich nach dem Genoßen ſeines Verbrechens umzuſehen, ritt Walther im Fluge von dannen: denn ihm, der ſich ſonſt weder vor Lebendigen noch vor Todten gefürchtet hatte, war mit Einem Male Furcht und Grauen überkommen. Ganz in nüchternem Zuſtande kam er nach Mitternacht auf Lützelhard an.

Wohl hätte ihm dieſer ſchreckliche Vorfall eine Bußglocke werden ſollen, von ſeinem böſen Leben abzulaßen; dem war aber nicht ſo. Der einzige ſchmerzliche Eindruck, den der Vorfall auf ſein Herz machte, war der, daß er den Genoßen ſeiner Bosheit und ſeinen vielgetreuen Thurmhüter verloren habe, und dieß legte ſich ihm um ſo näher, als er dieſen Verluſt durch keinen Andern aus dem Burggeſinde zu erſetzen wußte. Er überlegte lange hin und her, was er thun ſollte, da kam er endlich auf den Gedanken, einem ganz fremden Menſchen den Schlüßel

zum Thurme und die Beſorgung des Gefangnen anzuvertrauen. Seine Wahl fiel auf einen jungen, gutmüthigen Mann aus dem Litſchenthale, das zur Herrſchaft der Grafen von Geroldseck gehörte, aber doch von beiden Burgen ziemlich ferne lag. Dieſer übernahm ſein Amt und dieſelben Verpflichtungen, wie der erſte Thurmhüter; aber auch er wurde nur unter der Bedingung angenommen, daß er ſeinem neuen Herrn feierlich gelobte, weder dem Burggeſinde, noch ſonſt Jemanden eine Mittheilung über ſeinen Beruf zu machen, vor Allem nie eine Frage an den Gefangnen zu richten, noch ihm auf eine Frage von ſeiner Seite etwas zu antworten. Einige Zeit verſah der neue Diener ſeinen Beruf, getreu ſeinem gegebenen Verſprechen, bis einmal ein Zufall die Veranlaßung wurde, daß er das Gebot des Stillſchweigens übertrat.

Die einzige Oeffnung, die ſich an dem Burgverließe befand, wo der Graf ſchmachtete, beſtand in einem kleinen Luftloche, das von Zeit zu Zeit geöffnet werden mußte, um den üblen Geruch, der aus dem Kerkerloche hervorging, abzutreiben, damit der Gefangene nicht bei lebendigem Leibe vermoderte, und auf dieſe Weiſe früher, als es dem ewigen Rächer gefiel, aus ſeinem jammervollen Daſein gerißen würde. Wenn man dieſe Oeffnung aufmachte, ſo geſchah es ganz im Geheimen, und wo möglich gegen Abend, wenn Niemand mehr darauf achtete. Da geſchah es eines Tages, daß, während daſſelbe offen ſtand, ein Gaſt über die Brücke ritt, und Einlaß begehrte. Der Thurmwächter ſtieß in das große

Horn, wodurch man die Ankunft von Fremden anzumelden pflegte, so daß der Ton desselben durch den offenstehenden Luftzug in den Kerker des Gefangnen drang. Da däuchte es dem Grafen, als seien ihm dieß bekannte Töne, und habe er dieses Horn schon öfter blasen hören. Bald darauf erschien der Kerkerhüter und brachte ihm seine Nahrung.

Während der Gefangene diese in Empfang nahm, rief er hinauf und es entspann sich folgendes Gespräch zwischen ihm und dem Hüter:

Graf: Sag' an, mein Freund, ist das Horn, dessen Töne zu meinem Ohre gedrungen, das Horn des Burgwächters auf Lützelhard? es sind mir bekannte Töne.

Wächter: Ich kann und darf dir keine Auskunft geben; mein Herr hat es mir strenge verboten, als er mich auf die Burg nahm.

Gr.: Wie nennt sich der Herr, in deßen Diensten du stehst?

W.: Ich darf dir seinen Namen nicht nennen.

Gr.: Aber doch deinen Namen darfst du mir sagen?

W.: Auch das nicht.

Gr.: Doch den Namen deines Vaters darfst du mir sagen?

W.: Meinen Vater heißen die Leute den Rublehen.

Gr.: Und wo wohnt dein Vater?

W.: In dem Litschenthale hat er sein Häuschen.

Gr: Ist es das Litschenthal, das zu der Herrschaft Geroldseck gehört?

W.: Wie, kennest du denn das Litschenthal?

Gr.: Wohl kenne ich es, mein Freund, und ich

kenne auch deinen Vater, den guten Rublehen, der lange auf Burg Geroldseck diente, ehe er deine Mutter als sein Weib ins Litschenthal heimführte.

W.: Also hast du meine selige Mutter auch gekannt?

Gr.: Die gute Hermegard, ob ich die gekannt habe? ja, so gut, als ich meine eigene Mutter kannte, denn sie war ja meine Amme.

W.: O, du lieber Himmel, so bist du mir ja kein Fremder, sondern ein bekannter Mann.

Gr.: Ja, mein Freund, ich bin ein dir bekannter Mann, bin dein rechtmäßiger Herr, und dein Vater ist einer meiner Insaßen aus dem Litschenthale.

W.: Doch seyd ihr nicht gar etwa mein gnädiger Herr von Geroldseck?

Gr.: Kein anderer als der; ja, ich bin dein unglücklicher Herr von Geroldseck, der schon zwei Jahre lange schmachtet in schnöder Haft, und sich umsonst sehnet, seine Gemahlin und Kinder wieder in die Arme zu schließen, die ihn längst für todt halten.

W.: So sey es Gott geklagt, daß ihr, mein gnädiger Herr von Geroldseck, euch auf Burg Lützelhard und in der Hand des wilden Walthers befindet, und daß ich der unglückliche Mann bin, der seinen natürlichen, rechtmäßigen Herrn unerkannt bisher als einen gemeinen Gefangenen behandeln mußte; — möge mein Ritter dieß verantworten.

Gr.: Nun denn, so gemahne ich dich der Treue und Pflicht, die dein Vater und alle die Deinen vor dir als Hintersaßen mir bisher erzeigt haben: handle auch du also, und schaffe, daß ich ledig werde von

möge. „Die Rüden mögen die Burg hüten, bis ich wiederkehre, und iſt das nicht genug, ſo betet ihr heute zur heiligen Jungfrau, daß ſie ihre Schürze über das alte Felſenneſt ausbreite, und es bewahre für das Häuflein ihrer frommen Schaafe.“ Mit höhniſchem Lachen rief er dieſe Worte, gab dem Pferde die Sporen, und ſprengte auf einer andern Seite die Burg hinab. Statt mit freudigem Gefühle, trat Mutter Gertrude mit traurigem Herzen über die Schwelle der Kirche, und während ſie einſtimmte in die Andacht der Frommen, betete ſie flehentlich zu Gott, daß er die Seele ihres Sohnes zum Beßern wenden möge. Ein Anderer betete zu derſelben Stunde; war es gleich nicht vor dem Altare in der Kirche, ſondern in der Nacht des Kerkers, er betete doch vor Dem, der ins Verborgene ſieht, der das Seufzen der Betrübten hört, und die Thränen der Weinenden trocknet. Der Graf lag auf den Knieen, wie er jeden Tag in der Frühe zu thun pflegte, mochte es ein gewöhnlicher, oder ein Tag des Herrn ſeyn; er bat um Erlöſung von ſeinen Leiden, und ahnte nicht, daß die Erlöſung ſo nahe war. Noch war er im Gebete begriffen, da hörte er über ſich bekannte Tritte, und bald darauf die Stimme des Rudlehen: „Herr“ — rief dieſer, — „es iſt Oſtern, wo der Heiland aus dem Grabe ging, auch ihr ſollt heute hervorgehen aus des Kerkers Nacht: die Burg iſt leer, die Leute ſind alle in der Kirche zu Seelbach, aber eilen müßen wir, ehe ſie wiederkehren.“ Zu gleicher Zeit ſetzte er den Haſpel an, und ließ ihn in die Tiefe gleiten. Der Graf hielt ſich daran, und in kurzer

Zeit war er in die Höhe gezogen, aber der Rublehen hatte alle seine Kräfte zusammen nehmen müßen.

Ermattet sank Heinrich um, als er sich oben im ersten Stockwerke des Thurms befand, und den frischen Luftzug aus den Oeffnungen desselben zum ersten Male wieder einathmete. Schnell nahm ihn der treue Knecht auf seine Schultern, und eilte mit ihm aus dem Thurme. Während er ihn davon trug, erwachte der Graf wieder aus seiner Ohnmacht, aber er blickte nicht auf, denn seine Augen waren ungewohnt, das Tageslicht zu ertragen. Nun stellte sich aber den Beiden noch eine weitere Schwierigkeit entgegen. Da nämlich alle Bewohner der Burg nach Seelbach hinab gegangen waren, so waren die Thore fest verschloßen, daß man weder von außen noch von innen aufriegeln konnte. Dafür hatte jedoch der Rublehen schon gesorgt, und ein Jagdgarn auf der Mauer über der Pforte zurecht gelegt. Sie stiegen hinauf, und während der Diener das Garn über die Mauer hielt, trat der Graf hinein, und glücklich kam er auf den Boden. Ihm nach stieg der Rublehen, aber noch hatte er den Boden nicht berührt, so riß das Garn, und der Getreue wäre ohne Weiteres über die Mauer auf die Felsen des Grabens gestürzt, wenn nicht der Graf, bei all seiner schwachen Kraft, ihn noch aufgefaßt und festgehalten hätte. Schnell eilten sie jetzt der Burg Geroldseck zu; aber, als sie kaum aus dem Bereiche von Lützelhard waren, da ging es wegen der großen Entkräftung des Grafen nur in langsamen Schritten, und es nahte schon der Abend heran, als sie vor die Pforte

möge. „Die Rüden mögen die Burg hüten, bis ich wiederkehre, und iſt das nicht genug, ſo betet ihr heute zur heiligen Jungfrau, daß ſie ihre Schürze über das alte Felſenneſt ausbreite, und es bewahre für das Häuflein ihrer frommen Schaafe.“ Mit höhniſchem Lachen rief er dieſe Worte, gab dem Pferde die Sporen, und ſprengte auf einer andern Seite die Burg hinab. Statt mit freudigem Gefühle, trat Mutter Gertrude mit traurigem Herzen über die Schwelle der Kirche, und während ſie einſtimmte in die Andacht der Frommen, betete ſie flehentlich zu Gott, daß er die Seele ihres Sohnes zum Beßern wenden möge. Ein Anderer betete zu derſelben Stunde; war es gleich nicht vor dem Altare in der Kirche, ſondern in der Nacht des Kerkers, er betete doch vor Dem, der ins Verborgene ſieht, der das Seufzen der Betrübten hört, und die Thränen der Weinenden trocknet. Der Graf lag auf den Knieen, wie er jeden Tag in der Frühe zu thun pflegte, mochte es ein gewöhnlicher, oder ein Tag des Herrn ſeyn; er bat um Erlöſung von ſeinen Leiden, und ahnte nicht, daß die Erlöſung ſo nahe war. Noch war er im Gebete begriffen, da hörte er über ſich bekannte Tritte, und bald darauf die Stimme des Rudlehen: „Herr!“ — rief dieſer, — „es iſt Oſtern, wo der Heiland aus dem Grabe ging, auch ihr ſollt heute hervorgehen aus des Kerkers Nacht: die Burg iſt leer, die Leute ſind alle in der Kirche zu Seelbach, aber eilen müßen wir, ehe ſie wiederkehren.“ Zu gleicher Zeit ſetzte er den Haſpel an, und ließ ihn in die Tiefe gleiten. Der Graf hielt ſich daran, und in kurzer

Zeit war er in die Höhe gezogen, aber der Rublehen hatte alle seine Kräfte zusammen nehmen müßen.

Ermattet sank Heinrich um, als er sich oben im ersten Stockwerke des Thurms befand, und den frischen Luftzug aus den Oeffnungen desselben zum ersten Male wieder einathmete. Schnell nahm ihn der treue Knecht auf seine Schultern, und eilte mit ihm aus dem Thurme. Während er ihn davon trug, erwachte der Graf wieder aus seiner Ohnmacht, aber er blickte nicht auf, denn seine Augen waren ungewohnt, das Tageslicht zu ertragen. Nun stellte sich aber den Beiden noch eine weitere Schwierigkeit entgegen. Da nämlich alle Bewohner der Burg nach Seelbach hinab gegangen waren, so waren die Thore fest verschloßen, daß man weder von außen noch von innen aufriegeln konnte. Dafür hatte jedoch der Rublehen schon gesorgt, und ein Jagdgarn auf der Mauer über der Pforte zurecht gelegt. Sie stiegen hinauf, und während der Diener das Garn über die Mauer hielt, trat der Graf hinein, und glücklich kam er auf den Boden. Ihm nach stieg der Rublehen, aber noch hatte er den Boden nicht berührt, so riß das Garn, und der Getreue wäre ohne Weiteres über die Mauer auf die Felsen des Grabens gestürzt, wenn nicht der Graf, bei all seiner schwachen Kraft, ihn noch aufgefaßt und festgehalten hätte. Schnell eilten sie jetzt der Burg Geroldseck zu; aber, als sie kaum aus dem Bereiche von Lützelhard waren, da ging es wegen der großen Entkräftung des Grafen nur in langsamen Schritten, und es nahte schon der Abend heran, als sie vor die Pforte

von Geroldseck kamen. Da nahm der Rublehen von dem Grafen Abschied; er warf sich vor ihm nieder, umfaßte seine Kniee und sprach: „Herr, verzeihet mir, so ich euch, meinem natürlichen Herrn, dem ich mit Pflicht und Eid verwandt bin, irgend ein Leides zugefügt habe, während ich euch im Kerker hüten mußte.“ „Nein, vielmehr,“ — entgegnete der Graf, indem er ihn aufhob, — „bin ich dir mit Dank verpflichtet, daß du mir herausgeholfen aus dem Kerkerloche und mich hieher gebracht; bleibe bei mir, daß ich dir lohnen kann.“ Aber der Rublehen ließ sich nicht halten, denn er wollte zurück in sein Thal, wo er zuvor gewesen war. Da sprach der Graf: „so will ich dir und allen deinen Nachkommen lohnen, was du Gutes an mir, deinem Herrn, gethan, auf ewige Zeiten.“

Nachdem der Knecht weggegangen war, schlug Heinrich an die Pforte seiner väterlichen Burg. „Wer ist unten?“ — rief der Thorhüter, der bei dem Laute auf die Zinne heraus trat.

„Ein bekannter Mann, der die vier Junker auf der Burg allein zu sprechen begehrt.“ Der Thorhüter ging und meldete es den Junkern; diese erschienen alsbald vor der Pforte.

Wie wurden sie überrascht, als ein Mann mit schneeweißen Haaren und langem Barte ihnen entgegen kam, und unter Thränen ausrief: „Gott willkommen, ihr lieben Söhne, daß mein Aug' euch wiedersehen darf!“ Betroffen fuhren sie zurück, als der Mann in zerlumpten Kleidern und von gar jämmerlichem Aussehen also sprach, und wollten schon wieder die Pforte vor ihm verriegeln. „Bin ich nicht

euer Vater," — fuhr der Graf fort — „und ihr wollet mich verstoßen? schauet mich recht an, liebe Söhne; ob ich gleich in jämmerlicher Gestalt vor euch stehe, ich bin doch der, als den ich mich ankünde, bin euer leiblicher Vater." Da rief Walther, der älteste unter den Brüdern: „so müßten die Todten wieder auferstehen." „Ist nicht heute der heilige Tag, wo die Todten auferstehen?" entgegnete Heinrich.

„Ihr seyd ein Betrüger," — rief der zweite von den Junkern, — „daß ihr euch für unsern Vater ausgebet, sintemal derselbe schon seit zwei Jahren nimmer am Leben ist. „So seyd ihr die Getäuschten", — fuhr der Graf fort, — „daß ihr mich unter den Gestorbenen wähnet; bin ich nicht weggeschleppt worden unter den Augen des alten Konrad und meiner eigenen Tochter? ja, meine Söhne, vernehmet das Schreckliche, daß Walther auf Lützelhard mich gefangen davongeführt und bisher in trauriger Haft gehalten hat, wo meine Haare weiß geworden sind, und mein Bart lang gewachsen ist, und ich also verändert worden bin in meiner Gestalt, daß ihr mich nimmer erkennen konntet. Doch, weil ihr zweifelt, daß ich euer leiblicher Vater sey, so rufet mir eure Mutter und Schwester her, ehe ich eintrete in die Burg." Drei von den Junkern gingen in die Burg zurück, um die Mutter zu holen, aber Ottmar, der jüngste, blieb an der Pforte stehen, er trat seinem Vater näher, um ihn hereinzuführen, der aber schlang die Arme um ihn, und drückte ihn an sein Herz, denn er war dem Vater unter den Vieren immer der liebste

gewesen, und Ottmar blieb in seiner Umarmung, denn, als er an des Mannes Herz ruhte, war es ihm, als ob er schon öfter an demselben geruht hätte. Während dessen kam Frau Adelheid mit ihrer Tochter; auch sie wollten im ersten Augenblicke den Gemahl und Vater nicht wieder erkennen, weil er so gar verändert und entstellt war. Als er jedoch der edlen Frau näher trat, und den Aermel am Gewande zurückschlug, wo sie ein bekanntes Mal am Arme erblickte, und zugleich seine Stimme vernahm, da schlang sie ihre Arme um ihn, und rief: „ja, du bist es, mein verlorner Gemahl! tretet herzu, Söhne und Tochter, ihr sollt wahrlich wißen, daß das euer leiblicher Vater ist. Da trat Ida herzu, hing sich an seinen Hals und weinte vor Freuden. Die drei Söhne aber fielen dem Vater zu Füßen, und baten ihn um Verzeihung, daß sie ihn nicht gleich Anfangs erkannt hatten. Heinrich hob sie alle auf, drückte sie an seine Brust, und nun war es gar rührend anzusehen, wie Mutter, Söhne und Tochter den Wiedergefundenen umgaben. Wie im Triumphe führten sie ihn in die Burg ein; plötzlich kamen alle Bewohner und Dienstleute herbei und begrüßten ihren geliebten Herrn, den sie so lange mit Schmerz vermißt hatten. Jetzt erst erzählte der Graf den Seinigen die ganze Geschichte seiner Leiden, die er bisher erduldet hatte. Frau Adelheid staunte über die Bosheit Walthers, und noch mehr über seine Verstellungskunst, wie er einst so theilnehmend an ihrem Jammer sich benahm, während er doch sein böses Werk erst vollendet hatte; die Söhne aber schwuren

einen hohen Eid, den Vater zu rächen an dem grausamen, entarteten Vetter. Und dieser Schwur war nicht umsonst gethan.

Ohne langen Verzug sandten die Söhne von Geroldseck Botschaft an alle Freunde und Lehensmänner des Vaters, machten diesen eine genaue Mittheilung von Allem, was geschehen war, und boten sie auf zu einem Zuge gegen Walther von Lützelhard. Alle kamen unverweilt, und nun zogen, während der Graf, in Folge seiner Entkräftung, das Lager hüten mußte, die Söhne mit den Ihrigen aus, und legten sich vor Burg Lützelhard. Als Walther die Menge der Ritter und Reisigen erblickte, die rings seine Burg umgaben, da erkannte er bald, auf wen dieser Zug abgesehen war. Das Wappen von Geroldseck, das er einst wider Fug und Recht sich angemaßt hatte, prangte auf den Schildern der vier Anführer. Walther gedachte seiner Missethat, und so entsank ihm beim Gefühle seiner schweren Schuld aller Muth. Dazu wußte er, daß Niemand auf der Burg, der die Waffen tragen konnte, für ihn gerne sein Leben einsetzen würde; daher stellte er sich gegen die Belagerer, als ob er sich rüste mit aller Macht, um lange Zeit Widerstand zu leisten; aber eines Tages, während die Feinde zum ersten Male stürmten, verließ er heimlich die Mauern, und entfloh durch einen verborgenen Ausgang.

Nachdem der Burgherr seine eigenen Leute auf so feige Weise im Stiche gelaßen hatte, stiegen diese von den Zinnen der Mauern, warfen die Waffen von sich und übergaben die Burg auf Gnad' und Ungnade

denen von Geroldseck. Dieſe zogen nun in das ohne Schwerdtſchlag gewonnene Neſt ein. Obgleich der Vogel ihnen ſchon entflogen war, ſo verfuhren die Rächer doch nicht feindſelig gegen die Burgbewohner, ſondern alle durften abziehen, ohne daß ihnen irgend ein Leid geſchah; Walthers Mutter aber und der alte Luithold wurden auf Geroldseck gebracht, und da es ſich erfand, daß ſie nicht den geringſten Theil hatten an Walthers Miſſethat, wurden beide freundlich daſelbſt aufgenommen und immerdar wohl gehalten. Als die Burg leer war von allen ihren Bewohnern, ließen die Junker ihre Mauern und Thürme niederreißen; derjenige aber, wo ihr Vater ſo lange geſchmachtet hatte, wurde bis auf den Grund geſchleift, daß man keine Spur mehr davon ſah. Ehe ſie abzogen, ließen ſie Feuerbrände in die Burg werfen, und bald zeigte ein Trümmer- und Aſchenhaufen, daß die Rächer der Miſſethat hier geweſen waren. Von Walther hörte man Nichts mehr ſeit jener Stunde; Gertrud, ſeine Mutter, wurde nie froh mehr in ihrem Leben — ſie betrauerte ihren verlorenen Sohn, und der einzige Gegenſtand ihres Flehens zu Gott war, daß er doch noch ſeiner Seele gnädig ſeyn möge. Auf Burg Geroldseck kehrte wieder die Freude ein, und der Graf vergaß ſeinen Retter nicht. Er verlieh ihm und ſeinen Nachkommen beſondere Freiheiten, deren ſich das Geſchlecht der Rublehen noch bis in die neueſte Zeit erfreute.

Inhalt.

		Seite
I.	Der hölliſche Schuß	1
II.	Die Zerſtörung von Hohenkrähen	25
III.	Die Brüder von Geroldseck	103
IV.	Falkenſtein	173
V.	Die neue Weibertreue	183
VI.	Des Baſtards Rache	233

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06221 4724